



Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

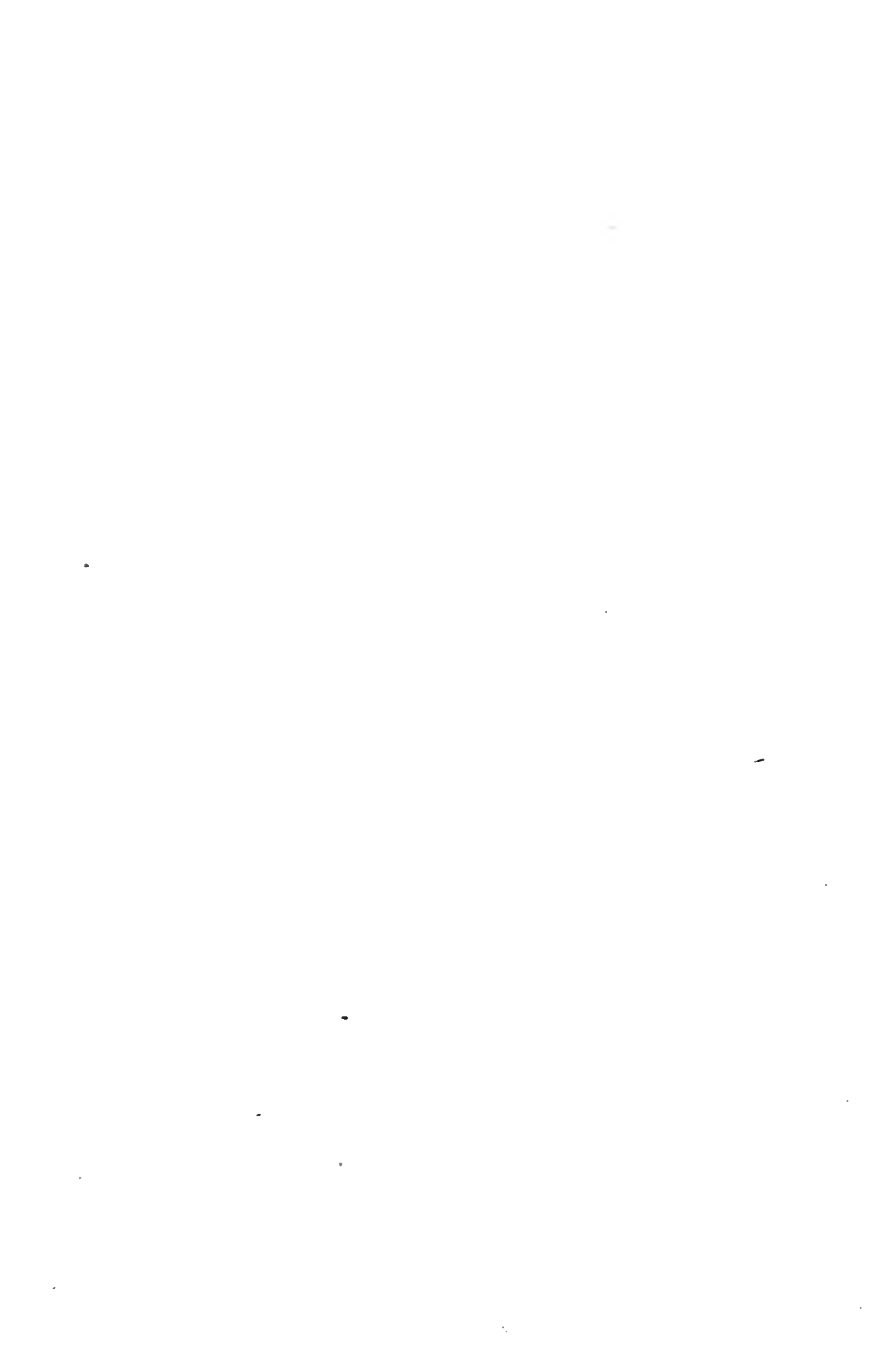
Neunter Band.

Inhalt: Aspasia. 2. Teil.



Leipzig.

Hesse & Becker Verlag.



Inhalt.



13. Diopeithes und Hipparete.

Aspasia befand sich verkleidet auf dem Schiffe, welches den athenischen Strategen von Milet zu seiner Flotte vor Samos zurückführte. Als die Triere aus dem Hafen hinausruderte in die offene, morgendlich glänzende See, wandte die Milesierin an der Seite ihres Freundes den Blick zurück nach dem blühenden ionischen Gestade. Heere von Kranichen und von langhalsigen Schwänen flogen über die Au und ließen, die rauschenden Fittiche schlagend, sich nieder am hallenden Ufer. Aspasias Blicke aber hafteten auf den entschwindenden Zinnen ihrer Vaterstadt. Ihr Gemüt fühlte von der stolzen Empfindung sich durchdrungen, daß sie hier an dieser Stätte, wo sie das Licht zuerst erblickt, den schönsten Triumph ihres Lebens besiegelt und den Zauberbann der Liebe fester als jemals, ja unauflöslich, um den gefeiertsten hellenischen Mann ihrer Zeit geschlungen. Auch Perikles blickte nach dem entschwundenen Gestade Joniens mit heller glänzendem Auge zurück: er gedachte der süß verlebten Tage und wie seine unvergleichliche Freundin, ein weiblicher Antäus, aus der Berührung ihrer Heimaterde gleichsam eine verdoppelte Kraft sieghaften Liebreizes in sich gesogen.

„Fast möchte ich klagen,“ sagte er, „um den entschwundenen milesischen Honigmond; aber wie sollte mich der Gedanke nicht beruhigen, daß ich doch dich selbst als schönste Beute wieder mit mir entführe?“

„Überall hin“, erwiderte Aspasia, „wird uns das Glück und die Liebe folgen; nur eines lassen wir zurück, um es vielleicht nie wiederzufinden: die glückliche Verborgenheit, die wir hier genossen, und die schöne Freiheit von allen beengenden Fesseln.“

Perikles senkte das Haupt und sah nachdenklich vor sich hin.

„Nach Athen zurückgekehrt,“ fuhr Aspasia fort, „bist du wieder der Staatslenker, auf dessen Tun und Lassen aller Augen gerichtet sind, bist du wieder Bürger Athens, von des Herkommens strenger Regel gebunden, bist wieder Telesippens Gatte — und ich — nun, ich bin eben wieder die Fremde, die Heimatlose, die Rechtlose, ich bin, wie deine Gattin und ihre Freundin sich ausdrücken, die Hetäre von Milet ...“

Perikles erhob langsam sein Haupt und blickte der Freundin scharf ins Angesicht. „Hast du nach anderem verlangt, Aspasia?“ sagte er; „hast du nicht beständig als ein Sklaventum die Ehe verspottet und als ein Gefängnis das Frauengemach des Atheners?“

„Ich erinnere mich nicht, Perikles,“ erwiderte Aspasia, „daß du es mir jemals in der Tat anheimgestellt hättest, ob ich mich entscheiden will für den Stand der Hetäre oder für den der athenischen Ehefrau.“

„Und wenn ich es täte,“ sagte Perikles, „wenn ich diese Entscheidung dir anheimstellte, welche Antwort würdest du geben?“

„Ich würde dir sagen,“ erwiderte Aspasia, „daß ich weder für das eine noch für das andere mich entscheide; daß ich freiwillig weder Hetäre sein will, noch eines Atheners Ehefrau.“

Perikles war betroffen.

„Eines Atheners Ehefrau?“ wiederholte er dann; „du scheinst also nicht jede Art von Ehebund, sondern bloß die athenische verschmähen zu wollen; sage mir doch, wo in aller Welt das Ideal von Ehebund zu finden ist, welches deinen Beifall hat?“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte Aspasia, „ich denke, daß es noch nirgends in der Welt vorhanden ist; aber ich trage es in mir.“

„Und wessen würde es bedürfen, um das, was du in dir trägst, zu verwirklichen?“ fragte Perikles.

„Wenn es eine Ehe geben soll,“ erwiderte Aspasia, „so soll sie auf das Gesetz der Freiheit und auf das Gesetz der Liebe gegründet sein.“

„Und was müßte ich tun,“ fragte Perikles, „um dies Ideal mit dir zu verwirklichen?“

„Du müßtest mir alle Rechte der Gattin einräumen, ohne mir eines von den Rechten zu entziehen, welche du bisher der Geliebten eingeräumt!“ versetzte Aspasia.

„Du willst,“ sagte Perikles, „daß ich Telesippe verstoße und dich an ihrer Stelle als Herrin in mein Haus einführe? Dies ist mir verständlich; unklar aber ist mir der Rest deines Verlangens. Was verstehst du unter den Rechten, die ich dir nicht entziehen soll?“

„Vor allem das Recht, zwischen mir und dir kein Gesetz als das der Liebe anzuerkennen!“ versetzte Aspasia. „So bin ich dir gleichberechtigt wie die Geliebte, nicht Sklavin, wie die Ehefrau. Du bist des *Hauses* Herr, doch nicht der meine; du begnügst dich mit dem Opfer meines Herzens, ohne meinen Geist in Fesseln zu schlagen und mich zu dumpfer Untätigkeit in der Einsamkeit des Frauengemachs zu verdammen.“

„Du willst mir also dein Herz darbringen,“ sagte Perikles, „deines Geistes Vorzüge und Wirkungen aber sollen wie bisher Gemeingut sein? Du willst dir nicht versagen, in Berührung zu bleiben mit allem, was deine Phantasie anzuregen, deinen Geist zu beschäftigen vermag?“

„So ist es!“ rief Aspasia.

„Und wenn wir den Versuch eines solchen Bundes machen wollten,“ sagte Perikles, „weißt du, ob dieser Versuch möglich ist, nicht bloß vom Gesichtspunkte des Herkommens, sondern auch vom Gesichtspunkte der Liebe selbst betrachtet?“

„Wenn er dir unmöglich scheint, wer zwingt uns, ihn zu machen,“ versetzte Aspasia lächelnd, drückte den Freund

mit einem zärtlichen Kusse an sich und begann von anderen Dingen zu sprechen.

Der Weg nach Samos war rasch zurückgelegt. Nachdem Perikles hier einige Anordnungen bei der Flotte getroffen, bestieg er neuerdings eine Triere, um nach Chios zu segeln.

„Wie?“ rief Aspasia scherzend, „trägst du so großes Verlangen, jene einst von dir geliebte Schöne wiederzusehen, die, soviel ich weiß, bei dem Dichter Jon auf Chios lebt?“

Perikles lächelte wie über einen Scherz.

Diesmal war Sophokles im Geleite des Perikles. Der Dichter war nicht wenig überrascht, die Milesierin in altgewohnter Verkleidung auf dem Schiffe des Perikles wiederzusehen.

Sie war nun wieder der reizende Jüngling, dessen Geheimnis nur wenigen Eingeweihten enthüllt war.

Auf Chios, dem Heimatlande der edelsten Trauben, die unter griechischem Himmel reiften, dessen Bewohner die reichsten Leute in ganz Hellas genannt wurden, lebte der tragische Dichter Jon, ein geborener Chiote, der mit seinen Tragödien zu Athen schon manchen Lorbeer errungen. Freilich soll er die Bürgerschaft Athens durch einige Fässer Chierweins, die er bei der Aufführung seiner ersten Tragödie dem Volke spendete, für sich und seine tragische Poesie günstig gestimmt haben. Er war, wie schon diese Freigebigkeit beweist, einer der reichsten Männer von Chios, und als solcher auch von bedeutendem politischem Einfluß auf seiner heimatlichen Insel.

Mit Perikles stand Jon nicht auf gutem Fuße, seit beide Männer Nebenbuhler bei der reizenden Chrysilla gewesen, und der Dichter war noch immer verstimmt gegen Perikles, obgleich die Schöne zuletzt sein eigen geblieben und dem begüterten, in Üppigkeit lebenden Manne gefolgt war in sein Heimatland. Perikles bedauerte die Nachwirkung alter Gegnerschaft im Gemüte seines einstigen Nebenbuhlers.

Denn er hatte von den Chioten einige nicht unwichtige Zugeständnisse für Athen zu erwirken und mußte nun fürchten, daß ihm der einflußreiche Jon aus persönlicher Abneigung im Wege stehen werde.

Sophokles nahm es auf sich, Jon mit Perikles zu versöhnen, und da niemand zum Vermittler so sehr von Natur geeignet war, als der liebenswürdige, alle Menschen leicht für sich einnehmende Dichter der „Antigone“, so gelang ihm auch jener Versuch bei seinem Kunstgenossen Jon so trefflich, daß dieser den Perikles sogleich mit Sophokles zu sich einlud und es sich zur Ehre rechnete, die beiden athenischen Strategen zu bewirten.

Nur von einem Morgen bis zum anderen konnte Perikles auf Chios verweilen, und nachdem des Tages größerer Teil den politischen Unterhandlungen gewidmet worden, schickte Perikles unter Begleitung des Sophokles sich an, der Einladung des Jon zu folgen.

Aber nicht ohne einen dritten begaben sich die beiden in das Haus des chiotischen Gastfreundes.

Aspasia war nicht ohne geheime Absicht darauf bestanden, dem Freunde diesmal in der Verkleidung eines Sklaven zu folgen und dort, wohin er sich begab, nach dem Brauch der Sklaven, welche im Geleite ihrer Herren gingen, dienstbereit ihm nahe zu bleiben.

Die geheime Absicht aber, welche die Milesierin hatte, war keine andere, als die Wiederbegegnung des Perikles und der schönen Chrysilla unschädlich zu machen, die Aufmerksamkeit ihres Freundes von Chrysilla und die der Schönen von Perikles abzuziehen. Perikles willigte in die Verkleidung Aspasias und suchte den Grund derselben in einer verzeihlichen Neugier seiner Freundin, jene Chrysilla kennen zu lernen.

Jon bewohnte ein Landgut an der reizvollsten Stelle des zuerst scharf, dann sanft ansteigenden Meerufers, rings umgeben von besonnten Geländen, die voll der reifenden Gabe des Bacchos hingen.

Er führte seine Gäste hinaus auf eine Terrasse, die auf einem von der lieblichsten Meereswelle umspülten Felsvorsprunge lag. Auch sie war überdacht von hellaubigem Rebengeschlinge, von welchem die Chiertrauben verlockend niederhingen, und zwischen welchem dem Auge ein entzückender Ausblick auf das schimmernde Meer und die blühenden Nachbarinseln vergönnt war.

An diesen lieblichen Ort führte Jon seine Gäste, und nachdem ihre Augen von der holden Schau gesättigt waren, hieß er sie auf weichen Pfühlen sich niederlassen und bewirtete sie mit köstlichen Erfrischungen. Das edelste Naß wurde kredenzt in silbernen Pokalen.

Chrysilla war anwesend. Sie blühte noch wie eine Rose, aber die Blüte ihrer Glieder hatte im Laufe der Zeit auf Chios zu solcher Üppigkeit sich entwickelt, daß des Atheners feiner Sinn das schöne Maß darin vermißte. Sie glich einer stolzen, vollprangenden Rose; aber die Rose ist eben nur die üppigste und duftigste, nicht die schönste der Blumen.

Jon, der im Grunde doch ein Mann von guter Gemütsart und ein heiterer Freund des Genusses war, empfing Perikles mit versöhntem Geiste und unverstellter Herzlichkeit.

Er erhob den Becher, in welchem die feurigste Flut seiner Gebinde schäumte, auf das Wohl des Perikles, und vergaß nicht des berühmten Genossen desselben, des edlen Sophokles.

Als aber Jon sich weiterhin erging in begeistertem Lobe der beiden Männer und der Erfolge gedachte, welche sie als Strategen vor Samos erfochten, da lehnte Sophokles für seinen Teil dies Lob ab und sagte, daß es ungeteilt seinem Freunde Perikles gebühre.

„Gleichwohl“, fuhr Sophokles zu Jon und einigen von Jon geladenen vornehmen Chiern gewendet fort, „würdet ihr unrecht tun, wenn ihr in diesem unserm Perikles vor allem den Staatsmann und Feldherrn bewundern wolltet. Vom Ruhme seiner Unternehmungen und Schöpfungen geht die Kunde durch ganz Hellas, aber sie meldet nur von den=

jenigen Eigenschaften des großen Mannes, welche Lärm verursachen und weithin glänzen. Ich dagegen weiß von dem edleren, dem geräuschlosen Teil seiner Tugenden mehr als je zu sagen seit dieser Mitgenossenschaft in den Kämpfen vor Samos. Von den Siegen wißt ihr, die er dort erfochten, aber ihr wisset nicht, daß er, als jeder von den fünfzig reichen Samiern, die er als Geiseln nach Lemnos schickte, ihm heimlich ein Talent für seine Freilassung anbieten ließ, diese Anträge sowie die Summen, mit welchen der persische Satrap ihn zu bestechen versuchte, zurückwies. Andere erzählen euch, wie viele feindliche Schiffe er in den Grund gebohrt, wie viele Feinde er getötet hat — ich aber will euch sagen, wieviel er aus Mitleid am Leben gelassen, auch wie sparsam er mit dem Blute der Seinigen umgegangen und wie ich ihn ein paarmal scherzend zu den Soldaten habe sagen hören, wenn es auf ihn ankäme, sollten sie ewig leben. Er erfand die ‚eisernen Hände' für seine Schiffe, damit die Hände von Fleisch und Bein sich besser schonen konnten. Ihr wisset, daß er ein Held ist in den Stunden des Kampfes; ich aber sag' euch, daß er ein Weiser ist in den Stunden der Ruhe, und daß er, wenn es eben Muße im Lager gab, seinen Kriegern Wind und Wetter und Sonnen- und Mondesfinsternisse und alle Erscheinungen am Himmel erklärte, weshalb ihn auch viele für einen Zauberer hielten. Von seiner Gelehrsamkeit und Stärke in der Philosophie haben sie eine so hohe Meinung, daß viele jetzt für gewiß behaupten, er habe den samischen Feldherrn Melissos, einen namhaften Philosophen, weniger durch seine geschickte Strategie, als durch mörderische Syllogismen in die Flucht geschlagen. Es gab keinen sanfteren und keinen strengeren, keinen gefürchteteren und keinen beliebteren Mann im Lager als ihn, keinen schweigsameren, wenn Reden überflüssig war, und keinen beredteren, wenn es nötig war zu reden. Dies wollte ich euch sagen von Perikles, damit ihr den edlen und trefflichen Mann als solchen rühmet, nicht immer den Strategen und Seehelden; denn als solcher verdient er zwar Lob, aber nicht

unbedingt, insofern er, nachdem er vor Samos sich gut gehalten, zu Milet, wie ich höre, sich weniger tapfer benommen, ja seiner Flotte und seines Feldherrnamtes beinahe vergessen, und einige Tage länger als nötig in der dortigen Bucht vor Anker gelegen, was ich als einen strategischen Fehler betrachte."

Jon und die anderen Zuhörer lächelten bei dieser Schlußwendung des Sophokles. Perikles aber besann sich nicht lange, die Rede seines Freundes wie folgt zu erwidern:

„Mein Amtsgenosse und Freund Sophokles hier will euch bereden, wie ich höre, mich lieber zu den Weisen als zu den großen Strategen zu zählen. Gerne würde ich, um nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, umgekehrt von ihm behaupten, daß er mehr zu den großen Strategen als zu den Weisen zu rechnen, aber es liegt allzusehr auf der Hand, um es bemänteln zu können, daß er mit mir in gleicher Lage ist: Von der Strategie nämlich und von dem, was zum Seewesen gehört, versteht auch er, sozusagen, nicht allzuviel. Er wird sein Leben lang viel leichter die Namen sämtlicher Nereiden des Meeres, als die Benennung der Bestandteile eines wohlgebauten athenischen Dreiruderers seinem Gedächtnisse einprägen. Aber er hat uns während dieses Seezuges als Stratege einen prächtigen Päan auf den Asklepias gedichtet, der auf der ganzen Flotte gesungen wird, und der, wie alle Steuerleute und Ruderknechte bezeugen, uns bei Stürmen auf der See schon die trefflichsten Dienste geleistet. Und wie sein Päan die aufgeregten Meereswellen besänftigt und die helfenden Götter der Seefahrt günstig stimmt, so ist sein ganzes Wesen einem milden Öle vergleichbar, das alles Rauhe glättet, alles Wilderregte beschwichtigt. Die Leute auf seinem Schiffe tun das Rechte, auch wenn er ein verkehrtes Zeichen gibt, und halten ihn für einen zwar im Seewesen unerfahrenen, aber gottgeliebten Mann. Wenn aus meinem Munde etwas kommt, was die Leute für weise halten, so meinen sie, daß ich dies von dem Klazomenier Anaxagoras habe; wenn aber Sophokles den Mund öffnet,

so sind alle überzeugt, daß ihm das, was er sagt, die Götter selbst im Traume eingegeben. Von dieser Art, ihr Männer von Chios, ist mein Mitstratege Sophokles hier. Ich meine ihn gelobt zu haben und würde den Göttern danken, wenn das Lob, welches er über mich ausgegossen, so wohl verdient wäre, als dasjenige, welches ich ihm mit diesen Worten gespendet."

So rühmten einander, angeregt vom feurigen Geiste des Bacchos, herzliches Empfinden unter der Maske anmutigen Scherzes bergend, die beiden athenischen Schiffsbefehlshaber im Kreise heiter beseelter Männer, unter den Traubengehängen der schönen Meerterrasse des Jon.

„Geziemt es doch fast zu erröten," sagte Jon, „wenn man Männer vor sich sieht wie Perikles und Sophokles, welche mit großen Dingen beschäftigt und unablässig für das Allgemeine tätig sind, während man selbst in der Zurückgezogenheit nur dem Genusse des Daseins und den Musen lebt. Aber ich denke, es gibt neben rühmlichem und schönem Tun auch einen löblichen und schönen Müßiggang. Ich habe diesen erkoren."

„Gewiß", sagte Sophokles, „ist ein Müßiggang schön zu nennen, der schöne Früchte bringt. Die Athener haben deine Tragödien nicht vergessen!"

„Noch deinen Chierwein!" fügte Perikles hinzu.

„Ich weiß," versetzte Jon gutmütig lächelnd, „ihr Athener sagt, daß ich durch meinen Wein euren Beifall im Theater erkaufen wollte, aber sagt, was ihr wollt, nur nicht, daß der Wein schlecht gewesen. Denn, wenn ihr meinen Chier nicht lobt, so kränkt ihr mich mehr, als wenn ihr meine Tragödien tadelt."

„Da sehe man doch diese tragischen Poeten," sagte Perikles, „wie sie so fröhlichen Geistes sind, während sie es doch lieben, in ihren Tragödien sich mit den finstersten und schrecklichsten Dingen zu befassen, immerfort beschäftigt mit Götterzorn, uraltem Fluch, forterbender Schuld, entsetzlichen Schicksalswendungen und dergleichen . . ."

„Eben weil wir heiteren Geistes sind,“ versetzte Sophokles, „lassen wir uns mit dem Düsteren ein; wir ringen damit und möchten es gerne bezwingen. Es ist nun einmal da und will überwunden sein. Mutig ringen wir mit jenen alten blinden Natur- und Schicksalsmächten, um die menschlichen Dinge, so gut wir es vermögen, aus dem Banne einer finsteren Notwendigkeit zu befreien. In den hellen Sternnächten, welche ich am Bord meiner Triere vor Samos zubrachte, habe ich mich viel im Geiste mit jenem duldenden thebanischen Greise beschäftigt und ihn verfolgt auf dem Wege, wie er zuerst, von verzweifelter Reue ob unfreiwilliger Schuld getrieben, des Augenlichtes sich selber beraubt und ins Elend wandert, allmählich aber hindurchdringend zu des Geistes reiner Klarheit und Freiheit, Schuld und Reue zuletzt von sich abschüttelt, vor seines Lebens Ende das greise Haupt mit dem Stolze des Schuldlosen emporrichtet und aus einem Verbrecher zum Richter wird über diejenigen, welche nicht unfreiwillig und unwissend wie er, sondern bewußt, nicht durch äußerlichen Schicksalsfluch, sondern von innen heraus durch Verleugnung edler menschlicher Gefühle gefrevelt haben.“

„Freund!“ sagte Ion, „in dem, was du von Ödipus sprichst, steckt doch die alte bekannte Schwärmerei für deinen Heimatgau; denn dort war es ja, wo dein greiser Dulder zur Ruhe einging . . .“

„Ich gestehe gern“, erwiderte Sophokles, „und ich erblicke ein günstiges Zeichen für mein tragisches Dichteramt darin, daß eben in jenem Gau, der mich gebar, jene uralten tragischen Wirrnisse sich lösten.“

„Ehre deinem Heimatgau!“ sagte Perikles; „aber gestatte mir zu erwähnen, Freund, daß nicht bloß dein Gau, sondern ganz Athen der Boden ist, auf welchem alte Wirrsale sich lösen, alte Schuld gesühnt wird, vorzeitliches Dunkel zerrinnt an der Stätte der lichten Göttin Pallas Athene! Auf dem gnadenreichen Boden Athens hat nicht bloß jener Duldergreis, sondern auch der furiengepeitschte Jüngling

Orest seines Fluches Lösung gefunden, ja ihr alle kennt den Erdschlund in der Nähe des unvollendeten Tempels des olympischen Zeus, und wir wollen gerne glauben, was die Sage berichtet, daß in diesem Erdschlund die Wasser der deukalionischen Flut sich verlaufen haben."

Während dieser und ähnlicher Gespräche hatte die Sonne sich allmählich zum Niedergange geneigt: mit flammendem Purpur färbte sich weithin die Meerflut und füllte mit ihrem letzten goldigen Glanze das Innere der traubenverhangenen Terrasse. Die Gäste des Jon sogen mit Behagen die linden, erfrischenden Abendlüfte in sich, welche über das Meer herüberkamen. Jon ließ die Becher aufs neue füllen, und das Naß in den Silberpokalen leuchtete, als ob auch in ihm die Purpurglut der scheidenden Sonne sich spiegelte.

Perikles ließ sich den Becher von keiner anderen Hand, als von der seines mitgebrachten Sklaven kredenzen. Dieser versah sein Schenkenamt mit einer Anmut, welche dem Auge des Jon, der schönen Chrysilla und der übrigen anwesenden Chioten ebensowenig entging, als die Schönheit der Züge des Jünglings. Derselbe schien es für seine Pflicht zu halten, den Schenkendienst auch bei Sophokles auf sich zu nehmen, was der Dichter lächelnd und mit sichtbarer Genugtuung sich gefallen ließ.

„Dein mitgebrachter Schenke, o Perikles," sagte er, „hat nur einen Fehler."

„Und welchen?" fragte Perikles.

„Daß er sich beim Darreichen des Bechers so sehr beeilt," versetzte der Dichter; „man würde es lieber sehen, wenn er dabei ein wenig zögerte, um sich in seine Augen blicken zu lassen, die, beim Zeus! von einer merkwürdigen Art sind."

Der Jüngling errötete, als er die Blicke aller nach dieser Rede des Sophokles auf sich gerichtet sah. Dieser belächelte des Jünglings Verlegenheit und rief mit den Worten eines alten Dichters:

„Wie schön auf Purpurwangen glänzt des Eros Licht!"

„Was sagst du zu diesem Verse des Phrynichos? Wie gefallen dir die Purpurwangen?“

„Mir gefallen sie nicht“, erwiderte der Jüngling, welcher seine Fassung rasch wiedergewonnen hatte. „Es scheint mir, daß die Poeten in ihren Versen Dinge preisen, welche sie in der Wirklichkeit durchaus nicht schön finden würden. Ich glaube, daß eine Wange, mit wirklichem Purpur bemalt, häßlich wäre . . .“

„Wie?“ rief Sophokles, „dann würdest du ja wohl auch die Rosenfinger des Eros bei Homer nicht gelten lassen?“

„Allerdings nicht!“ versetzte der junge Sklave. „Wenn meine Finger rot wie Rosen wären, so würde Perikles, mein Gebieter, glauben, daß ich mich mit Blut oder sonst etwas besudelt habe, und mir befehlen, die Hände zu waschen . . .“

„Daß doch alle nörgelnden Kunstrichter Sklaven wären wie du!“ rief Sophokles. Aber lachend neckte Perikles den Freund, daß er nun endlich als Poet seinen Richter gefunden habe.

Mancherlei Scherzreden wurden so geführt, auch Blicke, von der Glut des Dionysos befeuert, flogen hin und her und dazwischen entflammten die unsichtbar schweifenden Liebesgötter ein kleines, harmlos neckisches Wechselspiel der Eifersucht. Perikles fand, daß sein Freund Sophokles das Geheimnis des schönen Sklaven zu wenig achte und von diesem hinwiederum dünkte es ihm, als ob er seines Schenkenamtes bei dem Dichter mit größerem Eifer als nötig walte. Aspasia dagegen glaubte bemerkt zu haben, daß Chrysillas Blicke denen des Perikles öfters begegneten und daß dieser die seinigen zuweilen ein wenig auf den üppig erblühten Formen der Freundin des Jon ruhen lasse. Bald aber änderte sich die Sache. Chrysilla hatte in der Tat anfangs mit ihren Blicken die des Perikles gesucht, aus weiblich eitler Begier, zu erforschen, ob die Macht ihrer Reize über den Mann, der ihr einst gehuldigt hatte, völlig erloschen. Dennoch konnte auch von ihr der schöne Sklave nicht unbemerkt bleiben, der aller Augen auf sich zog, und dieser

für seinen Teil schien es sich vorgesetzt zu haben, die feurigsten seiner Blicke eben an Chrysilla zu verschwenden. So gelang es ihm zuletzt, die Augen der Freundin des Jon von Perikles ab fast gänzlich auf sich selbst zu lenken. In diesem Bemühen war er durch Sophokles unterstützt worden.

Jon hatte anfangs den Wechsel von Worten und Blicken zwischen Perikles und Chrysilla nicht ohne ein leises Mißbehagen beobachtet und sah zuletzt mit ebensowenig Behagen die Aufmerksamkeit seiner Freundin dem fremden Jüngling zugewendet, gab aber auch selbst der Freundin einigen Grund zu Besorgnissen, indem er den Eindruck merken ließ, welchen der aufgeweckte Geist und die Schönheit eben jenes Jünglings in fast geheimnisvoller Weise auf ihn übte.

Neue Becher wurden gebracht. Als Sophokles wieder den seinigen aus der Hand des schönen Schenken empfing, betrachtete er den Rand des Bechers mit scharfem Blicke und sagte, zu dem Sklaven gewendet:

„Ich muß mich zum ersten Male beklagen, daß du nicht achtsam genug dein Amt versiehst. Am Rande dieses Bechers sehe ich eine leichte Flocke, die du versäumt hast, zu entfernen!“

Lächelnd schickte der Jüngling sich an, mit der zarten Spitze des Fingers leicht über die Stelle des Randes, wo das Flöckchen haftete, hinwegzustreifen, um sie so zu entfernen.

„Dergleichen Dinge“, sagte Sophokles, „wollen nicht mit dem Finger angefaßt, sondern mit dem Hauche des Mundes leicht hinweggeblasen werden.“ Damit hielt er dem Jüngling den Becher entgegen und dieser bückte sich lächelnd herab, um das Flöckchen, wie der Dichter es wünschte, hinwegzublasen. Der aber hielt den Becher so, daß das Haupt des Jünglings dem seinigen so nahe als möglich kommen mußte. So sah er das goldbraune Gelock desselben fast unmittelbar an seinem Busen leuchten. Er sog das berauschende Arom in sich, welches daraus emporstieg, empfand die leise Berührung seiner Wangen durch das sich neigende

und dann wieder hebende Lockenhaupt und setzte hierauf die Lippen genau an der Stelle des Becherrandes an, welche der Hauch des rosigen Mundes berührt hatte.

Mit wachem Auge hatte Perikles diesen Vorgang beobachtet. „Freund Sophokles," sagte er, „ich wußte nicht, daß du ein Kleinigkeitskrämer bist, der soviel aus einem winzigen Flöckchen macht!"

„Gestehe lieber," versetzte Sophokles, zufrieden lächelnd, „daß du nun einsiehst, früher geirrt zu haben, als du mich vor allen diesen ausführlich als einen sehr schlechten Strategen und Taktiker bezeichnetest. Indessen beruhige dich; ich habe die Genugtuung, auf die es abgesehen war, erlangt, und verspreche dir, daß ich es bei diesem kleinen Beweise meiner Fähigkeiten bewenden lassen werde."

So sprechend reichte Sophokles dem Freunde die Hand, und dieser drückte sie mit heiterem Lächeln.

Die Schatten sanken, aber noch tief in den dämmernden Abend hinein mischte sich Becherklang und heiter lebendiges Gespräch auf der meerumwogten Terrasse des Jon. Im Meere war der Purpurglanz allmählich verglommen, aber noch leuchtete er in den immer neugefüllten, schäumenden Bechern von Chios.

Seltsamerweise war zuletzt der schöne, muntere, schlagfertige Mundschenk des Perikles zum Mittelpunkte des ganzen Kreises geworden. Jeder wollte endlich nur von ihm den Becher sich füllen lassen. Jeder wollte einen Blick aus seinen heiter beseelten Augen, ein schalkhaftes Wort aus seinem Munde für sich erhaschen. Als Chrysilla einmal den Wunsch nach einer besonders schönen Traube äußerte, welche vom Geländer herabhing, beeilte sich der immer flinke und willige Mundschenk, dieselbe zu pflücken und sie der Herrin darzubringen. Chrysilla errötete, errötete vor dem Sklaven — und niemand wunderte sich darüber. Jon billigte es nicht, fand es aber begreiflich. Und so drehte sich zuletzt alles um die verkleidete Milesierin. Obgleich sie sich den Scherz machte zu dienen, herrschte sie ...

Zuletzt fragte Jon, welcher seinem eigenen köstlichen Weine nicht karger als die Gäste zugesprochen hatte, den Perikles, ob er ihm diesen Sklaven nicht verkaufen wolle.

„Nein,“ erwiderte Perikles, „ich denke ihm die Freiheit zu geben und heute noch will ich es tun — in dieser Stunde! Er soll zum letztenmal diese Kleider getragen haben. Hier vor euren Augen spreche ich ihn frei!“

Alle Anwesenden priesen diesen Entschluß mit Begeisterung. Die Becher wurden auf das Wohl des Mundschenken geleert und seine Freigebung mit dem Blute der edelsten Traube besiegelt.

Einer aber in dem heiteren Kreise bei Jon, Perikles selbst, war zuletzt ernst und nachdenklich geworden.

„Du hast“, sagte Aspasia lächelnd zu ihm, als sie von Jon hinweggingen, „meine Freigebung mit einer Feierlichkeit ausgesprochen, welche selbst denjenigen auffiel, denen es nicht unbekannt war, daß sie ein Scherz sei.“

„Es war kein Scherz,“ erwiderte Perikles, „ich will, daß du niemals wieder dich selbst erniedrigst!“

„Ich bin begierig zu erfahren,“ erwiderte Aspasia, „wie du es der Fremden, der sogenannten Hetäre aus Milet, ersparen willst, sich zu erniedrigen?“

„Du wirst es erfahren!“ sagte Perikles.

Am nächsten Morgen kehrte der Athener Feldherr nach Samos zurück und ohne Verzug erteilte er hier der Flotte die Weisung, für den nächsten Morgen sich segelfertig zu machen zur endlichen Heimkehr nach Athen.

Mit Jubel wurde dieser Befehl begrüßt und stolz bewimpelt, unter Anstimmung eines hellen Freudengesanges, schiffte bei Anbruch des nächsten Tages das siegreiche Geschwader der Athener aus dem samischen Hafen in die hohe See hinaus, westwärts steuernd, um nach einer Abwesenheit von elf Monden die Heimat wiederzusehen.

„Ich denke,“ sagte Aspasia zu dem Freunde in der Stunde der Abfahrt, „daß du jenes Grausen, welches dich am letzten Abende zu Milet infolge der Erzählung des Arte-

midoros befallen, schon auf Chios überwunden hast, und daß es dazu nicht erst, wie du glaubtest, der attischen Lüfte bedurfte.“

„Dennoch“, versetzte Perikles heiter erregt, „ist meine Seele ganz erfüllt von Sehnsucht nach dem heimischen Gestade, und immer klingen mir einige Verse im Ohr, die ich aus dem Munde des Sophokles gehört:

„Inos Sohn, Melikertes, und du, Leukothea, milde
  Herrin grünlicher Flut, immer zur Hilfe bereit.
Nereus' Töchter, und du, Poseidon, rauschende Wogen,
  Du auch thrakischer West, mildester Herrscher des Meers,
Huldreich nehmet mich auf und führt mich über die weite
  Salzflut sonder Gefahr nach dem geliebten Athen!“

Die Fahrt ging den ersten Tag bei günstigem Winde und unter wolkenlos leuchtendem Himmel vorüber an den Eilanden des blauen Archipelagos. Den beiden Liebenden war diese Fahrt durch das Inselmeer ein wonniger Genuß. Wie blickten sie so gerne, während das vordringende Fahrzeug die Wogen rauschend zerteilte, vom Rande des Schiffes hinunter in die samtweiche Flut, welche im nächsten Umkreise des Schiffes wiesengrün erschien, weiter hinaus aber in leuchtendes Blau getaucht sich zeigte und von unzähligen blendenden Silberfunken unter den Strahlen der Sonne flimmerte. Möwen umflogen den Mast mit ihren weiß beränderten langen Fittichen und in ganzen Scharen folgten Delphine der weißglänzenden Schaumspur, welche die Kiele, durch die Flut hinrauschend, hinter sich ließen. In mutwilligem Spiele, mit den zweizackigen Schwanzflossen um sich schlagend, wälzten sie sich in den Strudeln der Salzflut, schwangen über den Spiegel der See sich hinaus, um dann ihre schwärzlich glänzenden Leiber in den Wellenhügeln neuerdings zu begraben.

Bei Einbruch der Nacht ließ Perikles die Flotte vor Tenos ankern. Der einförmige Gesang der Ruderer verstummte, mit ihm das Rauschen der kieldurchfurchten See,

im reinen, leuchtenden Äther funkelten die Gestirne und das Mondlicht schlug im Osten seine goldene Brücke übers Meer.

Perikles stand sinnend am Bord des Fahrzeugs, während alles rings um ihn in Schlummer sank.

Da schmiegte sich eine weiche, warme Hand in die seinige.

„Warum blickst du so gedankenvoll hinab in die Meerflut?" fragte Aspasia. „Sehnst du zu den ambrosischen Töchtern des Nereus dich hinab, welche mit rosigen Füßchen die kristallene Tiefe durchwandeln?"

Ihres Mundes Silberlaut weckte den Träumer.

Perikles antwortete mit einem Kusse, und die beiden begannen ein Liebesgespräch, unter welchem sie allmählich bei hellem Mondeslicht, wie in Träume gewiegt, das ganze Meer rings um sich belebt erblickten. Aus feuchten Gründen tauchten die Nereustöchter empor, auf Tieren des Meeres reitend, und Tritonen drängten sich zu Hauf, schmetternde Seetrompeter, welche Hochzeitslieder auf Muscheln bliesen; in ihrer Mitte aber zog die Meernymphe Galathea einher: sie hob die Purpurschleppe des Gewandes aus der Flut und ließ es, von sanften Hauchen geschwellt, wie ein Segel über sich flattern.

Im ersten Morgengrauen vernahmen Perikles und Aspasia plötzlich Saitenklang aus der Ferne. Es klang ihnen wie von der Leier des Orpheus, welche ja, nach alter Kunde, als der Sänger den Tod gefunden, von den Mänaden ins Meer geworfen und von der Flut weitergetragen worden durchs Ägäermeer, und deren Töne die Seefahrer zuweilen bei tiefer Windstille fernher über die Wogen hallend vernahmen. Dies Getön also der im Meer herrenlos schwimmenden Leier des Orpheus schien ans Ohr des Perikles und der Aspasia zu dringen, bis sie merkten, daß die Klänge aus der Triere des Sophokles kamen, die an ihnen vorüberfuhr, als im grauenden Morgen die Flotte sich wieder in Bewegung setzte. Die Freunde grüßten einander und Sophokles folgte der Einladung des Perikles, ihm einen Besuch auf seinem Schiffe zu machen. Da plauderten sie von

Athen, vom Wiedersehen der Freunde, von dem Hochfeste der Panathenäen, welches unmittelbar nach der Heimkehr bevorstand, und immer höher spannte Aspasia die Erwartung, mit welcher Perikles und Sophokles den Überraschungen entgegensahen, welche Pheidias und die Seinen, nachdem sie rastlos tätig gewesen in dieser langen Zeit, den Wiederkehrenden bereiten würden.

Als hierauf der Tag völlig anbrach und die ersten Strahlen das Meer erhellten, tauchten zur Linken das heilige Delos auf, der „Stern des Meeres", die Insel Apollons, leuchtend im Frührot und gleichsam geküßt von den ersten Strahlen des Gottes, welchem sie heilig war. Nicht ohne innere Bewegung sah Perikles nach der uralt ehrwürdigen Inselperle des Archipelagos hinüber. Er gedachte des Tages auch, da wie ein Geschenk des Gottes von dieser Insel aus der reiche Goldschatz nach Athen hinüberschwamm. Aber auch das Schiffsvolk ließ das gottgeliebte Eiland nicht ungeehrt vorübergehen. Von den hohen Borden der gesamten Athener Flotte scholl ein hellstimmiger Päan auf Apollon, den Schirmgott des ionischen Stammes, mächtig hinaus in die morgendlich leuchtende Meeresferne.

Aber Gesang und heller Zuruf verstummte von da an gar nicht mehr auf den Schiffen und fröhliche Erregung herrschte überall, denn heute noch sollte man den Heimatstrand erreichen, und je mehr die ersehnten Gestade sich näherten, desto beflügelter schienen die Fahrzeuge, von windgeschwellten Segeln und doppelt kräftigen Ruderschlägen getrieben, ihre feuchte Straße dahinzurauschen.

Die Stunden verstrichen, weit schon war man über Tenos und Andros hinausgesteuert. Im zarten Silberduft erschienen über Keos nordwärts die Höhen von Euböa. Zur Linken erhoben sich, groß und kühn gezackt, von demselben silberbläulichen Duft umflossen, die fichtenbewachsenen Berge Äginas. Ein zarter Reif schien alles zu bedecken, samtartig, wie auf dunkle Pflaumen hingehaucht.

Zwischen den beiden Eilanden aber, weit vorspringend,

im Hintergrunde von einem Kranze edelgeschwungener Höhen umgürtet, stieg aus den Meereswellen die Küste Attikas.

Unzählige Blicke suchten sie — mit freudiger Bewegung wurde sie begrüßt. Aber die Meeresferne ist trügerisch. Schon weit nach Westen war die Sonne geneigt, bevor das winkende Vorgebirg von Sunion erreicht war, schroff aufragend, weißblinkend, wellenumbrandet, mit dem säulengetragenen Marmortempel der Pallas auf seiner einsam leuchtenden Höhe.

In einem weiten Bogen umfuhr die Athener Flotte dies nicht ungefährliche, ragende Südkap Attikas, einlenkend in den prächtigen saronischen Golf, zur Rechten den heimischen Strand und die winkenden Zinnen Athens, zur Linken die Berge des Peloponnesos, hinter welchen die Sonne niederging. Nun leuchtete Fernes und Nahes wie durch goldige, rosige Schleier. Die Bergeshöhen und der Äther darüber, das Meer und die Schiffe selbst, sie alle schwammen im Zauberlichte der letzten Tagesstunde. Purpur war alles und schimmerndes Gold. Nur im Südwesten hatte ein schwärzliches Gewölk sich zusammengeballt; plötzlich aber brach es wie eine Feuergarbe daraus hervor, und die Berge von Argos standen in purpurnen Flammen. Ruhig und groß ragten ihnen gegenüber zur Rechten die Höhen empor, welche Athen umkränzen: der lang gestreckte Hymettos, der pyramidal ansteigende Pentelikos, der keck aufragende Felskegel des Lykabettos.

Nun aber tauchte, umlagert von der weitgedehnten Stadt, jedem athenischen Auge teuer, die heilige Höhe der Akropolis hervor. Alle Blicke wandten sich dahin. Aber verändert fanden sie die heilige Höhe. Marmorweiße Zinnen, fremd den so lange Zeit Entfernten, blinkten durch den leichten Nebelduft im letzten Tagesstrahl herüber.

Nicht nach dem fernher winkenden Haupte und der blitzenden Lanzenspitze der riesigen Vorkämpferin Athene, wie sonst, lugte diesmal der athenische Schiffer von seines Fahrzeugs Bord auf der Höhe von Sunion aus, sondern

alle Augen waren von den Borden der heimkehrenden Flotte nach jenen neuen, weißblinkenden Zinnen gerichtet, welche durch die Dämmerung vom Gipfel der Akropolis herüberleuchteten . . .

Und hellstimmig erklang ein Ruf von Bord zu Bord: „Der Parthenon! Der Parthenon!"

Zur selben Stunde, da die Blicke der heimkehrenden Sieger nach der Höhe der Akropolis gerichtet waren, begab sich eben dort, im ehrwürdigen Erechtheion, angesichts der stolzen Zinnen des neuen Parthenon, ein geheimnisvolles und fast wunderbares Ereignis.

Das größte und herrlichste, in dreijährigen Zwischenzeiten gefeierte Fest der Athener, das Fest der Panathenäen, stand bevor. An diesem Feste wurde der Schirmgöttin Athens, der altverehrten Athene Polias, nach vätererbtem Brauch ein schön gewebter Teppich, der sogenannte Peplos, dargebracht. Dieser Peplos wurde auf der Akropolis selbst, im Heiligtum der Athene Polias, welches mit dem Erechtheion zusammenhing, gewebt. Vier Mädchen in zartem, fast noch kindlichem Alter, aus den vornehmsten Familien Athens gewählt, halfen jenen heiligen Peplos weben und vollzogen überdies, einige Monate lang im Tempelbezirk der Stadtgöttin auf der Akropolis wohnend, manchen andern heiligen Brauch, der mit dem alten, zum Teil geheimnisvollen Kult im Erechtheion auf der Burg zusammenhing. Zwei von diesen Mädchen wurden auserwählt, in einer bestimmten Nacht nicht lange vor der Feier der Panathenäen, von der Akropolis aus auf einem geheimen unterirdischen Wege etwas Unbekanntes, Geheimnisvolles, das niemand sehen durfte, und das, wie es hieß, selbst die Priester nicht kannten, in ein Grottenheiligtum, welches in der Nähe des Ilissos lag, zu tragen und von dorther etwas ebenso Geheimnisvolles, Unbekanntes nach dem Heiligtume der Athene Polias auf der Burg zurückzubringen.

Unter den jugendlich zarten Mädchen, welche für diesmal zu dem Amte der Arrephoren — so nannte man jene

Erwählten — berufen waren, befand sich des Hipponikos Töchterlein Hipparete, von deren holdem Reiz und sittigem Wesen Hipponikos gesprochen, als er bei Gelegenheit des choregischen Festmahls dem Perikles den Gedanken nahe legte, dies liebliche Kind und den reizenden Knaben Alkibiades zu dereinstigem Ehebunde schon jetzt zu verloben. In der Tat war Hipparete das Urbild einer echt athenischen, wenn auch noch tief in der Knospe verschlossenen Mädchenblüte, welche bei aller Kindlichkeit schon etwas Sinniges und Würdiges zur Schau trug.

Mit den übrigen, zu gleichem Dienste der Göttin berufenen Gespielinnen weilte Hipparete nun auf der Akropolis im Tempelbezirke der Göttin. Die Mädchen wurden hier verpflegt, wie zum Tempel gehörig. Es gab auch einen besonderen Platz, wo sie durch Ballspiel sich erlustigen konnten. Die Priesterin der Athene Polias führte die Aufsicht über sie. Da aber das Heiligtum dieser Göttin mit dem des Erechtheus vereinigt war, so lebten die Mädchen auch unter den Augen des Diopeithes, des Erechtheuspriesters. War doch neben diesem die Priesterin der Athene Polias nur ein bedeutungsloser Schatten im Bezirke des Erechtheions.

Er gab den Mädchen häufige Weisungen und Ermahnungen; am liebsten und öftesten aber pflog er des Gesprächs mit dem Töchterlein des Hipponikos. Ihr vor allen schien er seine Gunst zuzuwenden und rühmte sie stets vor den andern. Nicht selten sprach er mit ihr in langem Beisammensein von Dingen, welche ihren Vater, seine häuslichen Angelegenheiten, den Verkehr der Gäste in seinem Hause betrafen. Hipparete gab ihm Antwort mit der Unbefangenheit eines Kindes. Als er einmal scherzend sie fragte, ob ihr noch kein zukünftiger Gemahl von ihrem Vater bestimmt worden, so nannte sie ganz ernsthaft den Mündel des Perikles, den jungen Alkibiades, und sagte, diesem wolle ihr Vater sie verloben.

„Dem Mündel des Perikles?" rief Diopeithes, und seine

freundlichen Mienen nahmen plötzlich einen veränderten höhnischen Ausdruck an.

Die feindliche Gesinnung gegen Perikles und alle diejenigen, welche er als Genossen, Ratgeber und Diener dieses Mannes betrachtete, war seit jenem Gespräche mit dem Seher Lampon unablässig genährt worden. Durch die Priesterin der Athene Polias, welche ein Werkzeug in seiner Hand war, stand er in Verbindung mit der Schwester des Kimon und mit der Gattin des Perikles und erkundete durch diese, was immer im Kreise seiner Gegner vorgehen mochte.

Der Abend, an welchem jener geheimnisvolle Gebrauch vollzogen werden sollte, war herangekommen. Die beiden Erkorenen, Hipparete und Lysiske, wurden angetan mit kostbaren, weißen, goldgeschmückten Gewanden, welche für diese Gelegenheit zu spenden die Pflicht ihrer Väter war, und welche, nachdem sie gebraucht worden, Eigentum des Tempelhauses blieben.

So geschmückt, wurden die beiden Mädchen in das innerste Heiligtum der Athene Polias geführt und empfingen hier von der Priesterin, im Beisein des Erechtheuspriesters, sowie derjenigen, welche gekommen waren, um den heiligen Gebrauch als Zuschauer mitzufeiern, unter verschiedenen Zeremonien die beiden verhüllten Gefäße, um sie von hier aus durch den geheimen Weg ins Grottenheiligtum hinabzutragen. Mit der Linken hielten sie das Gefäß an die Brust, in der Rechten trugen sie eine angezündete Fackel. Bevor sie ihren Weg antraten, gab ihnen der Erechtheuspriester genaue Weisungen über das, was sie zu tun hatten, ermahnte sie, jede frevle Neugier nach dem, was in den verhüllten Gefäßen verborgen sei, aus ihrem Gemüte zu bannen und sich durch nichts, was ihnen auf dem Wege oder in der Grotte selbst begegnen könnte, in Angst versetzen, oder in den heiligen Verrichtungen stören zu lassen. Er sagte ihnen, daß sie unter dem Schutze des Gottes Erechtheus ständen, des Pfleglings jener Taugöttin Herse, zu deren

Grottenheiligtum sie niederstiegen, und ermahnte sie, nicht zu zagen, wenn der Gott selbst, und wär's in seiner Schlangengestalt, auch ihnen, wie schon einmal in alter Zeit den Arrephoren, auf ihrem Wege sich zeigen sollte. Nur wenn sie das heilige Geheimnis verletzten, oder ihre heilige Verrichtung nicht tadellos vollzögen, hätten sie den Zorn des Gottes zu fürchten. Im andern Falle aber hätten sie Gunst und Heil von ihm zu erwarten.

Die beiden Mädchen traten ihren Weg an. Gespannt und kindlich glaubensvoll hatte Hipparete den Worten des Priesters gelauscht und war voll freudigen Mutes. Zaghafter ging neben ihr die noch jüngere Lysiske. So stiegen die beiden den unterirdischen Weg, in welchen viele Stufen gehauen waren, hinab. Ängstlich blickte Lysiske um sich, Hipparete sprach ihr Mut ein.

Zuletzt begann Lysiske zu fragen, was denn wohl in den beiden heiligen Gefäßen verborgen sein möge.

„Was wir zurückbringen werden, vermag ich mir zu denken", sagte Hipparete. „Was kann die Taugöttin Herse anders geben als Tau? Also vielleicht taubenetzte Zweige oder Blumen."

„Aber was wir da hinabtragen?" fragte Lysiske wieder.

„Ich weiß es nicht", erwiderte Hipparete. „Wenn wir etwas Feuchtes hinaufbringen, so tragen wir vermutlich etwas Trockenes oder Feuriges hinab, denn wie es feucht ist drunten in der Niederung, so ist alles dürr und trocken auf der Bergeshöhe."

„Nein!" sagte die kleine Lysiske nachdenklich und ängstlich, „wir tragen gewiß eine große Eule hinab, wie sie droben im Gemäuer des Erechtheion horsten, und bringen eine schreckliche Schlange zurück, weil die Schlangen in der feuchten Niederung hausen."

„Fürchte dich nicht vor Schlangen!" sagte Hipparete; „du weißt, daß sich in ihrer Gestalt der Gott Erechtheus birgt und daß dieser uns schützt und uns Segen bereitet auf diesem Wege."

Der vielfach gestufte Weg war zurückgelegt, das Ziel der Wanderung erreicht, die beiden Mädchen traten durch eine Felsenpforte in das Heiligtum. Die Grotte war erhellt durch eine Lampe, die vor einem Steinbild der Taugöttin in roter Flamme flackerte.

Unter den Zeremonien, welche man sie gelehrt hatte, stellten die beiden Mädchen ihre Gefäße vor der Göttin nieder und schickten sich an, dafür die bereitstehenden, gleichfalls dichtverhüllten Gefäße aufzuheben und hinwegzutragen.

Bei dieser Gelegenheit fielen die Blicke der Mädchen in den Hintergrund der Grotte. Da sahen sie im Halbdunkel desselben zusammengerollt eine riesige Schlangengestalt mit halberhobenem Haupte gelagert.

Lysiske erschrak, erbleichte, zitterte und wollte entfliehen. Hipparete hielt sie zurück und gab ihr das Gefäß in die Hand, mit welchem diese ängstlich und ohne sich umzublicken hinwegeilte. Dann nahm Hipparete das andere Gefäß vom Boden auf und schickte sich an, die Grotte zu verlassen. Jetzt aber kam aus dem Hintergrund der Höhle ein scharfer Hauch, unter welchem die Fackel Hipparetens und mit ihr zugleich die rote Flamme der Lampe erlosch, so daß das Mädchen in völligem Dunkel stand. Und nun hätte auch ihr Herz ein Bangen ergriffen, wäre nicht im selben Augenblick aus dem Hintergrunde eine freundliche Stimme vernehmlich geworden, welche sie ermahnte, unerschrocken zu bleiben wie bisher.

„Für deinen edlen Mut und deine fromme Treue", so klang die Stimme, „verleiht der Gott, o Kind, dir ein Geschenk zum Lohn, das Göttersegen und höchstes Glück dir bringt fürs ganze Leben!"

In diesem Augenblick begann die Flamme der Lampe von selbst sich wieder zu entzünden und der Gott ruhte nicht mehr schrecklich, sondern in ehrwürdiger Heroengestalt an der Stelle, wo früher die Schlange ihr Haupt erhoben hatte. Er forderte das Mädchen auf, zu ihm heranzutreten. Hipparete tat es unerschrocken. Er zog sie an sich und

drückte einen Kuß auf ihre Stirn, welche jene glänzende Reinheit hatte, die man an halbentfalteten Blättern der Bäume bemerkt, wenn sie eben erst nach einem warmen Frühlingsregen aus der braunen Knospenhülle hervorgebrochen.

„Hast du noch nichts erzählen gehört", fragte er, „von der Götterhuld, welche sterblichen Erdentöchtern zuteil geworden? Hast du gehört von Alkmene, von Semele, von Danaë?"

Die Lippe des Sprechers zitterte ein wenig, als er diese Worte sprach, auch seine Hand zitterte leise, als er damit das lockige Haar des Mägdleins streichelte.

„Hast du gehört", begann er neuerdings, „von jenen erkorenen Jungfräulein, zu welchen Zeus herunterstieg und welche nicht bangten, wenn der Gott sich liebkosend zu ihnen neigte?"

So sprechend legte er seinen Arm um das Mägdlein, so daß es fast erschrak; aber es faßte sich und horchte wieder gläubig, und im reinen Kristall seines Auges spiegelte sich nichts als die Erwartung einer erregten Kinderseele, welche den wundersamen und segensreichen Geschenken entgegensah, mit welchen der Gott es zu lohnen versprochen.

Plötzlich sagte das Mädchen, in den tieferen Winkel der Grotte blickend:

„Das Schlangentier ist ja noch da — nur kleiner ist es jetzt, viel kleiner an Gestalt . . ."

Hipparete sprach diese Worte ganz ruhig und ohne die geringste ängstliche Regung. Man hatte ihr eingeschärft, sie solle sich vor Schlangen auf ihrem Wege nicht fürchten, und sie fürchtete sich nicht. Sie wußte, daß darunter sich nur der Segensgott Erechtheus berge. Sie hatte jene viel größere Schlange nicht gefürchtet, warum sollte sie jetzt diese kleinere fürchten?

Der Gott an ihrer Seite aber entsetzte sich. Der falsche Erechtheus begann zu zittern vor dem Zorne des wirklichen. Starr blickt er nach jenem Winkel hin und sieht, daß dort

in der Tat eine Schlange sich ringelt. Das fromme Kind war überzeugt, daß ihm kein Leid widerfahren könne, daß es unter dem Schutze des Gottes Erechtheus stehe: der Gott selbst aber zitterte unter seiner Göttermaske, zitterte vor dem giftigen Wurme . . .

In diesem Augenblicke erschallt von außen der Lärm eines an der Grotte vorüberziehenden Volksschwarmes, welcher vom Ilissos her gegen den Piräus hinauseilt mit dem jubelnden Ausruf: „Die Flotte von Samos läuft in den Hafen ein! Perikles ist da! Hoch lebe Perikles, der Olympier!"

Mit einem düsteren Blitze der Augen, einem unmutigen Zucken der Lippen erhebt sich der erst durch seine Angst, jetzt durch seinen Grimm entlarvte Erechtheuspriester.

Er erhebt sich und schickt sich an, das Kind eilig aus der Grotte hinwegzuführen. Ruhig nimmt Hipparete, auch jetzt ihres Amtes eingedenk, das heilige Gefäß vom Boden auf. Der Priester faßt sie an der Hand und zieht sie fort, durch den dunklen Gang empor. Dort, wo der geheime Weg ins Innere des Erechtheions mündet, verläßt er sie, ihr zu schweigen gebietend über alles, was sie in der Grotte geschaut; dann werde der Segen des Gottes ihr nicht fehlen.

Hipparete betritt den erleuchteten Tempelraum und stellt ihr heiliges Gefäß zu den Füßen der Göttin nieder. Dann gedenkt sie schweigend der Erscheinung des Gottes.

Und Diopeithes?

Er wird hingehen und den Erechtheus zu versöhnen trachten und feuriger als je die Furcht vor den alten Göttern predigen . . .

Während dies auf der abendlich stillen Höhe der Akropolis sich ereignete, war die heimkehrende Flotte in den Piräus eingelaufen. In Scharen war das Volk der Athener hinausgeeilt, um die Ankommenden zu sehen und zu begrüßen. Das Dunkel war eingebrochen, aber die Dämme des Hafens leuchteten von Fackeln, und nur um so großartiger war das Schauspiel anzusehen, als beim Scheine dieser Fackeln

die hundert stolzen Trieren der siegreichen Flotte auf den umdunkelten Wellen herangezogen kamen.

Fast abenteuerlich leuchteten im grellen Scheine der hochgeschwungenen Lichter die hochragenden Masten, die weißen Segel, die goldigen Pallasbilder und die phantastischen Formen der Schiffsschnäbel, mit dem Schmucke eroberter Schilde, den Zieraten zerstörter feindlicher Schiffe und andern Trophäen reich behangen.

Von den menschenwimmelnden Steindämmen her empfing die Schiffe heller freudiger Zuruf.

Die Ausschiffung erfolgte. Als auch die Strategen ans Land stiegen, drängte sich alles an Perikles heran. Ihm galt der lauteste Zuruf der Menge, und es gab Personen, welche Blumen auf seinen Weg streuten, ihn selbst mit Kränzen beluden.

Um sich diesen Begrüßungen zu entziehen, folgte Perikles der Einladung des Hipponikos, der ihm einen Platz anbot in seinem, mit edlen thessalischen Rossen bespannten, den heimkehrenden reichen Schwelger im Piräus erwartenden Gefährte.

Aspasia hatte sich von Perikles trennen müssen. Eine Sänfte harrte ihrer, welche sie tief verhüllt bestieg und in welcher sie nach der Stadt gebracht wurde.

Inzwischen war der Mond aufgegangen und sein Glanz ergoß sich über das Meer, die Küsten und die Stadt.

Perikles hatte im Gefährt des Hipponikos schweigend und in Gedanken verloren die Stadt erreicht. Da sah er bei einer plötzlichen Wendung des Weges, einen Blick in die Höhe werfend, ganz nahe vor sich den Gipfel der Akropolis.

Und er erschrak. Ein leiser Schauer überlief ihn. Unmittelbar vor Augen hatte er, was er zuvor aus dämmernder Ferne gesehen. Weiß glänzend im Strahle des Mondes, scharf vom Nachthimmel sich abhebend, hoheitsvoll in der Marmorpracht der Giebel und Säulen, stand das neuvollendete Werk des Iktinos und des Pheidias auf seiner lichten Höhe.

Und der Zauber, der heute noch die Seelen derjenigen ergreift, welche zum ersten Male hinaufblicken zu den Trümmern des Parthenon zu Athen, durchschauerte in jenem Augenblick die Seele des Perikles.

---

14. Die Panathenäen.

Wenn einen großen Mann das Vaterland ehrt, die Welt feiert, wenn auf allen seinen Pfaden ihm Verehrung, Liebe, Huldigung entgegentritt, so gibt es oft doch eine Stelle, wo seine Größe zusammenschrumpft, wo er sich klein empfindet, wo ihm kalte oder gar mißgünstige Augen begegnen.

Und diese Stelle ist sein eigener Herd, sein Haus, der Schoß seiner Familie, der Ausgangspunkt seines Wirkens.

Auch Perikles fühlte sich fremd und frostig angeweht, als er, das Ohr noch umtönt von dem Jubelgeschrei, mit welchem das athenische Volk ihn empfing, nach der Abwesenheit eines Jahres wieder über die Schwelle seines Hauses trat. Wie den siegreich heimkehrenden Agamemnon, empfing auch ihn ein heimlich grollendes Weib an der Schwelle.

Die Kunde, daß Aspasia in des Perikles Gesellschaft zu Milet verweilt, daß sie auf der Heimfahrt an seiner Seite gewesen, war zu Elpinikens Ohren gedrungen, und aus dem Munde der Freundin hatte sie Telesippe geschöpft.

Das Weib des Perikles dachte nicht daran, sich an dem heimkehrenden Gatten zu rächen, wie Klytämnestra an dem heimkehrenden Agamemnon, noch durch den Zauber eines Nessosgewandes ihn zu verderben, wie Dejaneira den treulosen Herakles. Sie dachte kleinlich, kleinlich war ihr Groll, kleinlich ihr Haß und kleinlich auch ihre Rache.

Daß Perikles vor Samos gesiegt, daß er das Schiff des feindlichen Feldherrn in den Grund gebohrt, was half es ihm der Erinnys gegenüber, die an seinem Herde saß?

Während die Agora von seinem Ruhme widerhallte, mußte er im Innern seines Hauses das kleinlich keifende Wort, den kleinlich mißgünstigen Blick Telesippens ertragen.

Und Elpinike? Sie sprach den Perikles, als sie zum ersten Male nach seiner Heimkehr ihm begegnete, mit den Worten an:

„Schäme dich, Perikles! Mein Bruder Kimon hat über die Perser, über Barbaren gesiegt, du aber hast Hellenenblut vergossen und lässest dich feiern als Unterdrücker der eigenen Stammesgenossen!"

Ohne heftige Erwiderung, schweigsam, wie es seiner im Verkehre mit den Menschen zur Sanftheit neigenden Art entsprach, aber nicht ohne männliche Erwägungen und Entschlüsse bei sich selbst, ließ Perikles den Widerstreit, der mit der Erscheinung Aspasias in sein Leben getreten war, der Entscheidung sich entgegendrängen. Er hatte im Beginn sich vorgestellt, daß es leicht sein würde, die Rechte der Geliebten getrennt zu halten von den Rechten der Gattin. Und hatte nicht auch Telesippe dies geglaubt? Hatte sie nicht verachtend auf die milesische Hetäre herabgesehen, welche zwar das Herz ihres Gatten verwirren konnte, die Herrschaft am Herde des Hauses aber der rechtmäßigen Gattin überlassen mußte? Hatte sie nicht die Fremde hinweggewiesen über die Schwelle des Hauses, und hatte diese nicht weichen müssen?

Aber die Dinge waren fortgeschritten. Perikles selbst war nicht mehr derselbe. Das Gedankenbild eines Ehebundes neuer Art war nicht vergebens wie ein glimmender Funke in seine Seele geworfen worden.

Die Tage, an welchen das größte aller athenischen Feste gefeiert werden sollte, waren wiedergekehrt.

Die Bevölkerung der ländlichen Gaue strömte in die Stadt, denn das Fest war, was sein Name besagte und was es sein sollte nach dem Gedanken seines Stifters Theseus, ein beständig sich erneuerndes Verbrüderungsfest des gesamten Volkes von Attika. Aber auch aus der Ferne, von den

verbündeten Städten und Inseln, von den Kolonien, ja von ganz Hellas kamen immer die Gäste.

Noch niemals aber hatte Athen eine so große Menge einheimischen und ausländischen Volkes in seinen Mauern versammelt gesehen. Denn diesmal gesellte sich zu der Anziehung, welche die Feier der Panathenäen immer ausgeübt hatte, die Neugier, den Wunderbau des Parthenon zum ersten Male eröffnet, das von Gold und Elfenbein strahlende Standbild der Pallas Athene des Pheidias zum ersten Male enthüllt zu sehen.

Mehrere Tage lang gingen dem großen Festaufzuge die üblichen Wettkämpfe voran. In der Niederung am Ilissos kämpften die jungen Helden der athenischen Ringplätze um den Preis: Die erlesensten Knaben kämpften, dann die mutigsten Jünglinge, dann die bewährtesten Männer in allen Arten des hellenischen Ringkampfes. Im Wettstreite der Knaben siegte auch diesmal des Perikles Mündel und aller Athener Liebling Alkibiades, zur Freude des Perikles, aber zum Ärger Telesippes, welche den Knaben haßte, weil er ihre beiden unbegabten, wenig Gutes versprechenden Söhne, den Paralos und den Xanthippos, so gänzlich verdunkelte.

Wie glühte der jugendliche Sieger, alle die übrigen Wettkämpfe mitanzusehen, an welchen er zu seinem Leidwesen sich nur erst als Zeuge, nicht als Mitbewerber um den Preis beteiligen durfte! Mit welchem Neide sah er im Geleite des Perikles selbst außerhalb der Stadt auf der Ebene, welche westlich von Piräus gelegen war, den aufwirbelnden Staub feucht werden vom dampfenden Odem der hineilenden Rosse, sah er auf den rossebespannten Gefährten die Wettkämpfer der hippischen Künste stehen, auf jedem Wagen neben dem Lenker den mit Helm und Schild bewehrten Genossen, der, während das Gespann auf der Rennbahn hinstürmte, herabsprang und sicheren Fußes eine Strecke mit dem Gefährte wettlief, um dann mit ebenso sicherem Sprunge auf dasselbe zurückzukehren.

Und wie fühlte der Knabe erst von dem berühmten

Waffentanze der Jünglinge sich hingerissen! Wie glänzte sein Auge bei diesem mimisch kriegerischen Waffenspiel, als die Jünglinge nach dem Takte der Musik in allen Fechterstellungen sich gegeneinander bewegten, alle Arten des Angriffs, der Verteidigung, des Ausweichens erschöpfend, in einer Art von Tanzschritt und im Einklange mit dem Rhythmus rauschender Töne, wobei taktmäßig mit den Schwertern gegen die gehobenen Schilde geschlagen wurde, so daß das helle Erzgetöse, vereint mit den Klängen der Musik, zuweilen auch mit dem Gesange kriegerischer Lieder, eine Art kampflustiger Begeisterung und Taumel auch in dem Zuschauer erweckte. Als nun gar der Knabe Alkibiades anfing, von diesem Taumel hingerissen, die Bewegungen der Schwerttänzer nachzuahmen, und von Begierde zu brennen schien, sich in ihren Reigen zu mischen, da mußte Perikles an die Erzählung des Artemidoros denken und an die Szene, wie der Milesier seinen Sohn Chrysanthes auf dem Tmolos plötzlich von der Raserei der Korybanten ergriffen erblickte. In der Tat hätte das Getöse des Waffentanzes an das des Korybantenreigens auf dem Tmolos erinnern können, wenn dort nicht alles wild und grausenhaft, hier nicht alles in feierlicher und edler Gemessenheit dem Auge sich dargestellt hätte.

Aber auch die Nacht hatte ihr Fest: den großen Fackelwettlauf, mit welchem die Athener ihre Lichtgötter, den Hephaistos, den Prometheus, die Pallas Athene zu ehren pflegten. Nur die schönsten und gewandtesten Jünglinge Athens wurden zu dem Wettlaufe zugelassen. Es galt, die Lichter brennend ans Ziel zu bringen: wessen Fackel während des Laufs erlosch, der mußte austreten aus dem Reigen des Wettlaufs. Wer langsam lief, um die Flamme zu schonen, der sah von lebhaften spöttischen Zurufen des Volkes sich gespornt.

Die athenischen Stämme wählten aus ihrer Mitte die schönsten Greise, die stattlichsten Männer, um den großen Festzug zu verherrlichen, und sie kämpften mit ihrer Auswahl

um den Preis. Auserlesen waren auch die am Festzuge teil=nehmenden Jünglinge und Jungfrauen; nur bedurfte es bei blühender Jugend nicht so strenger Auswahl, wie bei dem reifen und dem Greisenalter, um dem Auge nur Wohl=gefälliges, Schönes und Edles zu bieten.

Den Wettkämpfen schlossen auch musische sich an.

Perikles war es gewesen, der, jede Art von Tüchtigkeit mit gleicher Wärme umfassend und fördernd, auch Saiten= und Flötenspiel und Tanzchöre in den Kreis der Wettkämpfe der Panathenäen zog. Denn unter den Ämtern und Würden, welche er bekleidete, war auch die eines Ordners der öffent=lichen Spiele und Feste zu Athen.

Als nun der Tag des eigentlichen Hochfestes anbrach, an welchem der sogenannte Peplos nach altem Brauch der Stadtschirmerin Athene im Erechtheion überbracht und die Sieger in den panathenäischen Wettkämpfen im neuen Par=thenon gekrönt werden sollten, ordnete sich der Festzug im Stadtbezirke des Kerameikos.

Der ganze weite Bezirk wimmelte von Einzelzügen, welche alle nach dem Orte der Vereinigung sich hinbewegten. Dieser Ort der Vereinigung aber bot dem Auge noch den Anblick einer lebensvollen, bunten und glänzenden Ver=wirrung. Hier stand das zum Opfer bestimmte schönge=hörnte Rind in seiner Wucht, dort entlud die starke, spann=kräftige, ehernstramme Natur der mutigen Rosse sich gleich=sam elektrisch in funkensprühendem Hufschlag. Neben den ungeduldig sich bäumenden Rossen standen Jünglinge, welche sie mit kräftigen Händen an den blinkenden Zäumen hielten, oder beschäftigt waren, sie aufzuzäumen, oder auch, sie in kunstvollen Wendungen prüfend zu tummeln. Und so er=freute schon jetzt sich das Auge an lebendigen Gruppen, an Bildern der Kraft und Wohlgestalt.

Aber der bunte Knäuel entwirrte sich. Der Festzug be=gann sich zu ordnen. Und nachdem dies geschehen, setzte er sich unter den Klängen von Trompeten, Flöten und Saiten=Instrumenten in Bewegung. Den Anfang machte die Heka=

tombe der Opfertiere, hundert auserlesene glänzende Rinder, bestimmt, auf der Akropolis der Göttin geschlachtet zu werden, dann aber dem Volke zum Festschmause zu dienen: prächtige Tiere, fleischig und stark der Nacken, tief herabhängend die Wammen, die Hörner in der Art der beiden Schenkel einer Lyra schön gekrümmt, mit Blumenkränzen behängt und an den Spitzen zum Teile vergoldet. Geführt waren sie von kräftigen Jünglingen, welche mit fester Hand die ungeduldig sich Sträubenden bändigten. Widder folgten den Rindern, nicht minder schön und stark, schön gehörnt und schön bevliest. Hinter diesen Tieren samt ihren Treibern, Opferdienern und Opferpriestern kamen die Träger anderer Spenden mannigfacher Art: sie trugen auf flachen Schüsseln Opferkuchen, Flüssiges teils in Schläuchen, teils in großen, edelgeformten Gefäßen.

Nun folgte ein glänzender Zug athenischer Frauen und Jungfrauen, in reichen Festgewanden, goldene und silberne Opfergeräte tragend, prächtige Schaugefäße, das Jahr über an einem dazu bestimmten Orte aufbewahrt und nur bei solcher festlichen Gelegenheit zur Schau getragen. Zierliche Körbe, gefüllt mit Blumen, Früchten, Räucherwerk, trug ein Teil der lieblichen, in Goldschmuck prangenden Jungfrauen über den Häuptern. Aus den blühendsten Töchtern Athens gewählt, zart und stattlich, reizend und würdevoll zugleich, entzückten diese Korbträgerinnen jedes Auge durch die sittige Anmut ihrer Mienen, ihrer Haltung, ihrer Bewegungen. Es waren Mädchenknospen, keusch in sich verschlossen, aber funkelnd vom Tau der Jugendfrische. Das Jahr über verborgen, gleich jenen goldenen Schaugeräten, und dem Auge der Welt entrückt im Schoße der Frauengemächer, waren auch sie jetzt gleichsam hervorgezogen, um zu glänzen im Lichte des festlichen Tages. Das Hochfest enthüllte, was sonst den Blicken sich verbarg; es enthüllte, entfesselte alles, was schön und glänzend war. Heute warf der Liebesgott seine Pfeile, heute begegneten sich die Blicke holder Jungfrauen und liebewerbender Jünglinge. Jungfräulicher Be=

fangenheit hielt der angeborene, seine Strahlen frei und heiter um sich her ausgießende Reiz das Gleichgewicht.

Nach den prunkenden Opfergeräten wurden die noch herrlicheren Weihegeschenke einhergetragen, deren Zahl niemals größer gewesen als diesmal: Prachtgefäße, funkelnde Gold- und Silberschilde, Dreifüße von anmutigster Gestalt mit reicher Verzierung, auch Bildwerke aus den Händen trefflicher Meister. Das alles, offen getragen, schimmerte augenblendend in den Strahlen der Sonne.

An den Zug der Jungfrauen schlossen sich die lieblich zarten, noch kindlichen Mädchengestalten der Arrephoren in dem Festschmuck, welchen sie bei ihren heiligen Verrichtungen auf der Akropolis getragen, unter ihnen die holde, kindlich-fromme, mutige Hipparete.

Nun folgten die Träger und Geleitsleute jener Geschenke und Opfer, welche der Göttin von den athenischen Kolonien, oder von den mit Athen verbündeten Städten und Inseln dargebracht wurden.

Jetzt aber kam von allen Weihegeschenken erst das bedeutungsvollste, des ganzen Festzuges glänzender Mittelpunkt, das große, reiche Prachtgewebe des Peplos. Nicht von Menschenhänden wurde es getragen: segelartig war es über eine Art von Prachtschiff ausgespannt, das im Festzuge auf Rädern sich weiter bewegte. Dies schiffartige Gefährt, ein Werk von außerordentlicher Größe und Schönheit, mußte es im Reigen der Schaustellung athenischer Volksherrlichkeit nicht an die Seegewalt der Athener erinnern und an den Meergott zugleich, dessen Kult in uralter Verbindung war mit dem des Erechtheus und der Pallas auf der Burg? Und daß der Peplos statt des Prachtfahrzeuges zur Hauptsache geworden im Panathenäenzuge, erinnerte es nicht an den Sieg der lichten Göttin Pallas Athene im Wettstreit mit dem finsteren Dreizackschwinger? Der lichten Göttin Anteil an dem Götterkampfe wider die Giganten war dargestellt in den schimmernden Goldstickereien, kunstvoll aufgetragen auf den purpurnen oder krokosfarbenen Grund

des Gewebes. Über dem Mast des Prachtschiffes ausgespannt, sah man dies goldgewobene Bild jenes Kampfes der Lichtgötter wider die rohen Urgewalten, erhöht in den Lüften, dem Volke weithin sichtbar leuchten im Glanze der Sonne.

Hinter dem Prachtfahrzeug mit dem Peplos schritten die Sieger in den panathenäischen Wettkämpfen stolz einher: die Saitenspieler und Flötenbläser mit ihren Tonwerkzeugen, der Sieger im Fackellaufe, in der Hand seine brennende Fackel, mit welcher nach altem Brauch das Feuer für das große Festopfer der Göttin auf der Akropolis angezündet wurde, die Sieger in dem Wettrennen der Rosse und Wagen mit ihren prächtigen Viergespannen, auf jedem der Lenker und sein Genoß mit Helm und Schild; ferner, mit Ölzweigen in den Händen, jener Zug von schönen und würdevollen Greisen, welche im Wettkampfe betagter Wohlgestalt den Sieg davongetragen hatten. Wie auf edle Vorbilder blickte die athenische Jugend auf diese Männer im Silberhaar, welche sich würdevolle Schönheit und Frische des Leibes und der Seele bis ins späte Alter bewahrten. Ihnen folgte beritten der Ephebenzug, Athens männliche Jugend, schlanke Gestalten, dunkelgelockt, feueräugig, auf den edlen Rossen als wohlgeübte Reiter sich wiegend. Von den Strategen und Taxiarchen geführt, zog hinter den Epheben die waffenfähige Mannschaft Athens: die Schwerbewaffneten und die Reiterei der Edelgeborenen in glänzender Rüstung auf den schönsten und feurigsten Rossen — denn zu Roß erschien der reiche und vornehme Athener im friedlichen Festaufzug wie im Felde — dann in endlosem Zuge die Bürgerschaft, an ihrer Spitze die Würdenträger: die Archonten, die Männer des Rates, die Oberpriester; das Volk nach den Gauen geordnet, Männer und Frauen in Festgewändern, Myrtenzweige in der Hand, hinter den Bürgern aber die Beisassen, die Frauen derselben mit Eichenzweigen, als Schutzbefohlene des Zeus Xeinios, des Gottes der Gastfreundschaft. Andere Frauen und Töchter der Beisassen gingen hinter den athenischen Bürgerinnen einher, deren Schutz sie genossen, und trugen

Sonnenschirme in den Händen, um sie, wenn der Zug in der brennenden Sonne anhielt, über den Häuptern jener zu halten, oder lehnelose Sessel von kleiner zierlicher Gestalt, auf welche die Schutzherrinnen, wo der Zug stillstand, sich niederlassen konnten.

Dieser Festzug nun bewegte sich vom äußern Kerameikos aus durch die schönsten Straßen der Stadt, bis auf die Agora, welche bestreut war mit Eichenlaub und sonst auch festlich ausgeschmückt: die Verrichtung der Sklaven an diesem Tage. Hier machte also der Zug zum ersten Male Halt, und das Reitergeschwader der vornehmen Athener in seinen glänzenden Rüstungen führte auf weitgedehntem Platze Bewegungen und Übungen aus, welche schier den prächtigsten Teil der ganzen Festschau bildeten.

Während der Zug auf der Agora verweilte, hatte von ihm ein Teil des Geleites der Opfertiere mit einem Teil der Tiere selbst sich abgezweigt, um vorausgehend die beiden üblichen Voropfer, das eine auf dem Hügel des Areopag, das andere beim Altar der Athene Hygieia darzubringen.

Nach Vollendung dieser Voropfer setzte der Festzug mit der Hekatombe und dem Peplosschiff sich wieder in Bewegung. Er nahm seinen Weg auch weiterhin durch die vornehmsten Straßen und kam an den berühmtesten Heiligtümern vorüber, an welchen man ein wenig verweilte, den Gott durch Opfer ehrend oder durch den Gesang eines Päans.

Als man an der Stelle angelangt war, wo der Weg auf den Hügel der Akropolis hinaufführte, wurde von Rossen und Wagen zurückgelassen, was auf dem breiten aber steilen Wege dem Zuge nicht folgen konnte, oder was auf des Burgberges Hochfläche nicht genug Raum gefunden hätte. Aber es fehlte nicht an kühnen Reitern, noch selbst an Wagenlenkern, welche mit ihren mutigen Rossen dennoch im Geleite des Zuges blieben, auf des breiten Weges Mittelfläche sich haltend: denn durch gerilltes Pflaster wurde hier die Gefahr des Ausgleitens für Pferdehufe sowohl als Räder gemindert.

Angelangt auf der Akropolis, machte der Zug Halt zwischen dem Erechtheion und dem neuvollendeten Festhause der Pallas Athene. Der Peplos wurde in das Erechtheion gebracht, und das große Opfer der Hekatombe begann unter Absingung eines Päan vor einem im Freien stehenden Altare an der östlichen Seite des Parthenon.

Aber kein Blick der Menge fiel in die dämmernde Halle des Erechtheions, wo das uralt-heilige Holzbild der Athene, auf einem blumenumhangenen Throne stehend, seinen altgewohnten Tribut, den Peplos, in Empfang nahm; unbeachtet blieb auch des Opfers heilige Verrichtung: jedes Auge wandte sich der leuchtenden Marmorpracht jenes Tempels zu, dessen Pforten sich heute zum erstenmal den Blicken des Athenervolkes erschließen sollten.

Des neuen Festhauses erster Eindruck war der einer glänzenden Lichterscheinung. Leuchtender Marmor war alles an ihm, von den Quadern des Unterbaues bis hinauf zum letzten der zierlich gemeißelten Ziegel seiner Bedachung. Und was nicht Marmor war, glänzend in der Reinheit seiner jungfräulichen Weiße, das war Goldschmuck oder heller Farbenzauber.

Von der Seite des Sonnenunterganges gegen jene des Aufgangs, in länglichem, säulenumgebenem Viereck sich erstreckend, stand hoch und stolz und frei der Wunderbau, vom Sonnenlicht umflossen, auf seiner Höhe. Edel, klar, maßvoll in seinen Verhältnissen, schien er dennoch von seinem gewaltigen Unterbau mit wunderbarem Schwunge fast riesig emporzustreben. Schon dieser Unterbau mit den emporführenden Marmorstufen ragte hinaus über das Haupt des Beschauers. Der Tempel selbst aber mit seinem Marmorsäulenwald, mit dem Bildschmuck seiner ringsum laufenden Friese, mit den lebensvollen, kolossalen Marmorgruppen, welche die breiten Giebelfelder wie mit einem Schwarme wunderbarer Gestalten bevölkerten, mit dem leuchtenden Gold- und Farbenschmuck, der hier und da den Glanz des weißen pentelischen Marmors überfunkelte, schien

von der lichtumflossenen Hochfläche gleichsam der jungfräulichen Göttin entgegengehoben in ihr heimisches Lichtreich, in den ihr heiligen Äther.

Nichts aber fesselte in diesen ersten Augenblicken der Betrachtung das Auge des Atheners so sehr, als die großen, in den gewaltigen Marmorgruppen sich darstellenden Szenen, welche die breiten Felder der beiden Giebel füllten. Dieser Anblick war überwältigend. Denn die herrlichen Gestalten, wie sie da ruhend, stehend, schreitend, nicht etwa nur in halberhabener Arbeit, sondern in Standbildern, losgelöst von ihrem Hintergrunde, in fein angedeutetem Bezuge zu einander sich darstellten, sie schienen aus ihrer Umrahmung hervortreten und heruntersteigen zu wollen zum Volke der gottgeliebten Athener. Maßvoll erschienen sie in Haltung und Bewegung, aber voll gesunden, herrlich erblühenden Lebens in sinnvoller Gestaltung.

Den Augenblick nach der Göttin Geburt aus dem Haupte des Zeus schaute der Athener dargestellt auf dem Giebelfelde der Seite des Sonnenaufgangs: in der Mitte den Gott, die Göttin und den Titan Prometheus, welcher des Gottes Haupt gespalten, um der Lichtgöttin zur Geburt zu verhelfen: von da nach beiden Seiten hin mit der frohen Botschaft hinwegeilend Nike und Iris, ihnen entgegen Göttinnen und Heroen, die Botschaft freudig vernehmend; in des Giebelfeldes Ecke zur Linken Helios mit seinen Flammenrossen emporstrebend, zur Rechten die Nachtgöttin mit ihrem Gespanne hinabtauchend in die Fluten des Okeanos. Den Streit Poseidons aber mit Pallas Athene um den Besitz und die Schutzherrschaft des attischen Landes enthielt die Giebelseite des Westens: in der Mitte die beiden streitenden Gottheiten: der ungestüme Poseidon, der soeben mit dem Dreizack den heiligen Quell aus dem Felsen geschlagen, ihm gegenüber Pallas Athene und der auf ihr Gebot emporgesproßte heilige Ölbaum; neben ihr das hoch sich bäumende Gespann für den Siegeszug; Gottheiten und Heroen des attischen Landes der Göttin sich anschließend, dem Poseidon

das Gefolge seiner Meergottheiten. Von diesen Gestalten, alle über Menschengröße in Marmor gebildet, schweifte das Auge zu den kleineren Bildwerken des Frieses über den Säulen, wo in den langen Reihen der Metopenfelder Kämpfe hellenischer Streiter mit wilden Kentauren gebildet waren; von da durch die Säulen, welche rings um den Tempel liefen, hinein zu dem Gebilde jenes inneren Frieses, welcher die äußere Marmorwand des Tempelgemachs umkreiste. Und mit dem Blicke auf diesen begann das Auge des Atheners noch heller zu glänzen: denn hier erblickte der lebendige Festzug sein eigenes Spiegelbild, in Marmor gemeißelt: Szenen aus dem Zuge der Panathenäen und aus den Vorbereitungen zu diesen: Züge von schönen, sittigen Jungfrauen, von Jünglingen auf sich bäumenden Rossen, stolz dahinbrausende Gespanne und Kampfszenen hippischer Agonen, die Überreichung des Peplos, und inmitten all des menschlich Schönen olympische Götter, aus ihrer Unsichtbarkeit und Unnahbarkeit herausgetreten als Zeugen des herrlichsten Festes. So einfach, so prunklos-edel erschien hier bei aller Schönheit jede Gestaltung, daß sie aus dem Marmor zu dem Athenervolke für alle Folgezeit zu sprechen schien: „Haltet ein das schöne Maß, und lasset euer Leben immerdar in solch edler Einfalt, in solcher Schöne und Reinheit blühen, wie es euch hier begegnet in den Marmorgebilden aus der Werkstätte des sinnigen Pheidias!"

Angesichts des harrenden Volkes schritten jetzt, als das Opfer der Hekatombe dargebracht war, in feierlichem Zuge die ersten Würdenträger Athens über die Stufen des Tempels zur Pforte hinauf. Sie ordneten dort sich zu beiden Seiten der Pforte. In ihrer Mitte stand Perikles und der Archon Basileus.

Jetzt öffneten sich die breiten, schmuckreichen Erztüren des Tempels. Das Innere desselben erschien mit seinen schimmernden Säulen, und das neue hehre Bild des Pallas Athene des Pheidias leuchtete hochragend zum ersten Male aus der heiligen Dämmerung hervor dem Volke der Athener.

Da begannen die Teilnehmer des Festzuges einen Preisgesang auf die Göttin anzustimmen. Als dieser verklungen war, trat Perikles hervor und sprach von den Stufen des Tempels herab zum versammelten Volke.

In Urzeiten, sagte er, habe Pallas Athene die Fülle leiblicher Segnungen ausgegossen über die Wiege des Athenervolkes, und als die Spenderin des nährenden Ölbaums, als die Geberin der ersten Güter, als die Begründerin und Förderin der Wohlfahrt des attischen Landes verehre man sie in jenem ehrwürdigen, aber formlosen Holzbilde des Erechtheions. Dann aber sei die Zeit gekommen, in welcher Athen sich mit dem Schwerte umgürtete, an der Spitze von Hellas die Barbaren bekämpfte und in Siegen gekräftigt zur Blüte seiner Macht sich emporschwang. Als Wahrzeichen dieser Zeit rage auf der Burg das über Land und Meer hin sichtbare Riesenbild der Vorkämpferin. Jetzt aber sei angebrochen die Zeit, in welcher der Göttin innerstes und tiefstes Wesen und mit ihm der schönste Teil ihrer Segnungen für das attische Land und Volk sich entfalte. Offenbaren wolle sie sich nun wirklich als die Göttin des lichtspendenden Äthers, in dessen Glanz die Nacht zerrinnt, als die Nachdenkliche, Sinnige, um deren Stirn der freie Gedanke in schöner Klarheit schwebt, als die Förderin aller schönen Fertigkeiten und Künste und jedes aus dem Geiste stammenden Segens. Als solche habe Pheidias jetzt sie hingestellt, eine Pallas Athene des Friedens. Und über diese neue Gestalt der Göttin habe man das neue, ihrer würdige Tempelhaus gewölbt, kein priesterliches Opferhaus, sondern ein panathenäisches Festhaus der Göttin, in welchem sie ihres Wesens echtes Licht und echte Macht, losgelöst von priestertümlichen Schranken, offenbar zu machen vermöge. Sinnvoll umhege dieses Tempelhaus die Göttin, ergänzend die Offenbarung ihres Wesens selbst und zugleich des Volkes, das sie schirmt. Denn in eins verschmolzen sei nun bald das Wesen der Göttin und ihres Volkes. Und so wolle man auch fernerhin den Peplos darbringen dem altehr-

würdigen Holzbilde der Stadtschirmerin, uraltheilige Sitte der Väter ehrend, aber Ziel und Mittelpunkt des Festes der Panathenäen sei fortan der Parthenon. Hier sollen von jetzt an die Sieger in den Agonen ihre Preise aus der Hand der zu der Göttin Füßen sitzenden Richter empfangen, und zu den Bildwerken des glänzenden Festhauses werde das Volk sich wenden, um jene Ausstrahlung des innersten Wesens der Göttin in sich aufzunehmen, das Gemüt zu erfüllen mit dem Großen und Bedeutungsvollen, das hier von Wänden und Giebeln und Friesen herab mit marmornen Zungen rede. In diesen Gebilden lese der Athener die Geschichte seines eigenen Selbst, lese das in Stein gehauene Heldenlied der Siege des Lichtes und des Geistes über alles Dunkle und Rohe. Seiner Kraft inne werdend, entbrenne des Hellenen Geist von edler Begier, würdig zu bleiben des Denkmals, das er hier für alle Zeit sich selber gesetzt hat.

Nach diesen Worten des Perikles erneuerte das Volk begeistert den tausendstimmigen Päan auf die jungfräuliche Göttin, und unter diesem Gesange sowie unter dem Schall der Flöten und Saitenspiele, welche den Festzug begleiteten, schritt auf den Wink des Archon Basileus, und geführt von ihm, über die Stufen zuerst der Zug der Jungfrauen empor und wandelte durch die geöffneten Pforten des Parthenons. Von jungfräulichem Fuße sollte der jungfräulichen Göttin neues Heiligtum zuerst betreten werden. Den Jungfrauen folgten die Jünglinge, und während jene im Innern des Tempels zur Rechten, diese zur Linken des Bildes der Göttin sich reihten, unter dem fortgesetzten Gesange des Päans, betraten diejenigen, welche die Weihegeschenke im Festaufzuge trugen, das Festhaus und stellten die Geschenke zu den Füßen der Göttin nieder. Andere Weihegaben, insonderheit gold- und silberglänzende Schilde, wurden aufgehangen über den Architraven der Säulen des Tempels. Nun wurden die Sieger in den panathenäischen Wettkämpfen über die Schwelle geführt, mit ihnen die Preisrichter und die Träger der ersten Würden in Athen.

Heller erklang Flöten- und Saitenschall, begeisterter rauschte der Päan durch die marmorprangende Halle hin, als nun das strahlende Bild der Göttin den in den Tempelraum Geführten und dem nachströmenden Volke der Athener unmittelbar vor Augen stand. Alle Blicke waren auf dasselbe gerichtet.

Augenblendend wie der Tempel, leuchtete auch die kolossale Göttergestalt: von Elfenbein waren ihre unbekleideten Teile gebildet, von Gold alles übrige; tiefsinnig vor sich hin blickte das ernst-schöne Haupt, bedeckt vom wuchtigen Goldhelm, unter welchem das reiche Gelock hervorquoll. Nachdenklich waren die Züge des Antlitzes, aber das Sinnende schien sich in eine milde Klarheit aufzulösen. Zur Linken der Göttin ruhte der Schild, *friedlich gesenkt, nicht mehr kriegerisch erhoben.* Lässig ruhte auch die Lanze in ihrer Hand. Nicht als *Kämpferin* erschien sie mehr, wohl aber als *Siegerin:* auf ihrer ausgestreckten Rechten trug sie eine geflügelte Siegesgöttin, wie man eine Taube oder einen Falken trägt. Die geflügelte Siegesgöttin hielt ihr einen goldfunkelnden Kranz entgegen. Unter des Schildes Hut geborgen ringelte sich die heilige Burgschlange, Sinnbild der erdgebornen götterbehüteten Urkraft des attischen Landes und Volkes. Auf der Göttin Brust verbreitete sich der Ägispanzer mit dem strahlenden Gorgonenhaupte. Unter der Wölbung des hochragenden Zierats ihres Helmes war eine Sphinx sitzend gebildet, ihr zur Rechten und Linken Greife, als des Tiefsinns Bilder, des Scharfblicks und der Wachsamkeit. Auch sonst noch strebte vielfach bedeutungsvoller Zierat der Göttin Wesen völlig auszudeuten: auf des Schildes äußerer Seite Kampf gegen die wilden Amazonen, auf der Innenseite die trotzigen Giganten, auf dem Rande der Sandalen die wilden Kentauren; und so überall Kampf mit wilden dunklen Gewalten.

Würdig wölbte um die glanzvolle Erscheinung der Göttin sich ihr prächtiges Haus. In doppelter Reihe liefen die schimmernden Säulen, mit Blumenkränzen festlich umwunden,

durch die Tempelhalle, in drei Schiffe sich teilend. Bei den Seitenschiffen aber bildete eine zweite Säulenstellung über der ersten ein Obergeschoß, einen offenen Rundgang. In weitem Viereck durchbrochen war die Mitte der auf jener oberen Säulenstellung aufruhenden flachen Bedachung, so daß das Licht in den sonst fensterlosen Tempelraum und auf das Götterbild von oben herabfiel. Wundersam angemessen war diese von oben hereinströmende Helle des Äthers der Würde und göttlich durchschauerten Stille des Tempels: entlastet ward durch den Aufblick zu dieser lichtumströmten Öffnung und dem blauen Himmel darüber das Gemüt von dem überwältigenden Eindrucke des glanz- und machtvollen Bildwerks. Die Falken und die Adler, das Flammengespann des Helios und die Wetterwolken des Zeus zogen darüber hin, und im wechselnden Spiele der Lichter und Schatten, bald von goldig-warmem Glanze, bald von weißem kühlem Silberlicht umflossen, bald in halbe Dämmerung getaucht, schien das Antlitz der Göttin wie mit veränderten Zügen, wie mit wechselnden Mienen ernster oder milder herabzublicken von seiner Höhe. In der edlen Herrlichkeit des Tempelraumes war nichts, was das Auge von der Göttin abgelenkt hätte; alles leitete zu ihr hin, selbst die Reihe der schöngeformten, glänzenden Weihegeschenke zwischen den Säulen. Nichts war da vorhanden von jener zerstreuten und zerstreuenden Pracht, mit welcher andere Zeiten, andere Völker die Häuser ihrer Götter zu schmücken trachteten. Einsam stand in der glanzumflossenen, geheimnisvoll-stillen Marmorhalle das riesige, erhaben-schöne Götterbild.

Nachdem so das neue Festhaus der Athene von dem Volke der Athener mit begeisterungsvollen Gesängen, begleitet von Flöten- und Saitenschall, der Göttin dargeboten und geweiht und die reichen Weihegeschenke zu ihren Füßen niedergelegt waren, begann die Verteilung der Preise an die Sieger in den panathenäischen Kampfspielen. Aufgerufen wurden von den Preisrichtern die Sieger, und da zuerst den siegreichen Knaben, dann den Jünglingen, zuletzt den Männern

die Preise zugeteilt und übergeben wurden, so fügte es sich, daß der vierzehnjährige Sohn des Kleinias, Alkibiades, als Sieger unter den Knaben der erste war, der in dem neueröffneten panathenäischen Festhause aufgerufen wurde und den Preis empfing aus den Händen der Richter. Der stolz und fröhlich blickende Knabe empfing eine prächtig geformte Amphora, in leuchtenden Farben geschmückt mit einer Darstellung des jungen schlangenerwürgenden Herakles. Gefüllt aber war das herrliche Gefäß mit Öl von den heiligen Ölbäumen der Pallas Athene im Garten der Akademie. Ähnliche Ehrengaben empfingen die Sieger in den übrigen Agonen; denjenigen aber, welche aus den musischen Wettkämpfen als Sieger hervorgegangen, wurden goldene Kränze zuerkannt.

Als so die Verteilung der Preise vollzogen war, ging unter den Augen des Volkes noch die Übertragung des athenischen Schatzes in das Hinterhaus des Parthenon vor sich. Dies Hinterhaus, welches, von den Säulen des Parthenon mitumschlossen, an das Tempelgemach in der Richtung gegen Westen sich anschloß, war ein ringsum wohlverwahrter, fensterloser Raum, der nur durch eine Lampe erleuchtet werden konnte und in dessen geheimnisvollem Dämmerlichte der gemünzte und ungemünzte Schatz Athens, daneben noch Kleinode mancher Art, kostbares Schau- und Prunkgerät, auch Urkunden des Staates von besonderer Wichtigkeit fortan hinterlegt blieben unter der Aufsicht der Schatzmeister des athenischen Volkes.

Unter den Scharen der über die Höhe der Akropolis Hinschwärmenden, welche die neu enthüllten Herrlichkeiten des Parthenon bestaunten, befanden sich auch viele, welche aus der Fremde gekommen.

Darunter ein Mann aus Sparta.

Als dieser sich anschickte, die neue Tempelhalle zu betreten, wurde er von einem athenischen Jüngling, der ihn schon einige Zeit mit Blicken und Schritten verfolgt hatte, bei der Schulter gefaßt und mit den Worten angesprochen:

„Hinweg von dieser Schwelle! Doriern ist es versagt, hier einzutreten!“

In der Tat verbot ein alter Wahrspruch Männern dorischen Stammes den Eintritt in die Heiligtümer der Burg zu Athen. Und wenigstens den ausgesprochenen Gegnern Athens gegenüber erinnerte man zuweilen sich dieses Wahrspruchs. Als nun eine große Menge Volkes sich um den Sparter versammelt hatte und der Jüngling Äußerungen der Mißgunst wiederholte, welche er aus dem Munde desselben zuvor vernommen, so ergriff alles Partei gegen den Fremden und er wurde gezwungen, die Burg zu verlassen.

So loderte, wenn auch nur blitzartig, für einen flüchtigen Moment, selbst bei dem friedlichen Feste die Gegnerschaft, welche die beiden großen Hellenenstämme uralt entzweite, bedeutungsvoll empor . . .

Aber es gab auch einen Athener auf der Akropolis, welcher in das Festgedränge, das den neuen Parthenon umwogte, mit Blicken des Grolles und der Mißgunst sah. Dieser Athener war der Erechtheuspriester Diopeithes.

Zwar war nach altem, unumstößlichem Brauche der Peplos ins Erechtheion getragen, dem Holzbilde der Athene Polias dargebracht worden. Aber flüchtig und kühl war dies geschehen und dem neuerbauten Tempel, dem priesterlosen Festhause der Pallas Athene, hatte das gesamte Athenervolk sich zugewendet. Nicht dem aus Himmelshöhen herabgesendeten Palladion der Stadt Athen, nicht der Göttin *seines* Heiligtums, sondern dem eitlen Prunkbilde des Pheidias hatten die Athener gehuldigt. Zu den Füßen dieser neuen Athene, nicht in seinem Tempel waren die kostbaren Weihegeschenke niedergelegt worden. Die Götter des Erechtheions zürnten und ihre Priester mit ihnen . . .

Wie an jenem Tage, da Perikles und die verkleidete Aspasia im Geleite des Sophokles auf der Höhe der Akropolis wandelten und den Grund legen sahen von dem, was jetzt vollendet ragte, stand auch nun Diopeithes im Gespräche mit einem seiner Vertrauten an der Pforte des Erechtheions.

Und siehe, wie damals, als er mit Lampon in grollenden Worten von der Verderbnis der Zeiten sprach, sah er auch jetzt plötzlich den ihm verhaßten Mann mit eben jener Aspasia über die Höhe des Berges hinwandeln, im Geleite des Pheidias, des Iktinos, des Kallikrates, des Sophokles, des Sokrates und anderer jener erlesenen athenischen Männer, welche mit Pheidias den homerischen Spruch: „Nie läßt mich zittern Pallas Athene!“ auf ihre Fahne geschrieben.

Als nämlich die Stunde des großen Festschmauses herangekommen war, bei welchem das Fleisch von hundert Rindern der Hekatombe und die Fleischreste der Voropfer dem Volke zum gemeinsamen Mahle dargeboten wurden, beträuft von reichlicher Spende des Dionysos, wandelte jene erlesene Schar auf der stiller gewordenen Akropolis umher, ungestört das Neuvollendete zu betrachten.

Das Antlitz des Pheidias war heute nicht ernst in sich versenkt wie sonst, ein heiterer Glanz umschwebte seine Stirn.

Hoch erfreut sprach Perikles davon, wie er, nachdem er den Beginn und das allmähliche Wachsen aller dieser Werke verfolgt, nun doch nach einjähriger Abwesenheit von Athen die volle Überraschung durch ein Fertiges habe, dessen vollendete Herrlichkeit er nicht vorausgeahnt. Und wieder rühmte er, wie so Vieles und Herrliches in einer kurzen Reihe von Jahren vollendet worden, hervorgegangen gleichsam aus einem einzigen Haupte.

Pheidias aber sagte, nicht durch das eine Haupt, sondern durch die tausend kunstfertigen Hände, welche jenem Haupte dienten, sei das Wunder geschehen. Aber nicht sowohl einem einzigen Haupte hätten sie gedient, als einem Geiste, der in schönstem Einklange alle beseelte.

Während so die Männer in freudig gehobener Stimmung den Reiz des Neugeschaffenen wie mit trunkenen Augen in sich sogen und ihrem Empfinden Worte liehen, sah man Aspasia zwar aufmerksam, leuchtenden Auges, ja mit ge-

röteten Wangen, aber schweigend die Werke des Pheidias, des Iktinos und ihrer Helfer betrachten.

Ihr Schweigen befremdete selbst den Pheidias, den schweigsamsten unter den Männern, und er sprach zuletzt mit jener Art von ernstem Lächeln, die ihm eigen war, sich zu Aspasia wendend:

„Wenn die Erinnerung mich nicht täuscht, so ist es seit langer Zeit die schöne Milesierin, welche zu Athen von vielen als die höchste Richterin betrachtet wird in allen die Künste betreffenden Dingen. Auch hat sie, soviel ich mich erinnere, niemals sich zurückhaltend gezeigt mit ihren Urteilssprüchen. Wie kommt es, daß sie, ein Weib, uns Männer heute durch Schweigsamkeit beschämt?"

Alle blickten gespannt auf Aspasia und machten sich stillschweigend zu Teilnehmern der Frage des Pheidias.

„Mit Recht", sagte Aspasia, „erinnerst du daran, daß ich ein Weib bin, o Pheidias! Als ein solches bin ich nicht immer so rasch gefaßt wie ihr Männer und in meinen Gedanken ist weniger strenge Folge und Ordnung als in den eurigen. Beweglich ist des Weibes Gemüt und ihr möget zusehen, ob ihr nicht zuviel gewagt, daß ihr mir, als einem Weibe, der einzigen meines Geschlechtes, wie es scheint, das Recht, frei zu denken, frei zu reden, eingeräumt. Hier steht der neue Wunderbau, groß wie ein Berg und schön wie eine Blume, und welche Fülle des Vollendeten ist mit ihm zugleich vor unseren Blicken ausgebreitet und enthüllt! Das alles ist so anmutig in seiner Würde, so mannigfaltig in seiner edlen Einfachheit, so bewegt in seiner Ruhe, so gereift in seiner Jugendfrische, so tiefsinnig in seiner Natürlichkeit, so heiter in seinem Ernst, so menschlich in seiner Göttlichkeit, daß jedes männliche Gemüt nur in einen Zustand höchster Befriedigung und völliger Wunschlosigkeit dadurch versetzt werden kann. Der Weiber Art aber ist es, wie der Kinder, daß, wenn sie mit einer Hand Erwünschtes in Empfang nehmen, sie die andere schon nach anderem ausstrecken, und ein drittes vielleicht mit den Augen verfolgen. Wär'

ich ein Mann, so würde ich in diesem Augenblicke mich begnügen, den Pheidias begeistert als den ersten, als den größten aller Hellenen zu preisen. Als Weib aber habe ich einen Wunsch übrig, ja sogar eine Anklage wider ihn auszusprechen. Fürchtest du nicht den Zorn der goldenen Aphrodite, o Pheidias? Du scheinst mir immer nur das Hohe, das Reine, das Göttliche zu suchen, um es in der Menschengestalt zu verkörpern; und wäre das Göttliche nicht zufällig immer auch schön, so würdest du, glaube ich, dich um das Schöne nicht kümmern. Denn niemals suchst du es, und was die Sinne reizt, das Herz entflammt, in deiner Seele hat es keinen Widerhall. Den Reiz der Weiblichkeit um seiner selbst willen darzustellen, wie Dichter es begeistert tun, wenn sie von der Aphrodite singen, verschmähst du. In einen heiligen Ernst ist stets dein Sinn getaucht und deine Seele schwebt, Adlern gleich, nur über den Gipfeln. O Eros, hast du keinen Pfeil für diesen? Warum, o kyprische Göttin, schlägst du diesen nicht in deine goldenen Fesseln, damit er deinem Reiz seinen Meißel weihe und damit durch ihn endlich auch dein innerstes Wesen so offenbar werde, wie durch ihn seiner Göttin Pallas Athene tiefstes Wesen offenbar geworden ist in diesen Gebilden?"

„In der Tat," sagte Pheidias, „ich habe bisher gegen des Eros Pfeile und der Aphrodite Fesseln Schutz gefunden unter dem Schilde der Pallas Athene und ihr verdanke ich's wohl, daß meine Kunst nicht weibisch geworden. Klage übrigens die Lemnier an, o Aspasia, wenn ich auch jetzt, nachdem ich eben das Bild der jungfräulichen Göttin für den Parthenon vollendet, meine Kunst nicht der goldenen Aphrodite zuwende. Denn nicht eine Aphrodite ist's, was die Lemnier von mir verlangen, sondern ein Erzbild eben wieder jener Pallas Athene für sie zu fertigen, dringen sie seit langer Zeit in mich."

„Was du da sagst", versetzte Aspasia nach einer kleinen nachdenklichen Pause, „erfüllt mich mit größeren Hoffnungen als du denkst! Ich vernahm heute, wie Perikles zum Volke

sprach, darauf hindeutend, daß man vom unscheinbaren, formlosen Holzbilde wieder fortgeschritten zur gewaltigen Vorkämpferin, von dieser zur Jungfrau des Parthenon. Wer möchte nun nicht glauben, daß auch die Pallas der Lemnier hinausschreiten werde über die Jungfrau des Parthenon? Wer möchte zweifeln, o Pheidias, daß, je mehr du schaffst, um so wärmer, um so leuchtender unter deinem Zauberstab die Feuerwelle des Lebens und der Schönheit aus dem Marmor oder dem Erze hervorbrechen werde? Nachdem du das vorkämpfende Mannweib gebildet und die tiefsinnige Jungfrau, was bleibt dir übrig als das Weib?"

„Ob ich vorwärts schreite," sagte Pheidias, „ob ich seitab schweife, wenn ich auf die Einflüsterungen eines schönen Weibes höre, ich weiß es nicht. Aber was du verlangst, scheint auf meinem Wege zu liegen."

„Du, dessen Auge kein Hellenenweib seinen Reiz versagen würde," fuhr Aspasia fort, „stelle das Weib dar und seinen Reiz und verkünde als Höchstes und Letztes dem Griechenvolke: Nur im Gewande der Schönheit wird die Weisheit alle Herzen erobern!"

So unterredete sich Aspasia mit Pheidias. Perikles aber begann jetzt mit Iktinos und Pheidias den Plan der großartigen Vorhallen zu erörtern, welche die Krönung des Burgberges auf seiner abendlichen Seite vollenden sollten und welche nach den Gedanken dieser Männer nicht minder erhaben und prächtig werden sollten, als der Parthenon selber. Immer von neuem aber kehrte man betrachtend und freudig genießend zurück zu dem Fertigen, zu den Bildwerken, zu den herrlichen Weihegeschenken. Hervorgehoben wurden in den Giebelfeldern und Friesen die Werke des einen oder des andern der Schüler des Pheidias: hier wurde Alkamenes gepriesen, dort Agorakritos, und so jeder von den unzähligen Bildnern, welche mit feurigem Eifer hier ihre Kräfte vereinigt hatten.

Jetzt aber geleitete Pheidias den Perikles und alle, welche

um ihn waren, zu dem Werke des grübelnden Sohnes des Sophroniskos, zu der Gruppe der Charitinnen, welche der Wahrheitsucher als Weihegeschenk für die Akropolis zu fertigen unternommen.

In Marmor gebildet, erblickten sie die drei Jungfrauen sich umschlingend, ähnlich einander und doch wieder von verschiedenem Wesen. Reizend war die eine, edel und streng die andere, sinnend die dritte gebildet.

Als die Betrachter über diese Verschiedenheit sich verwunderten, sagte der Bildner des Werkes mit einem Ausdrucke leiser Betrübnis in seinem Angesicht:

„Ich glaubte, daß ihr diese Verschiedenheit nicht anstaunen, sondern völlig natürlich finden würdet. Warum sollte man eine Dreizahl der Charitinnen annehmen, wenn sie alle drei nur ganz dasselbe sind und bedeuten? Ich machte mich daran, dem tiefen Sinn dieser Dreizahl nachzuspüren, und ich zweifelte nicht, daß drei verschiedene Eigenschaften sich in dem Wesen der Charis vereinigen müßten. Aber es gelang mir nicht, zu erfahren, welches die drei verschiedenen Bestandteile der Charis wären, bis Alkamenes uns zur schönen Theodota führte. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, als die Korintherin nacheinander die Aphrodite, die Hera und die Pallas tanzte. Was ist das Wesen der Aphrodite anders als das leiblich Schöne? Was das Wesen der Hera anders als das seelisch Schöne, oder das Gute, das Sittliche? Und was das Wesen der Pallas anders als das geistig Schöne, oder das Wahre? Und so erfuhr ich denn, daß Leib und Seele und Geist zusammenwirken müssen zum vollendeten Wesen der Charis...

Das war es, was ich damals von Theodota erfahren und was ich verschwieg, als ihr danach fragtet, denn es drängte mich, nicht in Worten, sondern im Bilde, wie Pheidias, das geistig Erfaßte lebendig auszudrücken. Aber es ist mir nicht gelungen. Denn wäre es mir gelungen, so hätte es dieser meiner Worte nicht bedurft. Ich habe mich mit dem Marmor bemüht und mußte nun doch zu den

Worten greifen. Du aber, o Aspasia, bedarfst der Worte nicht, um mir dein Urteil auszudrücken, denn ich lese es in deinen Mienen!"

„Und was liesest du?" fragte Aspasia.

„Du sagst mir: kehre zurück, du Grübler, von den Bildern und lebendigen Formen zu den Gedanken und Begriffen und Worten! — Ich will es tun! Ich will von diesem Tage an den Meißel aus der Hand legen, oder vielmehr ihn selbst, statt eines Werkes von meiner Hand, der weisen Göttin darbringen als Weihegeschenk. Und dies Gebilde meiner schlechten Kunst will ich zerschlagen, zufrieden, wenn der Gedanke lebt, der es geschaffen und wenn er, statt in totem Marmor, verkörpert wird im Geist und Sinn und Leben der Athener!"

„Bringe du immerhin, o Sokrates," sagte Perikles, „deinen Meißel der Göttin dar als Weihegeschenk, um künftig das allein zu betreiben, was deine wahre Sendung ist und was kein anderer so vermag wie du. Aber dies Weihegeschenk soll unzertrümmert bleiben; denn wenn auch weniger mit Künstlerhänden, als mit dem Geiste des Weisen gebildet, stellt diese Gruppe des Hellenengeistes schönste Bestimmung vor Augen: Leib, Gemüt und Geist vereinigt und verklärt zur schönsten Blüte der Charis! Eindringlicher kann unser aller bisheriges Bestreben nicht ausgesprochen, würdiger nicht angespornt werden zu neuem Schwunge des Schaffens und der Tatkraft! Hier vor diesem Bildwerk ist der Ort, uns die Hand zu reichen zur Erneuerung des Bundes, der uns alle vereinigt hat. Hier auch ist, wie mich dünkt, der Ort, hier vor dem Bilde der Charitinnen, unserer edlen Aspasia zu danken für das, was sie im Vereine mit uns gefördert, nicht sowohl mit Worten spornend, als durch ihres Wesens Ausstrahlung unmittelbar befeuernd. — Denn ihr Wesen fällt, ihr wißt es wohl alle, in die Gemüter wie ein Lichtstrahl und entzündet immer Neues und Schönes. Gestalte nach *ihrem* Bilde deine neueste Pallas, o Pheidias! Denn sie *sagt* es dir nicht bloß, sie hat es an dir und an uns

allen mit der Tat erprobt, daß die Weisheit unüberwindlich ist im Gewande der Schönheit!" —

„Flüchtig ist sonst", fuhr Perikles fort, „die Spur des Schönen: es kommt und geht, wie der Strahl des Gestirns, wie die befruchtende Regenwolke. Aber die schöne Huld, welche Aspasias Wesen von sich ausstrahlt, wird uns wie ein wohlverwahrter Schatz erhalten bleiben. Nicht mehr eine Fremde seht ihr vor euch, nach welcher man ungestraft zielen darf mit gehässigen Pfeilen, oder die man beschimpfen darf mit entehrenden Namen. Sie ist von diesem Tage an meine angetraute Gemahlin. Friedlich gelöst ist der Ehebund, der mich mit Telesippe vereinte. An ihrer Statt waltet fortan Aspasia als Herrin an meines Hauses Herd. Ich weiß, daß der Athener mit scheelen Augen den Mitbürger betrachtet, der ein ausländisch Weib als angetraute Gattin einführt in sein Haus. Ich weiß, daß unser heimisches Gesetz den Sprossen aus solcher Ehe sogar das athenische Bürgerrecht verweigert. Dennoch habe ich Aspasia zum Weibe genommen. Aber ein Bund von neuer Art ist's, den ich mit ihr schließe, eine neue Gestalt der Ehe schwebt uns beiden vor, wie sie bisher, ich weiß nicht, ob durch die Schuld der Männer oder der Frauen, niemals noch verwirklicht worden. Vielen Wandel hat unser Gemeinwesen in neuer Zeit erfahren: wenn aber das allgemeine Leben sich erneuert, warum sollte nicht auch das bürgerliche, das häusliche trachten dürfen nach einer Wiedergeburt? Mir und diesem Weibe wird der heutige Tag, der das athenische Leben auf einem glänzenden Gipfel zeigt, zugleich zu einem Wendepunkt und Hochfeste unseres persönlichen Schicksals. Athen und ganz Hellas strebt unter neuen Sternen neuen Zielen entgegen: wir beide tun das Gleiche im enggeschlossenen Kreise des inneren Lebens. Hier wie dort ist der treibende Geist und Sinn und der Gedanke derselbe. Und hier wie dort, meine ich, wird das Gleiche sich in gleicher Weise bewähren!"

Bevor von den Freunden einer der Bewegung, welche diese Worte des Perikles in allen hervorrief, Ausdruck geben

konnte, ergriff Aspasia die Hand des neuen Gemahls und sprach:

„Es verhält sich, wie du sagst, o Perikles, daß ich mir keine Gewalt des Wortes, noch der bewußten Weisheit anmaße. Wenn ich im Bunde mit euch etwas gefördert, so war die Wirkung, die von mir ausging, die der Weiblichkeit allein, welcher es zum ersten Male vergönnt war, sich ohne die Fesseln des Geschlechtes frei und rückhaltlos wirkend zu äußern. Bin ich eine Sendbotin, so bin ich die der Weiblichkeit. Vielleicht muß aus der Weiblichkeit die Welt, die bisher in die Bande der rauhen Männlichkeit geschlagen war, wiedergeboren werden, um jeden Rest von Barbarei der Urzeit abzustreifen. Und als ein Weib ionischen Stammes bin ich, wollend oder nicht, des ionischen Wesens Vorkämpferin gegen den ernsten, strengen Geist des Dorer-Stammes, der die schönste Blüte des hellenischen Lebens ersticken würde, wenn er zum Siege gelangte. Wehe den schönen Göttern von Hellas, wenn er jemals in der Welt die Oberhand erhält! — Bin ich in der Tat berufen und vermögend, für eine Sache zu wirken und zu kämpfen und habe ich mich, wie ihr von mir sagt, als Fürsprecherin des Schönen und des Weiblichen erwiesen bei den Meistern der Bildkunst, so möchte ich fortan, auch nach anderen Seiten des Lebens mich erprobend, offenen Krieg erklären jedem Vorurteil, jedem sinnlos gewordenen Herkommen, jeder beschränkten oder verdüsterten Anschauung, jeder menschenunwürdigen Denkart. Ich werde mich, nach Bundesgenossen strebend, an die Genossinnen meines Geschlechtes wenden. Sie werden mich anhören, denn ich bin die Gattin des Perikles!“ —

So sprach Aspasia. Die Freunde vernahmen ihre Worte gedankenvoll und mit herzlichem Anteil.

Auch der Erechtheuspriester Diopeithes vernahm sie, im Halbdunkel hinter den Säulen verborgen. Seine Lippen zuckten höhnisch. Ein feuriger Blick des Hasses traf die Milesierin.

In begeisterten Worten begannen nun die Freunde ihren freudigen Anteil auszusprechen und das Vorhaben des edlen Paares zu preisen.

Nur Sokrates schwieg noch, wie er es oft aus Bescheidenheit tat, wenn er in einem Kreise ausgezeichneter Männer sich befand.

Da fragte Perikles den Nachdenklichen freundlich lächelnd:

„Was denkt unser Weisheitsfreund von dem Bunde, der hier angesichts seiner Charitinnen geschlossen wurde?"

„Mir ist nur dies eine klar," erwiderte der Sohn des Sophroniskos, „daß unser Athen die gepriesenste sein wird unter den Städten der menschenbewohnten Erde. Alles andere ist mir unbekannt und in Dunkel gehüllt. Aber wir wollen das Beste in allem hoffen von der Gunst des waltenden Vaters Zeus und seiner herrlichen Tochter Pallas Athene."

---

15. Eulen auf der Akropolis.

Wenn es sich vielleicht so verhält, wie die Sage bei dem erhabenen Dichter der Eumeniden berichtet, daß die Herunterholung des Feuers vom Himmel und die Überlieferung desselben an die Menschen durch Prometheus auf der athenischen Akropolis stattfand, so ist nicht zu verwundern, daß bei der Nennung des Namens der Akropolis zu Athen vielen nur eine Höhe vorschwebt, ganz in eitel Licht getaucht, gekrönt von den marmorglänzenden Zinnen des Parthenon.

Aber es gab auch *Eulen* auf der Akropolis . . .

Es gab Eulen zu Athen — es gab ihrer so viele, daß der Ausdruck „Eulen nach Athen tragen" zur Bezeichnung werden konnte eines überflüssigen Tuns.

Und diese Vögel waren sogar der Pallas Athene geheiligt. Sie gehörten ihr an, als die Vögel der gedanken-

zeugenden, sinnigen Nacht. Denn die Nacht selber ist dunkel, aber sie ist schwanger mit dem Lichte, und besser als der laute Tag läßt sie die Gedanken keimen und reifen im wachen Haupte der Menschen. Nicht selten aber trachtet die Nacht etwas für sich, und mehr als das Licht, das aus ihr geboren wird, zu sein, und stellt sich dann dem Lichte feindlich entgegen.

So kommt es, daß auch die Vögel der Nacht, die Eulen zu Feinden des Lichts geworden.

Es gab ihrer, wie gesagt, viele auf der Akropolis und sie nisteten am liebsten in dem Raume zwischen dem Gesimse und dem flachaufliegenden Dache des altehrwürdigen Erechtheion, gemeinsam mit Eidechsen, Mäusen und Schlangen.

Sind sie doch die Lieblingsvögel des Erechtheuspriesters Diopeithes, der soeben dort, unmittelbar vor den Stufen des Parthenon, in lebhaftem Gespräche mit einem Manne und zugleich in einer etwas wunderlichen Verrichtung begriffen ist.

Er schreitet nämlich vor den Augen des andern Mannes mit einer gewissen Erregtheit die Stufen des Parthenon hinauf und wieder hinab. Vor dem Tempeleingang sind, um das Emporsteigen zu erleichtern, in die breiten hohen Stufen kleinere gehauen. Diese kleineren Stufen schreitet Diopeithes empor und zählt dieselben im Schreiten und spricht die Zahl mit vernehmlicher Stimme vor sich hin.

Und nachdem er so schreitend und laut zählend dem andern Manne die Zahl der Stufen gewiesen, spricht er zu diesem:

„Du weißt, welches Gesetz in betreff der Stufenanzahl eines Tempelaufganges durch der Hellenen frommen und wohlbedachten Sinn seit Jahrhunderten festgestellt wurde. Ungerade ist nach alter Regel dieser Stufen Zahl, damit des guten Vorzeichens wegen die erste und die letzte Stufe vom rechten Fuße betreten werden könne."

„So verhält sich's in der Tat!" versetzte der Mann, zu welchem Diopeithes sprach.

„Nun wohl!“ fuhr Diopeithes fort, „du siehst, daß die Männer, welche diesen Parthenon hier gebaut haben, der guten Vorzeichen nimmer zu bedürfen glauben. Die Zahl dieser kleineren Stufen ist eine gerade. Mögen sie nun wirklich in bewußtem Trotz, oder von den Göttern mit Vergeßlichkeit geschlagen, gegen die heilige Regel gesündigt haben: was sie da aufgerichtet, verrät beim ersten Anblick schon sich als ein unfrommes, den Göttern mißfälliges Werk. Und ich sage: es ist in seinem ganzen Entwurfe eine Beleidigung, eine Erniedrigung, eine Verhöhnung der Götter. Ei, sieh doch nur: seit das Panathenäenfest vorüber ist, seit die Sieger in den Wettkämpfen ihre Preise erhielten, seit das Volk sich satt gegafft am verschwendeten Golde und Elfenbein der Statue des Pheidias, ist der Festtempel, wie sie ihn nennen, wieder geschlossen, das Bild der Göttin ist verhängt, damit es bis zum nächsten Feste nicht der Staub verzehre, und statt priesterlicher Personen sieht man Tag für Tag nur die Schatzmeister aus und ein gehen, welche, im Hinterhause ihr Wesen treibend, die einlaufenden und auszufolgenden Summen überzählen. Und so hallt, o Schmach und Frevel! ins Ohr der Göttin statt frommer Worte Klang nur schnödes Geklimper von Gold- und Silberstücken!“

Auf diese Äußerung des Diopeithes hin begann der Mann, mit welchem der Priester sich unterredete und welcher durch sein Aussehen sich als einen Fremden verriet, angelegentlich nach dem Umfang, dem Werte und Betrage der gemünzten und ungemünzten Schätze zu fragen, welche in diesem Schatzhause, unter der Obhut der Pallas Athene, aufgehäuft lagen, und Diopeithes verweigerte die Auskunft nicht, welche er zu geben vermochte.

„Ein schöner Sparpfennig, oder sagen wir lieber eine schöne Beute ist,“ bemerkte der Fremde, „was ihr Athener da gesammelt habt. Aber mich dünkt, ihr werdet diesen Vorrat bald erschöpft haben, auch im Frieden.“

„Noch lange nicht!“ erwiderte Diopeithes.

„Ich sehe aber,“ fuhr der Fremde fort, „daß, nachdem

dieser kostspielige Tempelbau soeben vollendet worden, mit gleicher Hast und gleichem Eifer schon ein neues Werk hier oben begonnen wird, eine Prachtpforte der Akropolis, Vorhallen im größten Stile, nicht weniger großartig als der Parthenon selber . . ."

„Und nicht weniger sinnlos, nicht weniger überflüssig als dieser!" fiel Diopeithes ein. „Das eben ist ja", fuhr er fort, „der Frevel jener Übermütigen, welche Athens Geschicke gegenwärtig lenken. Sie lassen das Heiligtum des Erechtheus verfallen, welches selbst der Perser nur halb zu zerstören wagte und errichten dafür Prunkhallen, vollgestopft mit eitlen Machwerken der aus ganz Hellas zusammengelaufenen Rotte des Pheidias."

„Ist denn Perikles allvermögend?" rief der Fremde. „Wie kommt es, daß von allen berühmten Feldherren und Staatsmännern der Athener kein einziger, soviel ich weiß, dem Lose der Verbannung entgangen, Perikles aber eine so lange Reihe von Jahren unangefochten in seiner Übergewalt sich behauptet?"

„Er ist der erste Staatsmann, sagte Diopeithes, „welchem die Athener Zeit lassen, sie zugrunde zu richten."

„Das mögen die Götter verhüten!" sagte der Fremde. „Ich bin ein harmloser Mann aus Euboia und wünsche den Athenern alles Gute!"

„Warum verstellst du dich?" sagte Diopeithes, dem Fremden ruhig ins Auge blickend. „Du bist der Mann aus Sparta, den sie beim Feste der Panathenäen von der Schwelle des Parthenon hinweggewiesen. Ich habe den Vorgang mitangesehen und erkannte dich sogleich wieder, als du jetzt, über die Höhe der Akropolis hinwandelnd, dich mit einigen Fragen an mich wandtest. Ja, du bist ein Lazedämonier, und wenn du sagst, daß du den Athenern alles Gute wünschest, so sagst du die Unwahrheit. Aber fürchte deshalb nichts von mir! Es gibt Athener, die mir weit verhaßter sind, als das gesamte Spartervolk. Und dir ist ohne Zweifel wohl bekannt, daß hier zu Athen die Gegner der Neuerungen,

die Freunde der guten alten Zucht, Sparterfreunde genannt werden. Und nicht mit Unrecht."

. Fast unwillkürlich reichte der Mann aus Sparta dem Erechtheuspriester die Hand.

„Glaube nicht," fuhr dieser fort, „daß die Zahl derjenigen, welche dem Perikles in seinem neuen Athen grollen, wenn auch nur heimlich, gering ist. Komm mit! ich werde dir einen Ort zeigen, um welchen nicht weniger als um das Erechtheion unversöhnte Rachegeister schweben."

Damit führte Diopeithes den Sparter bis an den Rand des westlichen Abhanges der Akropolis hinaus und deutete mit der Hand auf einen schroffen, düsteren, wildgezackten Felshügel, welcher dem Burgberge gegenüber, nur durch eine Schlucht von ihm getrennt, aber niedriger als dieser, sich erhob.

„Siehst du diesen schroffen Hügel, dessen Felsblöcke wie von Titanenhänden übereinander gewälzt sind?" fragte Diopeithes. „Siehst du die in den Fels gehauenen Stufen, die zu einem im Viereck sich erstreckenden Raume führen? Dort sind Reihen von Sitzen in den Fels gehauen, wie die Stufen. Von dieser Stätte aber führt ein anderer Stufenweg, der auch in den Stein gehauen, hinab in eine tiefe, schaurigdunkle Schlucht, aus welcher ein schwarzes Gewässer hervorquillt. In jener Schlucht steht das Heiligtum der finsteren Rachegöttinnen, der schlangenhaarigen Erinnyen, und jener im Viereck sich erstreckende Raum auf der Höhe des Berges ist die Versammlungsstätte des uralten, ehrwürdigen, von den Göttern selber eingesetzten Gerichtes, welches wir den Areopag zu nennen pflegen. Den greisen Beisitzern dieses Gerichtes ist die Obhut jenes Heiligtums der Erinnyen anvertraut; in ihre Hände sind uralte Satzungen und Heiligtümer gegeben, auf welchen ein geheimnisvolles Dunkel ruht und an welche das Heil des Staates geknüpft ist. Sie allein wissen, was der sterbende Dulder Ödipus ins Ohr des Königs Theseus geflüstert, als er auf dem Hügel von Kolonos im Haine der Eumeniden seiner langen Irrfahrt Ziel gefunden. Zwischen blutige Opferstücke werden die

Streitenden gestellt, deren Sache diese Richter entscheiden, und einen Eid legen sie ab mit entsetzlichen Verwünschungen gegen sich selbst und die Ihrigen, sollten sie einmal anders, als nach der strengsten Gerechtigkeit entscheiden. Schweigend legen sie nach Anhörung der Sache ihre Lose in zwei Urnen, in die Urne der Erbarmung oder in die Urne des Todes. Vorsetzlichen Mord zu richten war von Anbeginn ihr Amt. Aber auch Sittenlosigkeit, Neuerung im Staat und im Dienste der Götter zu ahnden, waren sie in früherer Zeit berufen; ins Innerste der Familien zu dringen war ihnen erlaubt, um die verborgenste Schuld ans Licht zu ziehen. Sie straften den Vatermörder, sie straften den Mordbrenner, sie straften den Mann, der ein harmlos Tier ohne Not getötet, straften den Knaben, der mitleidslos einen jungen Vogel geblendet. Einspruch sogar gegen Beschlüsse des versammelten Volkes zu tun, war ihnen freigestellt. Ist es zu verwundern, wenn dieser Hort aus alter Zeit, diese auf den Fels des Areshügels gegründete Burg der frommen Zucht, den Machthabern des neuen Athen schon längst ein Dorn im Auge gewesen? Perikles war es, der zuerst dieser geheiligten Macht zu trotzen wagte, der ihre Vorrechte beschränkte, ihr Ansehen schmälerte, ihren ihm unbequemen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zurückwies. Traun! Wie auf eben diesen Areshügel die Brandpfeile der Perser gegen die Burg und gegen die alten Tempel der Akropolis flogen, so fliegen heimlich jetzt von dort die grollenden Blicke der Areopagiten, schwanger von Unsegen, nach dem neuen Tempel des Perikles herüber!"

„Aber die große Masse der Athener liebt den Perikles," sagte der Sparter, — „sie halten ihn für einen aufrichtigen Freund der Volksherrschaft."

„Ich halte den Perikles nicht für blöde genug," versetzte Diopeithes, „um ein ehrlicher Freund der Volksherrschaft zu sein. Ein geistig hervorragender Mann ist niemals ein ehrlicher Freund der Volksherrschaft. Denn wie sollte es ihm zum Vergnügen gereichen, die Macht, die

er der unvernünftigen Menge abgerungen, freiwillig wieder mit ihr zu teilen und sich in seinen besten Plänen, in seinen schönsten Unternehmungen von beschränkten Köpfen stören und hindern zu lassen? Perikles schmeichelt, wie alle diese Volksmänner, der Masse, um sich derselben zur Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne zu bedienen. Vielleicht bleibt ihm aus dem Goldschatze im Hinterhause des Parthenon zuletzt soviel übrig, um sich daraus eine Krone schmieden zu lassen, die er sich an einem Panathenäenfeste vor den Augen des versammelten Volkes und zu den Füßen der Göttin des Pheidias aufsetzt. Bereitet euch vor, ihr Lazedämonier, dem Hellenenkönig und seiner Königin Aspasia durch Überreichung einer Scholle spartanischen Landes und eines Kruges Wassers aus dem Eurotas huldigen zu helfen!"

Bei diesen letzten Worten sah der Priester um sich. „Laß uns hinweggehen," sagte er zu dem Sparter, „ich sehe Leute sich nähern, welche hier oben den Platz der neuen Vorhallen abstecken. Man würde mich einer Verschwörung mit Lazedämon zeihen, wenn man uns zusammen redend erblickte."

So sprach der Erechtheuspriester und verschwand alsbald mit dem Mann aus Sparta hinter den Säulen des Erechtheions, wo beide noch eine Zeitlang vertraulich miteinander sich unterredeten.

Wenige Tage nach der Feier der Panathenäen hatte Telesippe, durch friedliche Übereinkunft getrennt von Perikles, das Haus ihres bisherigen Gatten verlassen und Aspasia war in dasselbe an ihrer Statt eingeführt worden als angetraute Gemahlin.

Nicht gedemütigt verließ Telesippe das Haus ihres Gatten, sondern stolzgehobenen Hauptes, denn sie ging einem Lose entgegen, für welches sie zwar sich geboren glaubte, dessen Erfüllung aber sie nicht mehr zu hoffen gewagt hatte.

Immer war es ihrer Klagen Anfang und Ende gewesen: „Ich hätte die Gemahlin des Archon Basileus werden können!"

Als der Entschluß, sich von Telesippe zu trennen, in Perikles gereift war, konnte er nicht umhin, darüber nachzusinnen, wie er das Schmerzliche des Eindrucks mildern könne, den diese seine Entschließung auf die bisherige Gattin machen würde. Er erinnerte sich, wie oft sie vom Archon Basileus gesprochen. Der eben amtierende Archon Basileus war ein Freund des Perikles, ziemlich betagt, aber unverheiratet. Perikles ging zu ihm und fragte ihn, ob er nicht geneigt wäre, sich zu verehelichen. Der Archon Basileus war ein stiller, anspruchsloser Mann und sagte, er sei einem Ehebunde nicht abgeneigt, wenn eine passende Braut für ihn sich finde.

„Ich kenne eine Frau," sagte Perikles, „welche geschaffen ist für einen Mann wie du. Es ist meine eigene Gemahlin. Für mich selbst hat sie zu wenig von jener Heiterkeit an sich, an welcher ein vielbekümmerter Staatsmann von seinen Tagessorgen sich erholen mag, und zuviel von jener Strenge, von jenem würdevollen Wesen, welches einen ernsten Mann von priesterlicher Gewalt, wie dich, wohl anzuziehen vermöchte. Ich stehe auf dem Punkte, mich von Telesippe zu trennen, aber ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich wüßte, daß sie aus meinem Hause in das eines noch besseren Mannes geht, und daß sie dort, wo sie hingeht, finde, was sie in meinem Hause vermißte."

Der Archon Basileus nahm diese Worte so ernst auf, als sie gemeint waren. Über das Bedenken, daß ein Archon Basileus in der Regel sich nur mit einer Jungfrau vermählte, half ihm Perikles hinweg, indem er seinen ganzen Einfluß bei den Athenern aufzubieten versprach, die Verletzung eines alten Herkommens ungeahndet zu lassen. Auf dies hin gab der Archont zuletzt die Erklärung ab, er sei bereit, Telesippe aus dem Hause ihres bisherigen Gatten hinweg unmittelbar in das seinige als rechtmäßige Ehefrau zu führen.

Perikles eröffnete seiner Gattin zu gleicher Zeit seinen

Entschluß, sich von ihr zu trennen und den Entschluß des Archon Basileus, sich mit ihr zu vermählen.

Telesippe vernahm die Entscheidung kalt und stumm und zog sich zurück in ihr Frauengemach. Als sie aber dort ihre beiden Knaben erblickte, die sie nun verlassen mußte, zog sie dieselben an sich und weinte Tränen nieder auf ihr Haupt. Sie dachte daran, daß sie dem Hipponikos Kinder geboren, daß er sie verstieß und sie die aus ihrem Schoße geborenen verlassen mußte für immer; daß sie ferner dem Perikles Kinder geboren und nun auch diese verlassen und von hinnen gehen mußte, einem neuen Gatten angetraut. Sie erschien sich rechtlos, hilflos, von Haus zu Haus gestoßen...

Aber die Gattin des Archon Basileus! Das Ziel ihres Ehrgeizes! Das versäumte und nun doch erreichte Glück ihres Lebens! Freilich — nur der verstoßenen Gattin war damit Genugtuung geleistet, nicht der Mutter. Durch den törichten Stolz des Weibes hindurch fühlte sie immer wieder die angstvollen Schläge des unversöhnten Mutterherzens.

Und als nun der Augenblick gekommen, in welchem Telesippe das Haus ihres Gatten verließ und auf die Stirnen ihrer Söhne den letzten Kuß drückte, um von ihnen hinwegzugehen für immer, da wurde Perikles plötzlich von einem merkwürdigen Gefühle übermannt: es dünkte ihn, daß man denn doch kein geheiligtes Band, das einmal zwei Menschenherzen vereinigte, zerreißen könne, ohne daß etwas vom Herzblute dabei vergossen würde.

Telesippe hatte ihm Kinder geboren, Kinder, die seine Züge, seines Wesens Spur im Antlitz trugen. Wie sollte nicht für immer ehrwürdig, heilig dem Manne das Weib sein, das ihm Kinder geboren, die seine Züge trugen? Auf der Stirn der Kinder Telesippes leuchtete der Stempel der unentweihten Mutterehre. Dies Erbe ließ sie scheidend ihren Kindern und ihrem Gatten. Perikles ward sich dessen klar bewußt, als Telesippe aus seinem Hause hinwegging.

Vorhin hatte er sich mit kühlem, ernstem Händedruck

verabschiedet; jetzt ergriff er noch einmal die Hand des Weibes, das ihm Kinder geboren, und eine Träne fiel darauf. Und als Telesippe schon längst hinweggegangen war, stand Perikles noch lange mit sinnendem Haupte da, mit einer Frage sich beschäftigend, welche zu denjenigen gehört, die keine menschliche Weisheit jemals löst . . .

Wunderbar und ewig unentwirrbar kreuzen sich die Pflichten der Menschen und ihre Rechte.

Für Perikles und sein Eheleben war der Würfel gefallen.

Der Wendepunkt in seinem häuslichen Leben hatte ein Doppelantlitz, wie fast alles irdische Geschehen. Auf Telesippes ernsten Hinweggang folgte der fröhliche Einzug Aspasias. Ihr Eintritt verscheuchte gemach den Schatten auf der sinnenden Stirn des Perikles. Er verbreitete Licht und Glanz bis in den innersten Winkel des Hauses. Aspasia kam im Geleit aller lächelnden Frühlingsgeister. Ein würzig frischer Hauch verdrängte die bis dahin dumpfe Atmosphäre des Hauses.

Die alten ehrwürdigen Hausgötter waren mit Telesippe fortgezogen. Aspasia brachte neue mit sich. Sie stellte im Peristyl des Hauses den freudenreichen Dionysos auf, und die lächelnde Aphrodite, und den lockigen, leuchtenden Schutzgott des heiteren Jonierstammes, den mit Pfeil und Lyra bewährten Führer des Musenreigens, Apollon. Auch fehlten von jetzt an nicht die Charitinnen am Altar dieses Hauses, wo das gebührende Opfer ihnen solange versagt blieb.

Der Geist der Neuerung, welcher den Schritten Aspasias überall hin folgte, begleitete sie auch in das Haus des Perikles. Binnen kurzem war dieses Haus in heiterer und üppiger Weise umgestaltet. Nichts Unschönes, nichts Unedles duldete Aspasia um sich. Weichen mußte, was nicht Gnade fand vor ihren schönheitskundigen Augen. Schönheit wurde ausgerufen als oberstes Gesetz auch am häuslichen Herde. Künstlerhände mußten die Wände der Gemächer mit reizvollen Bildern schmücken. Aus Künstlerhänden mußte fortan nicht bloß das hervorgehen, was das Leben schmückt und

verschönert, sondern auch was immer dienen mag dem Bedarfe des täglichen Lebens.

Einfach war bisher das Hauswesen des Perikles; nun mißfiel diese Einfachheit auch ihm selbst. Nichts ist süßer für den Liebenden, als den Aufenthalt der Geliebten so reizvoll als möglich auszuschmücken. Kein Mann schmückt für sich selbst das Haus; für ein geliebtes Weib aber wird auch der Geizhals zum Verschwender. Mit Freuden half Perikles der geliebten Aspasia die Stätte seines neuen Glückes zu einem Tempel der Schönheit umgestalten.

Den fein entwickelten Sinn für das dem Auge Wohlgefällige, für das Passende und Zusammenstimmende, welcher den Frauen eigen ist und welchen sie an ihrem Schmuck, an ihrer Gewandung üben, besaß Aspasia in so wunderbarem Grade, daß Perikles sich wie im Banne einer Zauberin befand und die Geliebte bat, sie möge nur nicht auch ihn selbst, wie alles um sich her, verwandeln. Aber er war schon verwandelt. Ohne ein Weichling geworden zu sein, entwickelte er nun einen Sinn in sich, der bisher in dem rastlos tätigen Manne völlig geschlummert hatte. Die Geliebte, oder vielmehr die Liebe selbst lehrte ihn die sinnige und nicht zu verschmähende Poesie desjenigen erkennen und schätzen, was er bisher nicht beachtet hatte. Was waren ihm früher Perlen und Edelsteine gewesen? Jetzt konnte er eine Gemme, die in einer Goldspange am lilienweißen Arme der Geliebten funkelte, eine endlose Zeitlang betrachten und sich in das farbig sprühende Licht derselben wie in eine wunderbare Offenbarung versenken. Was waren ihm früher duftende Salben, was waren ihm alle Wohlgerüche der Welt gewesen? Jetzt war sein Sinn geweckt für jeden feinsten Dufthauch, der in der Nähe der Geliebten ihn umwitterte, und jeder Art desselben entsprach in seiner Seele eine andere Art von süßer Trunkenheit. Was waren ihm bisher die Farben gewesen? Ein flüchtiger Reiz im besten Falle, dessen er kaum sich bewußt war. Und jetzt? Welches Leben, welchen Zauber gewann für sein Auge das glutende

Rot, das flammende Gelb, das entzückende Blau, das hold anregende Grün, wenn es den Leib der Geliebten umwogte, oder wenn ihre rosigen Glieder sich davon abhoben in blühender Weiße.

Das Band der Liebe und einer schrankenlosen Hingebung mag zwei Herzen noch so lange und glücklich vereinigt haben, das Band, das Hymnen um sie schlingt, bereitet ihnen doch ein neues, bis dahin unbekanntes Glück. Die Ehe hat, wie die Liebe, ihren besonderen Honigmond. Täglich neu sich verlieren und sich täglich neu wiederfinden, mag dem Honigmond der Liebe seine Würze verleihen: aber auch das Bewußtsein, sein schönstes Glück immer nahe zu haben, ist beneidenswert.

Wer die Ehe schilt, der kennt die Liebe nicht.

Jede Tageszeit hatte jetzt für Perikles ihre besondere Lust, ihren besonderen Glanz, ihre besondere Blüte. Immer war Aspasia dem Perikles alles und doch zu jeder Zeit etwas anderes: des Morgens seine rosenfingerige Eros, des Abends seine Selene, süßen Schlummer auf seine Lider träufelnd, den Tag über seine Hebe, die ihm den Becher des Lebens kredenzte. Sie war die Hera des „Olympiers", aber sie brauchte niemals den Zaubergürtel erst von der goldenen Aphrodite zu entlehnen. Noch mehr: in manchen Augenblicken erschien sie ihm ehrwürdig wie seine Mutter, und in andern Momenten liebte er sie mit der Empfindung, mit welcher man ein Kind liebt.

Wenn schon toter Schmuck, Edelsteine, Perlen, Wohlgerüche, leuchtende Farben durch die Liebe einen neuen Zauber gewinnen, dem Liebenden einen neuen, bis dahin ungeahnten Sinn erschließen, welches erhöhte Leben, welche neue Magie muß erst die Poesie, muß die Tonkunst für liebende Herzen gewinnen? Welche Fülle und Mannigfaltigkeit des Reizes und Genusses mußte die zauberkundige Aspasia aus *diesen* Quellen zu schöpfen und zu kredenzen wissen!

Sang Aspasia dem Perikles ein Lied zur Laute, oder las

sie ihm, wie als Kind dem Philammon, aus Bücherrollen vor, so wußte er nicht, was ihn schöner bezauberte: wenn sie mit erglühenden Wangen ganz aufging im Feuer ihrer Kunst oder des Poeten, den sie las, oder wenn sie in mutwilliger Laune ihren Sang oder ihre Lesung mit kindischem Geplauder, mit überflüssigen Liebesfragen, mit holdem Getändel beständig unterbrach . . .

Die Athener hatten in der Regel kein eigentliches Daheim. Sie lebten außer dem Hause. Perikles aber besaß jetzt ein Daheim.

Daß die Knaben Xanthippos und Paralos, die Söhne des Perikles, nicht Aspasiens Sprößlinge waren, kam es dem Eheglück des Perikles nicht ebenfalls zu gute? Er brauchte die Liebe Aspasias nicht mit diesen zu teilen.

Wenn an dem Glücke der beiden etwas fehlte, so war es vielleicht nur das ganze, volle Bewußtsein desselben. Denn zuletzt ermessen doch nicht die Glücklichsten selbst, sondern nur die Entbehrenden ganz und voll das Glück der Glücklichen. Wohlmeinend mischen die Götter gern einen Tropfen Wermut in jeden Freudenbecher: denn nur das getrübte oder gefährdete Glück kommt zum Bewußtsein.

Die Liebesehe des Perikles und der Aspasia gab den Athenern einen unerschöpflichen Stoff zu Gesprächen. Man erzählte sich auf der Agora, man erzählte sich in allen Hallen, auf allen Ringplätzen, in allen Buden der Handwerker und in allen Barbierstuben von ganz Athen, daß Perikles seine Gattin küsse, so oft er aus dem Hause fortgehe und so oft er wieder zurückkehre. Ein Mann, verliebt in seine Gattin! Man sprach von den weißen sikyonischen Rossen und dem glänzenden Gefährt, welches die neue Gattin des Perikles zuweilen durch die Straßen Athens trug. Man sprach von der Umgestaltung, welche das einst so einfache Haus des Perikles erfahren. Man sprach von den neuen, prächtigen Wandgemälden, mit welchen es geschmückt wurde, insonderheit von einem, welches die Plünderung des Olymps durch die Eroten darstellte. Geschmückt mit dem

Raube zogen sie jubelnd einher: die mit dem Blitze des Kroniden, die mit dem Bogen Apollons, die mit des Ares Helm und Schild, mit der knotigen Wehr des Herakles, mit dem bacchischen Thyrsus, mit den Fackeln der Artemis, mit den geflügelten Schuhen des Hermes.

Man sagte jetzt auch, Aspasia verfertige dem Perikles die Reden, die er vor dem Volke halte. Perikles, der Olympier, der von jeher gefeierte Redner, ließ sich dies lächelnd gefallen und gab zu, daß er seine glücklichsten Eingebungen Aspasia verdanke. Aspasia besaß den Zauber einer fließenden, schlagkräftigen Rede, wie man ihn zuweilen bei Frauen findet, vereinigt mit lieblichem Silberklang der Stimme: und so machte sie auf die Männer den Eindruck, als wäre sie eine große Redekünstlerin, von welcher man lernen könne.

Man erzählte sich aber auch im Volke, daß Aspasia den Perikles verleiten wolle, nach der Königsgewalt zu streben. Man sagte, sie wolle nicht hinter ihrer Landsmännin Thargelia zurückbleiben, welcher es doch auch gelungen, eines Königs Gemahl zu werden.

Reigenführerin der Neuigkeitskrämer zu Athen blieb stets die ehrwürdige Elpinike. Man konnte sie des perikleischen Hauses lebende und wandelnde Chronik nennen. Ihr entstammte die Kunde von dem Kusse, welchen Perikles seiner Gattin beim Fortgehen und Wiederkommen gebe. Sie wußte Bescheid, welche Gesinnungen Aspasia gegen die Kinder des Perikles, gegen den jungen Alkibiades hege.

Sie wußte zu erzählen, daß Aspasia den Knaben Paralos und den Knaben Xanthippos nicht liebe, daß sie wenig um diese sich kümmere, sie der Obsorge des Pädagogen überlasse, des Knaben Alkibiades aber sich mütterlich annehme, ihn zärtlich behandle, daß unter ihren Händen der Sprößling des Kleinias zum Weichling werde und zu noch Schlimmerem.

War es zu verwundern, wenn Aspasia für den herrlich begabten Mündel des Perikles gegen die Söhne desselben

Partei nahm, welche zwar die Züge des Vaters im Antlitz trugen, in der Gemütsart aber als Ebenbilder ihrer Mutter Telesippe sich darstellten?

Außer dem Alkibiades, dem Paralos und dem Xanthippos wuchs übrigens im Hause des Perikles noch ein anderer Knabe heran, den man nicht wohl zu den Angehörigen des Perikles und doch auch nicht zu den Sklaven rechnen konnte. Es hatte eine eigene Bewandtnis mit diesem Knaben, welchen Perikles aus dem samischen Kriege mit nach Athen gebracht hatte. Man wußte nicht mehr von seiner Herkunft, als daß er der Sohn eines thrazischen, oder szythischen, oder eines andern nordischen Königs war, daß er von feindlicher Hand als Kind seinen Eltern geraubt und dann als Sklave verkauft worden war. Perikles fand ihn auf Samos; seine Teilnahme wurde erregt durch das Schicksal und das eigentümliche Wesen des Knaben, er kaufte ihn und führte ihn mit sich nach Athen. Hier ließ er ihn erziehen mit seinen eigenen Kindern. Sein Name war Manes. Weit entfernt waren seine Züge von der Feinheit und dem Adel hellenischer Formen; er konnte vielmehr ein wenig an seine Stammverwandten, die szythischen Mietsoldaten auf der Agora, gemahnen. Aber er war ausgezeichnet durch schönes, hellbraun glänzendes Haar, helle Augen und eine blühende Weiße der Haut. Er war schweigsam und sinnend und verriet ein eigenartiges Empfinden in vielen Dingen.

Alkibiades suchte den neuen Gespielen zu verführen, ihn anzustecken mit seiner liebenswürdigen Ausgelassenheit. Es gelang ihm nicht. Manes hielt sich gern allein, zeigte keine glänzenden Gaben des Geistes, versenkte sich aber mit Eifer in alle Gegenstände des Unterrichts, der ihm gemeinsam erteilt wurde mit den Knaben des Perikles. Perikles selbst gewann ihn lieb, Aspasia aber fand ihn drollig und der junge Alkibiades machte ihn zur Zielscheibe seiner Spöttereien und übermütigen Scherze.

Es tat dem häuslichen Glücke des Perikles keinen Eintrag, daß sein Haus jetzt den Freunden offener stand als

ehedem, und daß Aspasia, mit bewußter Absicht den Brauch athenischer Frauen verlassend, in Gesellschaft ihres Gatten teilnahm an den Gesprächen der Männer. Verleiht es ja doch dem Glücke derjenigen, welche sich lieben, nur eine neue Würze, wenn sie auf Stunden in einem größeren Schwarme sich gleichsam verlieren, um zuletzt doppelt beglückt sich wiederzufinden.

Von den älteren Freunden des Perikles trat Anaxagoras jetzt mehr in den Hintergrund. Er wurde verdrängt durch den glänzenden Protagoras, welchen Aspasia begünstigte und dessen frische, vorurteilslose, kühn fortschreitende Lebensanschauung ihn als einen geeigneten Bundesgenossen der Milesierin erscheinen ließ. Auffallend selten zeigte in dem Hause des Perikles sich der Dichter der „Antigone", sei es, daß er mit dem feinen Lebenstakte, der ihm eigen war, die gegen ihn, wie er wohl wußte, erregte Eifersucht des Freundes nicht schüren wollte, oder daß er in sich selbst eine wachsende unzeitige Empfindung zu unterdrücken fand, oder, daß irgendein anderes reizendes Frauenwesen seiner sich bemächtigte und den älteren Freunden ihn entzog. Nicht unmöglich erscheint es auch, daß diese sämtlichen verschiedenen Gründe bei ihm zusammenwirkten . . .

Wenn so der heitere Sophokles sich selten machte, so suchte gerade der mürrische Euripides, sein Nebenbuhler auf dem tragischen Gebiete, um so häufiger die Gesellschaft Aspasias. Mit ihm kam der in seiner Anhänglichkeit unverändert gebliebene Sokrates. Den Pheidias führten Angelegenheiten seines Berufes zuweilen in das Haus des Perikles, und Aspasia genoß den Triumph, zu sehen, daß er ihre Gesellschaft nicht vermied. Ihm gegenüber wußte sie eine Art von Liebenswürdigkeit zu entfalten, welche berechnet war auf das Eigentümliche seines Wesens. Immer aber kam sie in den Gesprächen mit ihm zurück auf seine lemnische Göttin. Sie ereiferte, sie erhitzte sich sogar. Ihrer Meinung nach stand Pheidias jetzt an einem Scheidewege und sie hoffte Einfluß zu nehmen auf die Richtung, für

welche er sich entschied. Sie wollte alles daran setzen, den Starrsinn seiner künstlerischen Anschauung zu brechen.

Sie wiederholte ihm den Vorwurf, daß er den Reiz der natürlichen Weiblichkeit als Bildner nicht voll auf sich wirken lasse.

Pheidias verschmähte in der Tat die sogenannten Modelle. Er trug in sich die vollendeten Urbilder aller schönen Form. So blieb sein Künstlerauge am liebsten nach innen gerichtet, und je älter er ward, desto mehr vertraute er seinem inneren Schauen. Er war zu stolz, die unmittelbare Wirklichkeit einfach nachbildend in Stein oder Erz zu übertragen. Das aber war es gerade, was Aspasia von ihm wollte.

Als sie eben wieder ein lebhaftes Gespräch dieser Art mit Pheidias geführt und dieser sich entfernt hatte, sagte Perikles lächelnd:

„Du zürnst dem Pheidias gar sehr, wie es scheint, daß er nicht mehr bei der reizenden Wirklichkeit in die Schule gehen will?“

„Allerdings“, sagte Aspasia; „in seiner Seele sind nur die Ideale einer sozusagen unbewußten und ernsten Schönheit vorgebildet. Es wäre Zeit, daß er den vollentfalteten, bewußten Liebreiz aus der Wirklichkeit zu schöpfen nicht verschmähte.“

„An welches Weib aber“, fuhr Perikles fort, „würdest du ihn weisen, um diesen vollen und seiner selbst sich erfreuenden Liebreiz wie aus der lautersten Quelle zu schöpfen? Da Pheidias die homerische Helena nicht aus dem Hades heraufbeschwören kann, das schönste aller gegenwärtig lebenden hellenischen Weiber aber, nach dem einstimmigen Urteile aller Menschen, du selbst bist, so wünschte ich zu wissen, in welcher Art du dem Pheidias zu antworten gedenkst, wenn er dich fragt, an welches Weib du ihn weisest?“

„Ich würde ihn an ein Weib weisen,“ erwiderte Aspasia, „das nur sich selber angehört.“

„Wenn er aber darauf bestände, sich an ein Weib zu wenden, das sich nicht selber angehört?" fragte Perikles.

„Dann würde er sich wohl", versetzte Aspasia, „an denjenigen wenden müssen, dem sie angehört: an ihren Herrn, wenn sie eine Sklavin ist, oder an ihren Gatten, wenn sie eines athenischen Mannes Gattin ist."

„Und glaubst du," sagte Perikles, „daß ein athenischer Mann jemals sich entschließen könnte, das Weib, das ihm angehört, den Blicken eines andern völlig preiszugeben?"

„Warum stellst du eine Frage an mich," versetzte Aspasia, „die du besser zu beantworten berufen bist, als ich?"

„Nun wohlan!" entgegnete Perikles, „ich will sie beantworten. Der athenische Mann wird das Weib, das ihm angehört, den Blicken eines andern niemals unverhüllt preisgeben. Die Schamhaftigkeit des Weibes darf kein leerer Name sein; und wenn die Jungfrau züchtig ist von Natur, so muß das Weib, das einem Manne angehört, es doppelt sein aus Liebe, weil sie durch Entäußerung der Scham nicht sich allein entehrt."

„Deine Willensmeinung ist ehrwürdig", sagte Aspasia, „und ohne Zweifel gerecht. Der Grund aber, den du dafür anführst, scheint mir nicht in jeder Beziehung stichhaltig zu sein. Es geschieht doch gar nicht selten, daß ihr Männer eure Frauen den Augen und den Händen der Ärzte überlasset, wenn auch nur in eurer eigenen persönlichen Gegenwart. Es scheint also, daß die Schamhaftigkeit nicht die höchste aller Rücksichten, oder nicht jede Enthüllung an sich auch schamlos ist."

Soweit waren Perikles und Aspasia in ihrer Unterredung fortgeschritten, als sie plötzlich durch den Besuch zweier Männer unterbrochen wurden, deren gleichzeitiger Eintritt in das Haus sie sehr überraschte.

Diese beiden Männer waren Protagoras und Sokrates.

„Ei, wie kommt es doch," fragte Aspasia lächelnd nach der ersten Begrüßung, „daß zwei erlesene Männer, von welchen ich seit jenem Festmahl bei Hipponikos immer ge-

fürchtet, daß sie sich feindlich gegenüberstehen, heute so friedlich gesellt zu gleicher Zeit dieses Haus betreten?"

„Ich will dir erzählen, wie es kam," erwiderte Sokrates, „wenn du durchaus verlangst, es zu wissen. Wir beide, Protagoras und ich, stießen, von entgegengesetzten Richtungen kommend, vor der Tür dieses Hauses zusammen. Ich für meinen Teil stand schon eine Weile vor der Schwelle und zögerte einzutreten, weil mich unmittelbar in dem Augenblicke, als ich eintreten wollte, ein Gedanke erfaßte, den ich nicht los werden konnte. Während ich nun so dastand, den Blick zu Boden gekehrt, kam von der andern Seite Protagoras. Er sah mich aber anfangs ebensowenig, als ich ihn, denn während ich nachdenklich zu Boden blickte, ließ er sein Auge mit emporgerichtetem Haupte in den Wolken und in den Höhen des Äthers schweifen. So prallten unsere Leiber aneinander; ich erkannte den Protagoras und er mich, und da jeder von uns beiden merkte, daß der andere die Absicht habe, hier einzutreten, so wollte jeder von uns beiden wieder umkehren und den andern allein eintreten lassen. Und da jeder dem andern erklärte, er wolle ihm das Feld räumen, keiner aber dies Opfer des andern annehmen wollte, so kamen wir zuletzt auf den Einfall, auf gut Glück mitsammen einzutreten."

Perikles und Aspasia lächelten und äußerten, sie erblickten eine gute Vorbedeutung in diesem Zusammentreffen, um so mehr, da sie eben in einer Art von philosophischer Erörterung begriffen gewesen seien. Sie hätten sich, sagten sie, mit einer Frage befaßt, zu deren Lösung zwei Männer, die zwar verschieden dächten, aber doch unbestritten weise wären, wohl das Ihrige beitragen könnten.

Als nun Protagoras und Sokrates fragten, um welche Sache es sich gehandelt habe, so trug Perikles kein Bedenken, den beiden Männern die Angelegenheit auseinanderzusetzen.

„Wir begannen die Frage zu erörtern," sagte er, „ob ein Mann die unverhüllte Schönheit des Weibes, das er liebt, dem Auge eines Bildners zur Nachformung preiszu-

geben sich bereit finden könne. Ich leugnete dies. Aspasia aber verwies mich darauf, daß wir Männer unsere Frauen ja doch auch den Augen und Händen der Ärzte preisgeben, wenn auch nur in unserer eigenen persönlichen Gegenwart, daß wir also bisweilen geneigt sind, andere Rücksichten für höher als die Rücksicht auf Schamhaftigkeit zu erachten. Daß euch nun der Zufall eben herbeiführt, ist ein Götterwink, euch, als weise Männer, zur Entscheidung der Sache heranzuziehen."

„Ohne Zweifel", sagte Protagoras, „gibt es Rücksichten, welche höher stehen, als die der Schamhaftigkeit, und Beweggründe, welche die scheinbare Verletzung derselben entschuldigen können. Einen dieser Beweggründe hat Aspasia selbst schon angeführt. Ich füge hinzu: was sollte aus der Bildkunst werden, wenn das Schönste sich dem Auge des Bildners spröde versagte? Die Schönheit hat Pflichten nicht bloß gegen sich selbst. Was die Natur ihr verschwenderisch geschenkt, das muß sie der Kunst zugute kommen lassen. Das Schöne gehört in einem gewissen Sinne immer der Allgemeinheit an, und diese läßt sich ihr Recht darauf nicht rauben. Überdies ist die Schönheit ihrer Natur nach etwas Flüchtiges, etwas, das an sich nur für die Mitwelt da ist und das nicht anders auf die Nachwelt gebracht und verewigt werden kann, als dadurch, daß die Dichter es in Gesängen verherrlichen, wie Homeros das Weib des Menelaos, oder daß ein Bildner den lebendigen Reiz der Leiblichkeit in Marmor oder Erz den kommenden Geschlechtern, soweit es möglich ist, überliefert."

„Nach deiner Meinung", sagte Perikles, „soll also ein schönes Weib als ein Gemeingut gelten, das keiner ganz für sich allein besitzen darf?"

„Nur ihre Schönheit — nicht sie selbst!" versetzte Protagoras. „Wie es bei allem, was in der Welt geschehen mag, auf die Art und Weise des Geschehens ankommt, auf die Umstände, unter welchen es geschieht, so könnte meines Bedünkens auch die Schaustellung weiblicher

Reize zur Förderung eines großen künstlerischen Zweckes in einer Art und Weise und unter Umständen vor sich gehen, welche das Bedenkliche der Sache völlig aufheben."

„Und welche wären diese Umstände?" fragte Perikles.

„Es ist dies eine Sache," versetzte Protagoras, „welche zu erörtern einigermaßen schwer fällt. Wie Aspasia demzufolge, was du von deinem vorigen Gespräche mit ihr uns mitgeteilt, schon angedeutet hat, pflegen wir zwar ein Weib, das des hilfreichen Arztes vertrauliche Nähe ohne Zeugen sucht, für schamlos und verbuhlt zu halten, finden aber jene Art von Preisgebung unbedenklich, wenn sie vor sich geht unter den Augen des Gatten. Dadurch dürfte nun ein für allemal festgestellt sein, daß es eine Art und Weise gibt, in welcher der Mann das Weib einem fremden Auge ohne Entehrung preisgeben zu können glaubt."

„Allerdings", erwiderte Perikles, „könnte ich mir die Schaustellung eines Weibes, wenn es durch Umstände, oder durch einen großen Zweck geboten wird, nur in dieser Art denken. Hoffentlich fügst du auch noch die Bedingung hinzu, daß das Weib dem Bildner nur gebe, was an ihr des Bildners ist und daß die Schamhaftigkeit sich zwar zurückziehe bis auf einen Punkt, diesen Punkt aber sozusagen bis auf den letzten Blutstropfen verteidige. Indessen, erinnerst du dich nicht der Geschichte jenes morgenländischen Königs, der, von den Reizen seines Weibes bezaubert, sich beifallen ließ, sie einem Günstling unverhüllt zu zeigen? Wenn ich mich recht erinnere, so verlor dieser König Thron und Weib und Leben durch den Günstling, der, entflammt durch jenen Reiz, nicht ruhte, bis er besaß, was ihn entflammte."

„Mit andern Augen," versetzte Protagoras, „mit anderm Sinne, mit andern Gedanken betrachtet ein Bildner die unverhüllte Wohlgestalt, als der weichliche Günstling eines morgenländischen Königs. Jener nimmt, wenn er herrlich erblühte Glieder betrachtet, so vieles wahr, was eben nur sein formkundiges, formsinniges Auge beschäftigt,

eine solche Fülle der Belehrung strömt davon auf ihn ein, daß wenig Raum in seinem Gemüte bleibt für lüsterne Regungen. Und was etwa davon noch Raum finden mag, das hat er zu beherrschen gelernt. Abgestumpft hat auch die Gewöhnung für ihn den gröberen Reiz der Entschleierung. Und was nun gar den alten ehrwürdigen Pheidias betrifft — ist das ein Mann? Nein, das ist eine gottgeküßte, aber geschlechtlose Bildnerseele, die einen Leib, eine Hand nur hat, um den Meißel führen zu können — das ist einer, für den alles in der Welt nur Form ist, niemals Stoff . . ."

„Des Protagoras Meinung kennen wir nun," sagte Perikles. „Lasset uns hören, was Sokrates in betreff dieser Sache vorzubringen hat. Was denkst du, Sokrates? Ist es einem Weibe erlaubt, zur Förderung eines großen künstlerischen Zweckes ihre Schamhaftigkeit beiseite zu setzen?"

„Es scheint mir dies", erwiderte Sokrates, „davon abzuhängen, ob in der Welt das Schöne dem Range nach über dem Guten steht. Und dies ist eben ja wohl, soviel ich mich erinnere, die Frage, mit deren Lösung wir uns schon solange beschäftigen und deren Erörterung auch bei jenem Festmahl des Hipponikos wieder abgebrochen wurde . . ."

„Bei allen olympischen Göttern," unterbrach ihn Aspasia lachend, „du wirst mich sehr verbinden, bester Sokrates, wenn du auch heute darauf verzichtest, diese Frage weitläufiger zu erörtern und wenn du mir vorläufig verzeihst, daß ich nicht einsehe, warum die Sittlichkeit vor der Schönheit einen Vorzug haben sollte. Wenn es ein Gesetz ist, daß alles in der Welt gut und sittlich sein soll, so ist es auch ein Gesetz, daß alles in der Welt nach Schönheit trachte und in ihr die Blüte seines Wesens, das Ziel seiner Entwicklung finde. Schließlich kann doch das eine wie das andere dieser beiden Gesetze nur ein inneres, selbstgegebenes für den Menschen sein. Dabei, glaub' ich, können wir es für heute bewenden lassen."

„Gewiß!" rief Protagoras; „wie ein jeder Mensch Wahrheit nur das nennt, was ihm für seine Person wahr

erscheint, so ist auch gut und schön für jeden nur das, was ihm so erscheint. Eine an und für sich feststehende Sittlichkeit gibt es so wenig, als eine feststehende Wahrheit."

Die gutmütigen Züge des Sokrates nahmen einen etwas spöttischen Ausdruck an und er sagte: „Du behauptest immer, o Protagoras, daß es keine feststehende Wahrheit gebe und bist doch selbst der Mann, der über alles, was man immer fragen mag, die glänzendste und unumstößlichste Auskunft zu geben imstande ist!"

„Seine Meinung offen auszusprechen", erwiderte Protagoras, „ist besser, als in falscher Bescheidenheit vorgeben, nichts zu wissen, dann aber doch immer alles besser wissen wollen, als andere . . ."

„Ich trachte nach dem Wissen," sagte Sokrates, „welches ich nicht besitze. Du aber leugnest alle Möglichkeit desselben. Sollen wir die menschliche Gedankenarbeit als eine vergebliche schon aufgeben, nachdem wir sie eben erst begonnen?"

„Immer noch besser", gab Protagoras zurück, „als die Frische und die Harmonie des hellenischen Lebens durch eine grübelnde und grämliche Betrachtung zersetzen zu wollen . . ."

„Ich begreife nun," entgegnete Sokrates, „daß es Menschen gibt, welche, da sie die Kunst des Denkens gering schätzen, die Kunst des Redens um so herrlicher ausbilden. Denn da die Gedanken, welche sie aussprechen, nach ihrem eigenen Geständnisse keinen unbedingten Wert haben, so können es nur die glänzenden Worte sein, durch welche sie auf die Hörer wirken."

„Es gibt auch solche," versetzte Protagoras, „welche die Kunst der Rede vernachlässigen, weil sie glauben, daß man hinter ihrer verstellten Einfalt Tiefsinn, hinter ihrem Stammeln die Weisheit eines Orakels und hinter ihren bescheidenen Fragen die Herablassung eines überlegenen Geistes suchen werde."

„Es dünkt mich besser," sagte Sokrates, „die Menschen

durch Fragen, welche ihre Bequemlichkeit stören, zum Denken zu zwingen, als sie durch schnell fertige, immer bereite Antworten, welche dem Frager bequem sind, zur Gedankenlosigkeit anzuleiten."

„Besser ist Gedankenlosigkeit," erwiderte Protagoras, „als, den Boden der Wirklichkeit hinter sich lassend, auf Wolken und Luftgebilden reitend, im Schrankenlosen sich zu verlieren. Indessen ist ein solches Sichversenken in die Welt des unbegrenzten Gedankennebels oft erklärlich. Es gibt wohl solche, die gezwungen waren, sich auf die Jagd nach den Begriffen zu begeben, weil ihnen die Göttergabe lebendigen, bildnerischen Schaffens versagt war . . ."

„Es gibt auch welche," versetzte Sokrates, „die mit Bildern flunkern, weil ihnen die Gabe der reinen und klaren Begriffe versagt ist . . ."

„Jene grämlichen Grübler," sagte Protagoras, „sie eben sind es, welche die Tugend widerwärtig machen, indem sie mit Worten immer darauf zurückkommen."

„Bewunderungswürdiger sind freilich diejenigen," entgegnete Sokrates, „welche die Tugend ganz beiseite liegen lassen, um niemals aus dem Kreise einer schönen und liebenswürdigen Liederlichkeit herauszutreten."

„Solange die Liederlichkeit schön und liebenswürdig ist," gab Protagoras zurück, „ist sie besser als die notgedrungene Entsagung derjenigen, welche auf des Feld der Schönheit und des Genusses das Unkraut ängstlichen Zweifels säen, weil sie selbst nicht zur Schönheit und zum Genusse berufen sind . . ."

„Ein solcher bin ich!" versetzte Sokrates ruhig. „Du aber, Protagoras, scheinst mir einer von denjenigen zu sein, welche den freien Gedanken zu dem machen wollen, was sie selber sind, zum Knechte der Sinne!"

„Ich bedauere," fiel hier Perikles den Streitenden in die Rede, „daß ihr mit diesem Wortwechsel die Sache, um die es sich handelte, nicht zur Entscheidung gebracht, sondern euch, wie mich dünkt, in unfruchtbaren Worten ereifert habt."

Sokrates sagte:

„Ich weiß, daß ich hier nur der Besiegte sein kann!“

Nach diesen Worten entfernte er sich ruhig und ohne eine Spur von Aufregung in den Zügen.

Bald darauf ging auch Protagoras hinweg, jedoch nicht ohne zuvor seiner Erregung noch durch einige Worte Luft zu machen.

„Die beiden weisen Männer“, sagte Perikles zu Aspasia, „scheinen mir einander völlig gewachsene Gegner zu sein. Sie gingen einander zu Leibe als kunstgeübte Fechter und es ist schwer zu sagen, welcher von beiden die Ehre des Sieges in Anspruch nehmen darf.“

Aspasia lächelte nur und auch als Perikles sie schon allein gelassen hatte, umschwebte jenes Lächeln noch ihre Lippen. Sie wußte genau, was den Streit der beiden Männer auf eine so scharfe Spitze trieb, was selbst von Seite des sanften Sokrates ihm so viel Schneidiges und Bitteres beimischte. Sie las im Herzen des Grüblers so gut wie in dem des glänzenden Sophisten, der kein Wort sprach, von welchem er nicht wußte, daß es dem Ohre der schönen Milesierin gefallen werde . . .

Gegen den Sokrates regte seit jenem Wortwechsel desselben mit Protagoras in Aspasia sich ein wachsender Unmut, und fast ohne daß sie sich dessen bewußt war, keimte in ihrer Seele der Anschlag, mit weiblicher Arglist die Weisheit des Mannes, der auf den „freien Gedanken“ pochte und die „Knechte der Sinne“ verachtete, womöglich an ihm selbst zuschanden zu machen.

---

16. Die Frauen am Thesmophorienfeste.

„Das ist die Schönheit selbst!“ riefen die Athener, als Pheidias sein neues Erzbild der Pallas, welches die Lemnier von ihm wünschten, vollendet hatte, und dasselbe

zum ersten Male den Blicken seiner Mitbürger enthüllte. Ein Ruf des Staunens und der Überraschung ging durch ganz Athen.

Was wollte nur Pheidias? So wie er die Göttin in seinem neuesten Bildwerke hinstellte, so hatte noch kein Grieche sie gedacht.

Sie war ohne Helm und ohne Schild. Frei wogten die gekräuselten Locken um ihr in hoheitsvoller, aber nicht minder anmutreicher Wendung emporgerichtetes Antlitz. Wunderbar war der Umriß dieses Gesichts, unvergleichlich zart waren die Wangen gebildet. Man meinte sie erröten zu sehen. Die beiden völlig nackten Arme waren, wie die Hände, Muster der feinsten und edelsten Bildung. Der gehobene Arm gönnte einen Teil der rechten Seite unverhüllt zu erblicken, nur leicht umschmiegte das Gewand die Hüften, und hier wie überall ließ es die Umrisse der Gestalt in unverkümmerter Reinheit hervortreten.

So einstimmig die Athener waren im Lobe der Schönheit dieser neuesten Schöpfung des Pheidias, ebenso einig waren sie in der Behauptung, daß für diese Pallas dem Künstler Aspasia zum Modell gedient haben müsse.

Nicht ganz irrtümlich war diese Behauptung.

In der Tat, wenn schon Theodota es verstand, ihren Leib als einen künstlerischen Stoff zu behandeln, die Form mannigfacher weiblicher Götterwesen in demselben zu überraschendem Ausdruck zu bringen und für Kunstleistungen dieser Art ganz Athen zu Zeugen hatte, so wußte Aspasia dieselbe Kunst in noch edlerem und höherem Maße zu bewähren. Aber die einzigen Zeugen dieser Bewährung waren Perikles und Pheidias.

Der ernste Pheidias ging so weit, für einen Augenblick zuzugeben, die Natur könne manches Mal dem Ideal sich nähern.

In der Pallas der Aspasia aber hatte Pheidias schon nicht mehr die bloße Natur vor Augen. Was er da schaute, war eine Schöpfung der mimischen Kunst, eine Leiblichkeit,

aus dem Geiste heraus wiedergeboren. Aspasia drückte dem natürlichen Stoffe ihrer Schönheit mit künstlerischem Bewußtsein ebensogut einen bestimmten Stempel auf, wie Pheidias nach einer bestimmten inneren Anschauung und Absicht den Steinblock meißelte.

Indem Pheidias den ausdrucksvollen Reiz Aspasias, der schönen und weisen, in dauerndes Erz übertrug, vollzog er in der Tat die Mahnung, welche aus dem Munde des Perikles an ihn ergangen war, die Weisheit darzustellen im bezaubernden, allsiegenden Gewande der Schönheit.

Schon Alkamenes hatte Neues und Wunderbares erreicht, als es ihm vergönnt war, aus dem lebendigen Borne der Schönheit Aspasias zu schöpfen. Pheidias löste dieselbe Aufgabe, aber er löste sie als der große Meister aller, als der Hohe, Unvergleichliche.

Was Pheidias in seiner letzten Pallas gab, war Aspasia, aber emporgehoben zu einer so reinen und übermenschlichen Höhe, daß sie doch zugleich wie ein Ideal erschien, wie ein verkörperter Traum der edelsten Bildnerseele.

Als Sokrates dieses neue Bildwerk sah, da sagte er in seiner sinnigen Weise:

„Aus diesem Bilde könnte die schöne Aspasia von dem Meister Pheidias ebensoviel lernen, als der Meister Pheidias gelernt hat von der schönen Aspasia!“

Seltsam war es, daß die Lobpreisungen, mit welchen die Athener den Pheidias in betreff seiner lemnischen Pallas überhäuften, ihn verstimmten und mürrisch machten. Er hörte nicht gerne davon sprechen. Er liebte dies Werk vielleicht darum weniger, weil er es nicht ganz aus sich selbst geschöpft hatte. Er hatte, so schien es, mit einem Reste halb unbewußten Unmutes sich der Aufgabe entledigt, welche ihm von außen her gestellt worden und mit deren Lösung er nur einer Unruhe loszuwerden suchte, welche wie durch einen fremden Zauber in ihm erweckt worden war.

Nun schien er um so tiefer in sich selbst zurückkehren zu wollen. Schweigsamer und ernster als je wandelte er umher

und versenkte sich in ein erhabenes Gebilde, das in der verborgenen Tiefe seiner Seele leuchtete. Er war wieder ganz er selbst geworden. Er vermied Aspasia, er verkehrte kaum noch mit Perikles und eines Tages verließ er still und heimlich Athen, an einer für alle Griechen gemeinsam-heiligen Stätte den größten Gedanken seiner großen Seele zu verwirklichen.

Der unersättlichste und unermüdlichste Betrachter der lemnischen Pallas blieb Sokrates. Er schien seine Liebe von der Milesierin auf die Göttin des Pheidias zu übertragen. Die natürliche Aspasia schien ihm nicht mehr vollkommen von dem Augenblicke an, wo er ihr höheres Ideal in Stein verkörpert sah. Dennoch konnte man damals von ihm sagen, daß er seine Zeit teile zwischen jener Pallas und ihrem lebendigen Urbilde. Täglich sah man ihn seine Schritte nach der Behausung des Perikles lenken, selbst auf die Gefahr hin, dem beredten Protagoras dort zu begegnen.

Wie kam das nur? Wenn Sokrates nachdenklich und, wie er meinte, ziellos durch die Gassen Athens wandelte, so fand er zuletzt sich unversehens vor dem Hause des Perikles. Wie das Labyrinth der Gassen, schien er ein Labyrinth von Empfindungen zu durchwandeln, aus welchem er keinen Ausgang fand und welches ihn immer wieder an dieselbe Stelle zurückbrachte.

Absichtlos also geschah es, wenn Sokrates seine Schritte zu jener Behausung lenkte. Was aber tat er dort, wenn er absichtlos dahingekommen? Erging er sich in Huldigungen? Gab er Zeichen von heimlichen Flammen, die ihn verzehrten? Hatte er sich, wie Protagoras, daran gewöhnt, seine Weisheit aus fremden Augen zu schöpfen? Nichts von all dem. Er stritt sich mit Aspasia. Er stichelte auf sie. Gelegentlich tat er einmal in ihrer Gegenwart den Ausspruch, der seither oft wiederholt worden ist und welchen die Überlieferung gewöhnlich dem Perikles zuschreibt, der ihn doch nur von Sokrates hatte: jene Frau sei die beste,

von welcher man am wenigsten spricht. Er sagte ihr Bitterkeiten und selbst wenn er ihr zu schmeicheln schien, war er voll von jener feinen Ironie, welche ein Merkmal seines Wesens und seiner Rede bildete.

Und Aspasia? Sie erschien in dem Maße sanfter, versöhnlicher, liebenswürdiger und bezaubernder, als Sokrates seiner freimütigen Laune die Zügel schießen ließ. Und umgekehrt: je sanfter und gewinnender Aspasia sich gab, um so grämlicher und absonderlicher gebärdete sich der weise Sokrates.

Was wollten sie voneinander, diese beiden Wunderlichen? Kämpften sie miteinander den uralten neckischen Zweikampf der Weisheit und der Schönheit aus? Sie trieben das seltsame Spiel insonderheit seit jenem Wortwechsel, welchen Sokrates mit Protagoras im Beisein des Perikles und Aspasias gehabt.

Aspasia gab sich den Anschein, zu glauben, daß Sokrates das Haus des Perikles um seines Lieblings Alkibiades willen besuche. Sie ging in ihrer neckischen Laune soweit, Verse an ihn zu richten, in welchen sie ihm als einem Liebenden Ratschläge erteilte. Sokrates nahm alles dieses lächelnd hin, ohne die geringste Einwendung, ohne einen Versuch, die schelmische Freundin Lügen zu strafen. Er zeigte sich auch niemals des schönen Knaben überdrüssig, der noch immer mit einer fast zärtlichen Vorliebe an ihn sich schloß. Dem Knaben gegenüber betrug er sich offen, heiter, freundlich, Zutrauen erweckend, ohne eine Spur von jener Grillenhaftigkeit und jener Ironie, mit welcher es ihm gefiel, die anmutendste Begegnung der schönsten aller hellenischen Frauen zu erwidern.

Häufige Unterredungen hatte Aspasia auch noch immer mit dem Weiberhasser Euripides, der als tragischer Dichter jetzt zu größerer Geltung gelangte. Die zur Betrachtung neigende Art seiner Muße fand Anklang und er wurde bald der Lieblingsdichter einer Epoche, welche von der unmittelbaren und naiven Anschauung der Dinge mehr und mehr

zu gedankenvoller und aufgeklärter Beobachtung derselben sich fortbewegte. Er hatte reiche Erfahrungen gemacht und so quoll sein Mund beständig über von den geistigen Ergebnissen dessen, was er erlebte. Dabei hatte er ein scharfes, rückhaltloses Wesen, das ihm gestattete, offen und freimütig auszusprechen, was er dachte. Er machte keine Zugeständnisse, nicht einmal dem Volke der Athener, dem jeder schmeicheln zu müssen glaubte. Als man ihm einmal einen Vers auszischte, dessen Inhalt den Athenern nicht gefiel, so trat er auf offener Szene hervor, um sich zu verteidigen, und als man ihm entgegenschrie, daß man diesen Vers getilgt sehen wolle, so erwiderte er, das Volk habe von den Dichtern, nicht die Dichter vom Volke zu lernen.

Er schmeichelte auch Aspasia nicht und niemand würde es gewagt haben, in dem Tone, wie er, mit ihr von den Frauen zu reden.

Er hatte seine erste Frau verstoßen und eine andere genommen, eine Tatsache, welche Aspasia, wie erzählt worden, in einem Schreiben an Perikles mit schlauem Bedacht als ein Beispiel männlichen Entschlusses gepriesen.

Eines Tages kam Aspasia mit Euripides zufällig auf diese Sache zurück, im Beisein ihres Gatten und des Sokrates. Nachdem sie neuerdings seiner raschen Entschlossenheit Lob gespendet, fragte sie ihn nach seiner neu erkorenen Gattin.

„Sie ist das Gegenteil jener früheren,“ erwiderte mürrisch Euripides, „aber darum nicht besser: sie hat nur die entgegengesetzten Fehler. Jene war ein nüchternes, aber ehrliches Weib, das mir mit einer hausbackenen Art von Liebe lästig fiel; diese ist eine Gefallsüchtige, welche durch leichten Sinn und Wankelmut mich zur Verzweiflung bringt. Ich bin aus dem Regen in die Traufe gekommen. Ich bin ein Unglückskind und alles Bittere geben mir die Götter nacheinander durchzukosten.“

„Ich hörte von deiner Gattin erzählen,“ sagte Aspasia, „daß sie schön und liebenswürdig ist.“

„Jawohl, für alle Welt," versetzte Euripides, „nur nicht für mich. Sie würde es freilich auch für mich sein, wenn ich mich entschließen könnte, ihre schlimmen Eigenschaften als ebenso viele Tugenden zu betrachten."

„Welche schlimmen Eigenschaften sind es, die du ihr vorwirfst?" fragte Aspasia.

„Sie vernachlässigt das Hauswesen," versetzte Euripides, „das Garn auf dem Webstuhl zerzausen die Hühner. Sie tanzt und schmaust bei Freundinnen, sie hat die Unart, vor der Haustür auf die Straße hinauszugucken."

„Ist das alles?" fragte Aspasia.

„Nein!" sagte Euripides. „Sie ist unbeständig, sie ist launisch, sie ist ungetreu, sie ist lügenhaft, sie ist voll Verstellung, sie ist falsch, sie ist boshaft, sie ist tückisch, sie ist ungerecht, sie ist grausam, sie ist rachsüchtig, sie ist neidisch, sie ist eigensinnig, sie ist leichtgläubisch, sie ist töricht, sie ist verschmitzt, sie ist schwatzhaft, sie ist eifersüchtig, sie ist putzsüchtig, sie ist gefallsüchtig, sie ist gewissenlos, sie ist herzlos, sie ist kopflos . . ."

„Genug!" unterbrach ihn Aspasia. Es dürfte dir schwer fallen, dies alles im einzelnen zu beweisen."

„Dies alles und noch mehr!" erwiderte Euripides.

„Vielleicht erzeigst du deiner Gattin zu wenig Liebe", sagte Aspasia, „und machst sie dadurch dir abgeneigt!"

„Ei freilich!" entgegnete Euripides hohnlachend; „wenn man auf solche Weiblein hört, so lassen es die Gatten immer an Liebe fehlen. ‚Du hast kein Herz, mein Freund!' sagte die Viper zum Ziegenbock. Aber im Gegenteil, ich sag' euch, mein Unglück stammt eben daher, daß ich das Weib nicht so behandle, wie die meisten Athener ihre Frauen behandeln; daß ich ihr zu großen Einfluß auf mich, auf mein Gemüt verstatte, daß ich mich von ihr quälen lasse. Denn sanft wie die Lämmer sind die Weiber, solange man sie kurz hält, werden aber gleich übermütig, wenn man ihnen Anlaß gibt, sich für unentbehrlich zu halten. Ja, es gibt nur ein einziges Mittel, sich eines Weibes, seines

Herzens, seiner Liebe, seiner Hochschätzung, seiner Ergebenheit zu versichern; dies Mittel besteht darin, daß man sie vernachlässigt. Wehe dem Manne, welcher sein Weib merken läßt, daß er es nicht missen kann! Es wird ihm den Fuß auf den Nacken setzen. Ein Weib lieben, heißt den bösen Dämon in ihm erwecken. Wer aber dem Weiblein mit freundlicher Kühle begegnet und im übrigen seine Wege geht, wer ihm beweist, daß er es entbehren kann, der wird umtänzelt und umkost, dem wird die Wange gestreichelt, dem wird die Hand auf die Schulter gelegt mit der Frage: ‚Was willst du heute abend essen, liebes Väterchen?' Der wird verehrt als ‚des Hauses und der Familie heiliger Hort und Herr', dem wird gerührter Dank gezollt für jeden Brosamen der Gnade, den er fallen läßt. Zeigte aber derselbe Mann sich schmachtend und verliebt, so erschiene er in acht Tagen langweilig, in einem Monat wäre er verabscheut, und in einem Jahre zu Tode gequält."

Lächelnd hörten Perikles und Aspasia diese in grämlichem Tone vorgebrachte Auslassung. Euripides aber fuhr mit gleichem mürrischem Ernste und Nachdruck fort:

„Des Mannes Parze ist das Weib. Sie ist's, die seinen Lebensfaden spinnt — dunkel oder golden."

Perikles erschrak fast bei diesen Worten, Aspasia lächelte.

„Ich kann nicht glauben," sagte Perikles, „daß der Mann im allgemeinen so abhängig sei vom Weibe."

„Er wird es werden, wenn er es nicht ist," erwiderte Euripides. „Ich wittere die Zukunft. Des Weibes Macht ist in gefährlichem Wachsen begriffen. Versteht ihr nicht die Dichter und die Bildner, welche seit uralten Zeiten das Fabelbild der Sphinx aufstellten, das weichbusige, aber scharfkrallige Rätselweib? Die Sphinx ist das Weib. Das verlockend schöne Antlitz, den verlockend weichen Busen hält es uns entgegen, aber sein übriger Leib ist ein Tier mit Tigerpfoten und tödlichen Krallen!"

„Wirst du nicht das Weibergeschlecht stolz machen," sagte

Aspasia, „wenn du seinem Wesen durch solche Vergleiche einen Charakter des Großartigen aufdrückst?“

„Großartige Verbrechen“, entgegnete Euripides, „können von seiten eines Mannes Bewunderung einflößen, ein Weib mit großen Lastern ist immer widerwärtig. Denn die Verbrechen des Mannes mögen zuweilen aus reinem Übermaße an sich rühmlicher Eigenschaften entspringen, die Laster eines Weibes aber gehen immer hervor aus kleinlichen, zum Übermaß gesteigerten Schwächen.“

„Und doch sehen wir Weiber mit diesen kleinlichen Schwächen triumphieren!“ sagte Aspasia.

„Nicht für immer!“ entgegnete Euripides. „Es kommt der rächende Tag, der mit den Flammen einer gesunden und berechtigten Leidenschaft das wüste Geflacker einer krankhaften und schwächlichen Neigung auslöscht. Nur solange wir Männer uns schwach zeigen, sind die Weiber stark. Das Weib ist eine Sphinx, allerdings! Aber man braucht ihr nur die großen Krallen zu beschneiden, dann ist sie unschädlich. Mit unbeschnittenen Krallen ist sie eine Tiegerin, mit beschnittenen nur mehr eine Katze. Unsere Väter haben wohl getan, daß sie die Weiber kurz hielten. Wir Neueren aber sind zu weichmütig — mich einbegriffen — wir lassen den Weibern die Klauen wachsen. Das ist nicht gut . . .“

Die Stirn Aspasias runzelte sich ein wenig, als der grämliche Poet diese Worte polternd herausstieß. Sokrates merkte dies und sagte:

„Vergiß nicht, Freund, daß du zu Aspasia sprichst!“

„Zu Aspasia,“ versetzte Euripides, schnell gefaßt, „aber nicht von Aspasia. Ich spreche von den Weibern. Aspasia ist ein Weib, aber die Weiber sind keine Aspasien.“

Sokrates ließ es, wie schon erwähnt, in seinen Gesprächen mit der Gattin des Perikles nicht an Bitterkeiten fehlen. Aber niemals war er in den Ton des Euripides verfallen. Es geziemt zu erwähnen, daß Euripides in seinen Gesprächen mit Aspasia das ganze weibliche Geschlecht verunglimpfte, Aspasia selbst aber immer mit bereitwilliger

Höflichkeit davon ausnahm, während Sokrates umgekehrt seine Pfeile immer nur gegen die Person Aspasias abschoß, das Geschlecht im ganzen aber gerne verteidigte.

Und so nahm er denn auch jetzt desselben gegen den Weiberfeind Euripides sich an, indem er sagte: „Es scheint mir eine sonderbare, aber unumstößliche Tatsache, daß jeder Mann, wenn er vom Weibe überhaupt spricht, doch immer nur sein eigenes meint. Man sollte also, dünkt mich, nur solchen Männern über die Frauen im allgemeinen zu sprechen erlauben, welche nicht verehelicht sind. Ich rühme mich einer von diesen zu sein; und wie sehr mich mein Freund Euripides an sonstiger Weisheit hinter sich lassen mag, in betreff der Weiber habe ich, da er verheiratet ist, den Vorzug einer größeren Unparteilichkeit voraus. Da ferner auch Perikles verheiratet, Aspasia aber selbst eine Frau ist, so bin ich hier der einzige, der berufen erscheint, sich des von Euripides verfolgten Geschlechtes anzunehmen. Mir fehlt nun freilich dazu die Beredsamkeit und ich möchte den Protagoras herbeiwünschen. Dieser würde nicht verfehlen, uns das Weib zu preisen als die Spenderin der süßesten Freuden, als des schönsten Glückes Verwalterin, als Hüterin des göttlichen Schatzes der Schönheit und der Lust auf Erden, als des Mannes Augentrost, als seiner Mühen Rast, als seiner Qualen Arzenei. ‚Welch ein Wundergebilde‘, würde er sagen, ‚ist ein schönes Weib! Mit jedem Atom seines Wesens entzückt es. Sein Wesen trieft von Wonne . . .‘ So würde Protagoras sagen. Euripides dagegen behauptet: die Weiber sind Sphinxe; sie haben ein liebliches Angesicht und einen weichen Busen, dazu aber scharfe Krallen. Wäre es nicht erlaubt, umgekehrt zu sagen: die Weiber haben zwar scharfe Krallen, aber ein liebliches Angesicht? Warum soll man das Hauptgewicht nicht lieber auf das Gute der Weiber als auf ihr Schlimmes legen? — ‚Man muß ihnen die Klauen beschneiden,‘ sagt Euripides. Aber würde ihnen dies außer der Möglichkeit, zu schaden, auch ihre feindliche Gesinnung benehmen? Wäre es nicht

ersprießlicher, geradezu auf die Besserung dieser ihrer Gesinnungen auszugehen? Die Klauen würden dann von selbst unschädlich. Wie viele Tugenden zu entfalten vermag ein Weib! Wie viele Segnungen vermag es auszustrahlen, nicht bloß durch das, was es gewährt, oder sagt, oder tut, sondern schon durch das, was es ist. Des Schönen natürliche Vorkämpferinnen sind die Frauen: aber da sie jede Sache, für welche sie eintreten, zur sieghaften machen, wie herrlich würde es sein, wenn wir sie dereinst auch zu Vorkämpferinnen des Guten und des Wahren gewinnen könnten! Solange das Licht einer weisen Einsicht der Frauen Häupter nicht erhellt, folgen sie freilich nur den Antrieben ihrer leiblichen Natur und diese Antriebe sind immer roh und eigensüchtig. Der Männer Bemühen wird in Zukunft vielleicht dahin gehen, die Weiber durch Einsicht aus Dienerinnen der dunkeln Naturtriebe nicht bloß zu Priesterinnen der echten Schönheit, sondern auch der lauteren Güte zu machen!"

„Ja, das fehlte noch, daß die Schlangen Flügel bekämen!" rief spöttisch lachend Euripides. „Nicht zu verwundern ist übrigens," fuhr er fort, „diese Hoffnung auf Besserung der Weiber durch die Erkenntnis von seiten eines Mannes, der überhaupt alles Heil der Menschen von der Einsicht und von den klaren Begriffen erwartet. Ich aber sage, daß des Weibes Wert und Adel nicht auf der Ausbildung seiner erkennenden Kraft, sondern auf der Ausbildung seines Herzens, seines Empfindens beruhe!"

„Dies wird sich so verhalten," entgegnete Sokrates, „aber nun fragt es sich, ob das Herz und sein Empfinden jemals durch sich selbst ausgebildet werden kann, oder ob dazu nicht doch der Einfluß einer bis zu einem gewissen Grade geläuterten Erkenntniskraft erfordert wird?"

Perikles zollte den Worten des Sokrates Beifall. Aspasia schwieg und ließ sofort das Gespräch stocken! Denn so sehr auch einiges von dem, was Sokrates gesagt, mit ihrer eigenen Denkart zusammenstimmte, schien es ihr doch, als habe der Nachdenkliche unter der Maske seiner Bescheiden-

heit sich wieder vermessen wollen, sie zu belehren. Für eine geistige Befreiung, für eine Veredlung ihres Geschlechts zu wirken, dessen war sie ja selber sich bewußt.

Hatte sie nicht ein unverhehltes Ziel sich längst gesteckt? Hatte sie nicht offen sich selbst und den Freunden auf der Akropolis gelobt, jenem Ziele mit allen Kräften zuzustreben, nachdem sie des Perikles Gattin geworden?

Sie hatte Wort gehalten. Das Leben und die Stellung der Frauen von Grund aus umzugestalten, war seit jener Zeit ihr kühnes Augenmerk gewesen.

Um solches aber zu vollbringen, hatte sie trachten müssen, Einfluß zu gewinnen auf die Frauen Athens, die Rolle des Sauerteigs zu spielen in dieser trägen Masse, diejenigen, welche dem Eindringling feindlich gegenüberstanden, zu versöhnen, sie zu Anhängerinnen, Schülerinnen, Freundinnen zu machen.

Perikles war ihren Absichten entgegengekommen, denn er liebte sie. Er verschaffte ihr gern jede Art von Genugtuung. Er führte sie, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, in die athenische Gesellschaft ein. Ausgeschlossen vom Verkehr mit den Männern waren die Frauen Athens; aber sie verkehrten ziemlich lebhaft unter sich. Scheinbar unbefangen mischte in diesen Verkehr sich Aspasia.

Unter den schönen und wahrhaft klugen Frauen, welchen es gegeben, die Männer zu bestricken, finden sich solche, welchen es überdies verliehen ist, trotz des Neides, des Hasses, der Eifersucht, welche sie erwecken, doch auch Personen ihres eigenen Geschlechts anzuziehen und für sich einzunehmen. Selbstverständlich erzielen sie dies nicht durch ein Übermaß von Liebenswürdigkeit, oder durch geschwätziges, aufdringliches Entgegenkommen, sondern durch die Anspruchslosigkeit, mit welcher sie das gefährliche Licht ihrer Vorzüge freiwillig zu dämpfen scheinen und durch die genaueste Kenntnis der Eigentümlichkeiten und Ansprüche derjenigen, welche sie für sich gewinnen wollen. Aspasia suchte Vertrauen einzuflößen; unähnlich den Unklugen ihres Ge-

schlechts, wußte sie, daß ein schönes Weib in den meisten Fällen am sichersten durch ein verständiges, ruhig gefaßtes, würdevolles Wesen sowohl Männer als Frauen besticht. Sie sah zuerst darauf, daß man genötigt war, sie zu achten; liebenswürdig zu erscheinen, ergab sich dann von selbst.

Erst nachdem Aspasia durch diese Art des Benehmens, die bei ihr gar nicht einmal angeklügelt, sondern Sache des natürlichen weiblichen Antriebes war, den Boden für ihre Unternehmungen vorbereitet, war sie mit ihren Absichten, mit ihren Plänen offener hervorgetreten.

Nach einiger Zeit waren die athenischen Frauen der Gattin Perikles gegenüber in eine Anzahl von Parteien gespalten.

Es gab Unversöhnliche, welche sie haßten und welche mit allen Mitteln weiblicher Feindseligkeit offen und heimlich gegen sie ankämpften. Es gab solche, welche Aspasia eine Art persönlicher Zuneigung nicht versagten, aber der Ansicht waren, daß ihre Bestrebungen allzu kühn und ungezügelt seien, sowie es andere gab, welche zwar die Person Aspasias mit mißgünstigen Augen betrachteten, aber von einem heimlichen Drange ergriffen waren, den Spuren ihrer Bestrebungen zu folgen und es ihr in manchen Dingen gleichzutun. Es gab aber auch welche, die sich von Aspasia geradezu hatten überzeugen und gewinnen lassen, unter welchen freilich nicht alle den Mut besaßen, sich mit ihrer Meisterin offen zu einem Kampfe um der Frauen unterdrücktes Recht zu verbünden.

Zu den unversöhnlichsten und noch immer gefährlichsten Gegnerinnen Aspasias gehörten, wie leicht zu erachten, das verstoßene Weib des Perikles und die Schwester des Kimon. Diese letztere pflegte gleichsam Buch zu führen über das Leben und Treiben Aspasias, sie erkundete und verbreitete Äußerungen, welche Aspasia vor Frauen tat, und nicht selten geschah es, daß die Äußerungen entstellt von Mund zu Munde gingen, geeignet, die Gemüter der Athener gegen die Gattin des Perikles aufzuregen.

So geschah es eines Tages, daß Aspasia mit einer neuvermählten Frau sich unterredete, in Gegenwart des Gatten derselben. Dies jugendliche Paar verlangte von ihr zu erfahren, worauf das sichere Glück der Liebe und der Ehe beruhe.

Aspasia fühlte sich von der Lust angewandelt, einmal die sokratische Redeweise zu versuchen.

„Wenn deine Nachbarin", sagte sie zu der jungen Frau, „ein schöneres Kleid hat als du, welches wirst du vorziehen: das deine oder das ihrige?"

„Das ihrige!" erwiderte die junge Frau.

„Und wenn deine Nachbarin einen schöneren Schmuck hat als du," fuhr Aspasia fort, „welchen wirst du vorziehen?"

„Den ihrigen natürlich!" versetzte die junge Frau.

„Und wenn sie einen besseren Mann hat, als du, welchem würdest du den Vorzug geben, dem deinigen oder dem ihrigen?"

Die junge Frau errötete bei dieser unerwarteten, kühnen, befremdenden Frage. Aspasia aber sagte lächelnd:

„Im natürlichen Laufe der Dinge wird das Weib den besseren Mann, der Mann das bessere Weib vorziehen. Es scheint mir also die Sicherung des Glückes in der Liebe und Ehe nicht anders möglich, als dadurch, daß der Mann dem Weibe als der beste aller Männer, das Weib dem Manne als das beste aller Weiber zu erscheinen sich bestrebe. Viele fordern von andern die Liebe als ein Pflicht, was sehr unbillig ist. Man muß sie zu verdienen suchen und fortwährend sie zu nähren bemüht sein."

Was Aspasia mit diesen Worten dem jungen Paare zu bedenken gab, war gewiß nicht ohne sinnvolle Berechtigung. Aber was wurde daraus im Munde einer Elpinike und ihrer Gleichgesinnten? Die Unterredung Aspasias mit dem jungen Ehepaare machte einige Tage lang bei den Athenern die Runde. Aber man erzählte nicht, Aspasia habe es als einzige Bürgschaft unwandelbaren Eheglücks erklärt, daß der

Mann sein Weib für das liebenswürdigste der Weiber, das Weib ihren Mann für den besten der Männer halte, sondern man sagte, Aspasia habe die junge Hipparchia in Gegenwart ihres Gatten aufgefordert, einen fremden Mann ihrem eigenen Manne vorzuziehen, wenn ihr jener besser gefiele.

Aspasia beschloß, der sokratischen Manier in ihren Unterredungen für die Zukunft zu entsagen und noch sorgfältiger als bisher darauf zu achten, von welcher Art die Personen waren, mit welchen sie sich unterredete. Die Feindinnen Aspasias aber gingen jetzt so weit, daß sie sich absichtlich mit ihr in Unterredungen einließen, um ihr unter dem Scheine der Anhänglichkeit Äußerungen zu entlocken, welche sie in der Meinung der Athener herabzusetzen geeignet waren. Aspasia durchschaute eine solche Absicht leicht und wußte die Anschläge dieser Gegnerinnen zuweilen in einer Weise zu vereiteln, welche ihr neben der Befriedigung des erreichten Zweckes auch eine Art von Belustigung gewährte.

So drängte sich eines Tages eine gewisse Kleitagora mit verstellter Bewunderung an sie. Aspasia aber wußte, daß Kleitagora dem Kreise der Telesippe und der Schwester des Kimon angehörte.

Sie legte Aspasia die Frage vor, durch welche Künste ein Weib den Gatten am besten an sich zu fesseln vermöchte.

„Die wirksamste von allen Künsten, durch welche ein schlaues Weib den arglosen Gatten an sich und an den häuslichen Herd zu fesseln vermag,“ erwiderte Aspasia mit geheimnisvoller Miene, „ist die Kochkunst. Mir ist eine Frau bekannt, welche wie eine Göttin von ihrem Manne verehrt wird, nur um der Leckerbissen willen, welche sie täglich ihm vorsetzt. Ihr Meisterstück ist der zarte und leichte Sesambrei, den sie aus Sesammehl mit Honig und Öl in der Pfanne bereitet. Sie nimmt Gerstegraupen, zerstampft sie in einem Mörser, schüttet das Mehl in ein Gefäß, gießt Öl dazu, rührt diesen Brei, während er langsam kocht, beständig um, netzt ihn von Zeit zu Zeit mit Kraftbrühe von

Hühnern oder Ziegen- oder Lammfleisch, sieht zu, daß er nicht überkocht, und wenn er im besten Sud ist, läßt sie ihn auftragen. Auch ihre Hasenpasteten und ihre Pasteten von Grasmücken und anderen kleinen Vögeln sind vortrefflich. Welcher Mann würde der Verlockung solcher Dinge sich entziehen? Es gibt auch Männer, welche für die sogenannten kappadozischen Kuchen schwärmen. Man knetet sie am besten mit Honig, zerschneidet den Teig in dünne Blätter, die schon beim bloßen Anblick der Pfanne sich aufrollen. Diese Röllchen werden dann in Wein getunkt, müssen aber noch ganz heiß auf den Tisch kommen."

In dieser Art fuhr Aspasia fort, sich über die Regeln einer leckeren Küche zu verbreiten, zum Erstaunen eines Teiles ihrer Zuhörerinnen und zum Ärger des anderen Teiles derselben, welcher in diesen Auseinandersetzungen nichts fand, was sich hätte verwenden lassen, um Aspasia in der öffentlichen Meinung herabzusetzen und den Ruf ihrer Leichtfertigkeit, oder ihrer gefährlichen Grundsätze noch mehr zu befestigen.

Der unerfreuliche Widerstand, welcher den Bestrebungen Aspasias in der Frauenwelt Athens zum Teil begegnete, ließ sie um so lieber die Gelegenheit ergreifen, die sich ihr bot, ein Paar verwaiste Töchter ihrer älteren, zu Milet verstorbenen Schwester bei sich aufzunehmen. In diesen zarten, aber eine reizvolle Entwicklung versprechenden Mädchen, Drosis und Prasina geheißen, die eine fünfzehn Jahre zählend, die andere nur um ein Jahr älter, glaubte Aspasia einen fügsamen Stoff zu finden für die Verwirklichung ihrer Gedanken über die Ausbildung des hellenischen Weibes zu geistiger und persönlicher Freiheit. Man durfte erwarten, sie würden dereinst der Schule, aus welcher sie hervorgingen, Ehre machen und die Sache Aspasias, welche zugleich die Sache des ganzen weiblichen Geschlechtes war, zum Siege führen helfen.

Indessen, Aspasia war ungeduldig, befähigt allerdings, weitaussehende Pläne zu fassen, die ihrer Natur nach nur

langsam reifen konnten, aber auch kühnen, raschwirkenden Handstreichen nicht abgeneigt.

Einen solchen Handstreich nun versuchte sie, um die Zügel der Führerschaft über ihr Geschlecht zu Athen womöglich mit einem Mal an sich zu bringen.

Unter den zahlreichen religiösen Festen der Athener war auch eines, welches ausschließlich von den Frauen gefeiert wurde und welchem bei strenger Ahndung kein Mann beiwohnen durfte. Dies war das Thesmophorienfest, zu Ehren der Demeter gefeiert, welche nicht bloß als die Göttin des Ackerbaues, sondern auch als die des Ehestandes galt, der Verwandtschaft wegen, welche die Begriffe von Säen und Zeugen, Ernte und Geburt verknüpft.

Die heiligen Gebräuche dieses Festes oblagen nicht bestimmten Priesterinnen, sondern Frauen, welche jedesmal aus den einzelnen Stämmen gewählt wurden. Eine gewisse Zeit vorher mußten die Frauen durch Enthaltsamkeit auf die Teilnahme an diesem Feste sich vorbereiten. Sie schliefen auf Kräutern, welchen man die Kraft zuschrieb, das Blut zu kühlen und die Enthaltsamkeit zu erleichtern. Zu diesen gehörte Keuschlamm und eine gewisse Art der Nessel. Die Feier selbst bestand aus festlichen Umzügen, aus Versammlungen im Thesmophorientempel, nebst überlieferten Gebräuchen, in deren Ernst auch Scherz und Neckereien sich mischten.

Vier Tage lang dauerte das Fest. Am ersten Tage zog man nach dem Strandort Halimos und feierte in einem dort befindlichen Tempel der Demeter gewisse Mysterien. Am zweiten kehrte man nach Athen zurück; den dritten Tag waren die Weiber vom grauenden Morgen bis zum Abend im Thesmophorientempel versammelt. Demeter und Proserpina und andere Gottheiten wurden angerufen, Tänze zu Ehren derselben wurden ausgeführt. In den Pausen saßen die Weiber auf Keuschlamm und anderen Kräutern der genannten Art und unterhielten sich mit Gesprächen, sowie Neckereien, welche für diese Gelegenheit herkömmlich waren. Sie nahmen

während ihres Aufenthaltes im Tempel keine Speise zu sich, entschädigten sich aber für diese Enthaltsamkeit durch das fröhliche Opfermahl, mit welchem am folgenden Tage die ganze Feier beschlossen wurde.

Man denke sich die Frauen Athens, für gewöhnlich eingeschlossen in den engen Bann ihrer Häuslichkeit unter den Augen der Männer, nun vier Tage lang mit strenger Ausschließung der Männer sich selbst überlassen, zu einer gewaltigen Schar vereinigt, festliche Umzüge haltend, dann im Tempel versammelt, mit Tänzen und heiligen Gebräuchen beschäftigt, zur Rast auf heiligen Kräutern sitzend und schwatzend in völliger Ungebundenheit — man denke sich diese schwirrende Weiberversammlung und man wird begreifen, daß sie geeignet war, nicht bloß die weibliche Zunge, sondern auch mit der Zunge zugleich den weiblichen Geist zu entfesseln, ihn zum Trotze gegen herkömmliche Schranken anzuregen.

Dies Thesmophorienfest war wiedergekehrt.

Wieder saßen die Frauen Athens in den Pausen zwischen den Tänzen und den Festgesängen schwatzend auf Keuschlamm im Thesmophorientempel. Wieder schwirrten die Stimmen bunt und kraus durcheinander. Von welchen Dingen wurde da in den verschiedenen Gruppen der auf dem Boden sitzenden Frauen gesprochen! Diese unterhielten sich von den üblen Gewohnheiten ihrer Männer, jene von den Untugenden ihrer Sklavinnen, oder davon, daß die Kinder heutigestags weit ausgelassener und unbändiger seien, als in früheren Zeiten; einige stritten sich über die beste Art, Honigkuchen zu bereiten, einige erzählten einander von Zaubermitteln, im Wochenbette zu gebrauchen, oder erteilten den jüngeren Genossinnen Ratschläge über die Bereitung von Liebestränken, einige flüsterten sogar insgeheim sich ins Ohr, wie man Schwangerschaft heucheln und um des Gatten willen ein falsches Kind sich unterschieben könne. Einige erzählten sich Gespenstergeschichten, oder Geschichten von thessalischen Hexen oder Märchen, oder die neuesten Familiengeheimnisse

dieser, jener Genossin. Einige sprachen auch von Aspasia und dieses Gespräch gestaltete sich allmählich zum lebhaftesten, welches im Tempelraume geführt wurde.

„Aspasia hat recht,“ sagte ein junges hübsches Weib, dessen frisches Gesicht von den welken und geschminkten der meisten in der Runde vorteilhaft abstach.

„Aspasia hat recht, wir müssen die Männer zwingen, uns so zu behandeln, wie Perikles Aspasia behandelt.“

„Das wollen wir!“ riefen einige Anhängerinnen der Milesierin. „Wir müssen sie zwingen, das häusliche und das eheliche Leben mit uns so einzurichten, wie Perikles mit Aspasia.“

„Ich habe mit meinem Manne schon den Anfang gemacht,“ rief eine lebhafte kleine Frau, Chariklea geheißen. „Mein Diagoras hat sich bereits daran gewöhnt, mich jedesmal, sowohl wenn er aus dem Hause fortgeht, als wenn er zurückkehrt, zu küssen, wie Perikles die Aspasia.“

„Empfängst du auch Besuche von Philosophen und dienst den Bildhauern als Modell?“ fragte spöttisch eine von den Frauen in der Runde, eine von denjenigen, deren Wangen am meisten welk oder geschminkt waren.

„Warum sollten Aspasia und Chariklea das nicht tun, wenn ihre Männer es gestatten?“ rief eine andere von den Frauen. „Auch wir werden es tun und unsere Männer zwingen, es zu gestatten.“

„Nicht jeder Mann ist zum Hahnrei geboren!“ sagte jene erste Fragerin mit boshaftem Lächeln.

„Willst du behaupten,“ rief Chariklea zornig, indem sie sich vor jenes Weib hinstellte und ihre Arme in die Seite stemmte, „willst du behaupten, daß ich meinen Gatten zum Hahnrei mache?“

„Noch will ich es von dir nicht behaupten,“ erwiderte jene, „aber deine Meisterin Aspasia wird dich vielleicht auch dies noch lehren!“

Als diese frechen Worte gefallen waren, trat eine verschleierte Frau von schlanker und edler Gestalt plötzlich aus

dem Kreise derjenigen, welche Zeugen dieses Gespräches gewesen, hervor, schlug unmittelbar vor jener scharfzüngigen Sprecherin ihren Schleier zurück und blickte mit flammenden Augen auf die am Boden Sitzende nieder.

„Aspasia!“ riefen einige und rasch verbreitete dieser Name sich weiter und es entstand eine Bewegung, die bis in die entferntesten Kreise sich fortpflanzte. Der ganze Thesmophorientempel geriet in Aufruhr. „Was gibt es?“ riefen die Entferntesten. „Hat etwa ein Mann sich eingeschlichen?“

„Aspasia!“ hallte es als Antwort zurück. „Aspasia ist hier!“

Auf diese Kunde drängten sich alle Frauen herbei und bald fand die Milesierin sich im Mittelpunkte der ganzen Versammlung.

Sie war gekommen, umgeben von der Schar ihrer Anhängerinnen, inmitten welcher sie, überdies zur Unkenntlichkeit verschleiert, den Augen der großen Menge bis zu diesem Augenblicke verborgen geblieben.

Von diesen Anhängerinnen war sie auch jetzt wie von einer Leibwache umgeben, als sie hoch aufgerichtet mit zornigen Blicken auf die Verwegene herabsah.

Während so Aspasia vor der Gegnerin stand, drängte eine von ihren Gefährtinnen sich vor und schleuderte jener die höhnenden Worte entgegen:

„Du hast recht! Nicht jeder Mann ist zum Hahnrei geboren. Du mußt das wissen! Ich kenne dich genau! Du bist Kritylla, welche ihr erster Gatte Xanthias verstieß, weil er entdeckte, daß sie nächtlicherweile ein Stelldichein hatte mit ihrem Buhlen vor der Türe, bei dem Lorbeerbaum, welcher den Altar des straßenbeschirmenden Apollon beschattet!“

Das Antlitz Krityllas färbte sich mit dunkler Röte, sie sprang empor und machte Miene, sich an ihrer Gegnerin zu vergreifen. Aber sie wurde von den Anhängerinnen Aspasias zurückgedrängt und diese selbst begann:

„Dies Weib hat meinen Gatten beschimpft — be-

schimpft nur darum, weil er, zuerst unter allen Athenern, die Würde des Weibes in seiner Gattin ehrt und sie nicht zur Sklavin erniedrigt. Wenn Männer wie Perikles um der Liebe und der Achtung willen, welche sie ihren Gattinnen zollen, Spott und Verunglimpfung zu ertragen haben, nicht bloß aus dem Munde der Männer, sondern sogar von seiten des Frauengeschlechtes selbst, wie könnt ihr hoffen, daß eure Gatten dem Beispiele des edelsten der Männer zu folgen sich entschließen werden?"

„So ist es in der Tat!" sagten die Frauen in der Runde, einander anblickend. „Kritylla hat unrecht getan, den Perikles und den Diagoras zu beschimpfen. Wollten die Götter, daß alle Männer so wären wie diese!"

„Die Männer sind, wie ihr sie verdient!" fuhr Aspasia fort. „Versucht es nur einmal, die Macht, den unwiderstehlichen Einfluß, welcher dem weiblichen Geschlechte verliehen ist, zu gebrauchen! Ihr habt es bisher versäumt, diese Macht in euch zu entfalten, ja, es scheint, daß ihr sie nicht einmal gekannt habt. Eure Sklaverei ist eine freiwillige. Ihr prahlt mit dem Titel von Herrinnen des Hauses und seid strenger gehalten als Sklavinnen — denn Sklavinnen dürfen doch frei auf den Straßen oder auf dem Markte sich zeigen. Ihr seid Gefangene! Ist's nicht so?"

„So ist es in der Tat!" rief eine der Frauen im Kreise. „Mein Gatte hat einmal, als er auf ein paar Tage verreiste, mich ins Frauengemach eingesperrt und die Türe desselben mit seinem Petschaft versiegelt."

„Der meine", rief eine andere, „hat einen großen Molosserhund angeschafft, der an der Tür Wache halten muß, nur damit kein Buhle in seiner Abwesenheit sich einschleicht."

„Nicht einmal das Hauswesen ist euch ohne Rückhalt anvertraut!" fuhr Aspasia fort.

„Ganz richtig!" fiel wieder eine der Frauen lebhaft ein; „mein Gatte trägt den Schlüssel zur Vorratskammer mit sich umher."

„Laufen sie nicht selber auf den Markt, um Fleisch und Gemüse einzukaufen?“ rief eine zweite.

„Ja und wenn es eben Kriegszeit ist,“ rief eine dritte, „und die Männer bewaffnet umhergehen, so kann man einen geharnischt und mit dem Gorgoschild am Arm auf dem Markt um Eier und Gemüse feilschen sehen, oder er bringt zu Pferde Pökelfleisch im ehernen Helm nach Hause.“

„Und da sie nicht einmal am häuslichen Herde euch etwas gelten lassen,“ nahm Aspasia wieder das Wort, „so ist es nicht zu verwundern, wenn sie euch noch viel weniger gestatten, in öffentlichen Angelegenheiten ein Wort zu sprechen. Kommen sie von der Pnyx, wo über Frieden oder Krieg verhandelt worden, dürft ihr euch auch nur beikommen lassen, zu fragen, was da entschieden wurde?“

„Nicht im geringsten!“ riefen die Frauen. „Was geht's dich an?“ heißt es da. „Bleib bei deiner Spindel und schweige!“

„Und wenn ihr nicht schweigt?“

„So setzt es Schlimmeres!“

„Mein Mann“, sagte eine von den Frauen, „wiederholt mir bis zum Ekel das alte alberne Sprüchlein: O Weib, des Weibes schönste Zier ist Schweigsamkeit!“

„Das kennen wir auch, das Sprüchlein! Es ist in aller Männer Mund!“ tönte es im Kreise.

„Wozu haben wir dann die Zunge?“ fragte eine und fügte hinzu: „Etwa bloß zum Küssen und Schnäbeln und Züngeln?“

Die Weiber lachten unverschämt über diese Äußerung, denn sie waren unter sich.

Aspasia aber fuhr fort: „Sie wollen, daß ihr geistlos und stumpfsinnig seid, denn nur so können sie euch beherrschen. Von dem Augenblick an, wo ihr klug und verständig wäret, wo ihr euch der Macht bewußt würdet, welche dem weiblichen Geschlechte über das männliche gegeben ist, von diesem Augenblicke an wäre es vorbei mit ihrer Tyrannei. Ihr glaubt schon alles getan, wenn ihr das

Haus rein haltet, wenn ihr eure Kinder badet und säugt, wenn ihr darauf sehet, daß euch die Wolle am Rocken nicht von den Motten zernagt und das Garn am Webstuhl nicht von den Hühnern zerzaust wird, und wenn eine von euch ein übriges tun und ihrem Manne gefallen will, so meint sie mit einem krokosfarbenen Kleide und Schnabelschuhen und einer durchsichtigen Busenhülle und mit Salbenbüchschen und ein wenig Zinnober sei dieser Zweck zu erreichen. Aber nur in den Händen derjenigen, welche auch ein wenig Geist besitzen, ist leibliche Schönheit und Putz eine für die Männer gefährliche Waffe. Wodurch aber könntet ihr das, was ich ein wenig Geist genannt habe, erringen, als durch einen freieren Verkehr mit der Welt, von welcher die Männer wie mit einer ehernen Mauer euch abschließen? Es muß euch künftig erlaubt sein, die dumpfen Gemüter mit dem einströmenden Hauche der Freiheit zu reinigen und zu erfrischen, die Außenwelt auf euch wirken zu lassen und so, wie ihr die Eindrücke der Welt und dessen, was geschieht, in euch aufnehmt, auch wieder auf Welt und Leben zurückwirken mit der alles veredelnden Freiheit des ausgebildeten weiblichen Geistes. Der weibliche Geist muß mit dem männlichen in der Welt sich zu gleichmäßiger Wirkung verbinden. Dann wird nicht bloß die Ehe und das ganze häusliche Leben umgestaltet werden, dann werden die Künste zu ihrer schönsten Blüte gelangen, dann wird der Krieg und alles Rohe unter den Menschen ein Ende haben. Laßt uns einen Bund schließen, eine friedliche Verschwörung anzetteln und einander das Gelöbnis leisten, daß wir mit allem, was in unserer Gewalt ist, unserem Geschlechte sein Recht erkämpfen wollen, dessen es bedarf, um jene Macht frei zu betätigen, zu welcher es berufen ist.“

Die Worte Aspasias begleitete lebhafte Zustimmung von seiten eines großen Teils der Versammlung; dann aber folgte ein so lautes und verwirrtes Gebrause von Stimmen, daß man nichts Deutliches mehr vernehmen konnte, da die Frauen untereinander den Gegenstand mit Heftigkeit zu

erörtern begannen und alle zusammen auf einmal sprachen. Es war, als hätte ein wandernder Zug laut zwitschernder und kreischender Vögel sich im Thesmophorientempel niedergelassen.

Zuletzt aber sah man eine schmächtige, dabei jedoch lebhafte und energische Gestalt durch den dichtgedrängten Schwarm hindurch mit den Armen sich Bahn machen und gegen die Mitte des Kreises, wo Aspasia stand, sich vordrängen. Das weiße Tuch, welches ihr Haupt umhüllte, verbarg auch den größeren Teil ihres Gesichts, so daß man sie nicht sogleich erkennen konnte. Als sie aber nun in der Mitte des Kreises stehen blieb und ihr Auge mit boshaftem Blick auf Aspasia richtete, erkannte man die scharfen, mannweiblichen Züge der mutigen Schwester des Kimon.

Elpinike war gefürchtet in ganz Athen, gefürchtet von allen Genossinnen ihres Geschlechtes. Sie herrschte durch die Gewalt ihrer Zunge, durch ihre fast männliche Willenskraft, durch die weite Ausbreitung ihrer Verbindungen. Darum entstand sofort ein ängstliches Schweigen im ganzen Kreise, während die Schwester des Kimon auf Aspasia losging mit den Worten:

„Mit welchem Rechte gestattet sich hier die Fremde, das Wort zu ergreifen im Kreise eingeborner athenischer Frauen?"

Diese Frage Elpinikes machte sogleich einen tiefen Eindruck und viele von den Frauen, lebhaft mit dem Kopfe nickend, wunderten sich, daß ihnen dies Bedenken nicht gleich anfangs gekommen.

Jene aber fuhr fort: „Wie mag die Milesierin sich erdreisten, uns hier belehren zu wollen? Wagt sie es etwa, sich mit uns in eine Reihe zu stellen? Ist sie mit uns herangewachsen? Hat sie unsere Sitte, unseren Brauch, unsere Heiligtümer von Kindesbeinen an mit uns geteilt? Wir sind Athenerinnen: wir haben im achten Jahre das heilige Gewand der Arrephoren getragen, wir haben zehnjährig das Opfermehl im Tempel der Artemis gemahlen,

wir sind beim Brauronsfeste als blühende Jungfrauen derselben Göttin geweiht worden, wir sind mitgewandelt als Korbträgerinnen im Festzuge der Panathenäen. Und diese da? Aus der Fremde ist sie gekommen, ohne Göttergeleit, ohne Göttersegen, eine Abenteurerin, ruchlos und verschmitzt, und nun will sie in unsere Schar sich drängen, weil sie einen athenischen Mann zu betören vermochte, so daß er sie wider Gesetz und Herkommen in sein Haus aufnahm?"

Ruhig, doch nicht ohne ein spöttisches Lächeln entgegnete Aspasia:

„Du hast recht! Ich bin nicht aufgewachsen in der dumpfen Öde eines athenischen Frauengemachs; ich habe nicht euren Brauronsfesten im Safranröckchen beigewohnt, ich habe nicht bei euren Panathenäen einen Festkorb über dem Kopfe und eine Schnur von welken Feigen um den Hals getragen, ich habe nicht mitgeheult auf den Dächern bei euren Adonisfesten. Ich habe hier nicht als Athenerin zu Athenerinnen, ich habe als Frau zu Frauen gesprochen!"

„Männerverderberin! Bundesgenossin der Gottlosen!" rief Elpinike noch heftiger entflammt, „unsern Tempel wagst du zu betreten, unsere Heiligtümer mit deiner Gegenwart zu entweihen?"

Diese Worte wurden ungestüm herausgestoßen. Die kurzen Härchen über Elpinikes Oberlippe sträubten sich dabei. Die Freundinnen Elpinikes, welche sich um sie vereinigt hatten, nahmen gegen die Milesierin eine drohende Haltung an.

Aber auch die Freundinnen Aspasias scharten sich enger um ihre Führerin, bereit, sie zu verteidigen. Und nicht gering war die Zahl derjenigen im Thesmophorientempel, welche noch auf der Seite der Gattin des Perikles standen.

Wieder begann das Gewirr der Stimmen lebhaft zu werden und mancher heftige Wortwechsel drohte einen leidenschaftlichen Streit der Parteien anzufachen.

Da verschaffte die entschlossene Schwester des Kimon

noch einmal sich Gehör, um den kräftigsten ihrer Trümpfe auszuspielen.

„Denkt an Telesippe!“ rief sie, „denkt daran, wie diese fremde Abenteurerin, diese milesische Hetäre ein athenisch Eheweib von ihrem Herde, von den Sprößlingen ihres Leibes, von ihrem Gatten verdrängte! Welche von euch glaubt sich sicher vor dieses Weibes buhlerischen Künsten, wenn es ihr in den Sinn kommt, auch noch anderer Frauen Männer zu betören? Bevor ihr auf das Zischeln dieser Schlange hört, erinnert euch, daß sie Gift in ihrem Munde birgt!“

„Seht sie dort,“ unterbrach sich Elpinike, die Augen nach einem Winkel des Tempels gewendet, „sehet Telesippe! Seht sie in ihren Gram gehüllt — seht ihr bleiches Gesicht — seht, wie die Tränen ihr vom Auge rollen bei der bloßen Erwähnung ihrer Sprößlinge!“

Die Häupter aller Frauen wendeten sich, den Blicken Elpinikes folgend, auf das verstoßene Weib des Perikles, welches in einiger Entfernung stand und bleich vor Groll und Unmut auf Aspasia herübersah.

Elpinike aber fuhr fort: „Wißt ihr, was sie von uns Athenerinnen hält? Brauche ich es euch zu sagen? Hat sie es euch nicht selbst gesagt? Sie hält uns für töricht, für unwissend, für unerfahren, für unwert der Liebe eines Gatten und gnädig läßt sie sich herab, uns belehren zu wollen, sicher in ihrem geheimen Stolze sich bewußt, daß wir doch niemals werden können wie sie selbst, die schöne, die weise, die unvergleichliche, die alles bezaubernde Milesierin, mit welcher auch die Schönsten von euch sich niemals messen können!“

Diese Worte Elpinikes machten eine unglaubliche Wirkung auf die gesamte Frauenversammlung. Verändert war plötzlich die Stimmung, selbst in den Herzen derjenigen, welche bisher sich Aspasia zugeneigt hatten.

Elpinike ergriff neuerdings das Wort:

„Wißt ihr, was ihre Freunde, die Genossen des Perikles, von ihr sagen und was schon alle Männer von Athen

untereinander wiederholen? Aspasia ist das liebenswürdigste Weib Athens — ja das **einzige** liebenswürdigste Weib Athens — nach Milet müsse man gehen, sagen sie, wenn man schöne und bezaubernde Weiber finden wolle ..."

Bei diesen Worten brach die Beschämung der Weiber und der mit schlauer Tücke entfachte Unmut derselben in offene Flammen aus. Man begann mit wildem Geschrei, mit gehobenen Armen auf Aspasia einzudringen. Diese aber stand ruhig und aufrecht, und, blaß vor Zorn, doch mit einem Blicke unsäglicher Verachtung, sagte sie:

„Ruhig, ihr Rüben-, Petersilien-, Kümmelfrauen! Ruhig, ihr Äpfel-, Käse-, Butterhökerinnen! — Warum schreit ihr, warum dringt ihr auf mich ein? Gedenkt ihr auch noch zu kratzen und zu beißen?"

Die wenigen treu und mutig gebliebenen Anhängerinnen Aspasias warfen sich dazwischen, es entstand ein wildes Getümmel und fast eine Balgerei der Weiber. Einige von den Gefährtinnen Elpinikes machten Miene, Aspasia die Augen mit ihren Nägeln auszukratzen; andere zogen die spitzigen Heftspangen aus ihren Kleidern und gingen damit drohend auf die Feindin los. Diese aber verließ unter dem Schutze derjenigen, welche sich noch tapfer um sie scharten, eilig den Thesmophorientempel.

In dieser Art endete für diesmal der Versuch Aspasias, die Frauen Athens durch den Geist zu befreien.

---

17. Das Mädchen aus Arkadien.

Einige Jahre waren so hingegangen. Aspasia hatte mutig gekämpft, aber sie durfte sich nicht rühmen, gesiegt zu haben. Die ungestüme Szene im Thesmophorientempel war stadtkundig geworden und Aspasia hatte die Beschämung zu ertragen, welche unter allen Umständen mit einer Nieder-

lage verknüpft ist. Es fehlte auch fernerhin nicht an solchen, die ihr anhingen, der größere Teil ihres Geschlechtes aber war durch Neid, Verblendung und die boshaften Ausstreuungen ihrer Feindinnen wider sie entflammt.

Eine schwermütige Stimmung bemächtigte sich zuweilen des Perikles. Er gedachte des ungetrübten Glückes, welches er mit der Milesierin in der kurzen, aber wonnigen Zurückgezogenheit am Strande Joniens genossen. Es überkam ihn zuweilen, als müsse er wieder einmal den Sorgen des Tages sich entreißen, hinweg sich flüchten aus dem geräuschvollen Athen, wo sein bestes Glück durch die vielzüngige, wie mit Bienengesumm sein Haupt umschwirrende Gehässigkeit der Menschen verleitet wurde.

Als die Kunde nach Athen gelangte, Pheidias habe in Elis sein Gold- und Elfenbeinbild des olympischen Zeus vollendet, das größte und erhabenste seiner Werke, wie verlockend erschien für Perikles dieser Anlaß zu einer kurzen Fahrt mit Aspasia ins Dorerland! Aber allzu beschwerlich dünkte Aspasia die Wanderung durch das Gebirgsland von Argos und Arkadia; und nur als ein anmutiger Scherz war der Gedanke einer solchen Fahrt, als er zuerst zwischen den beiden auftauchte, zu betrachten.

Im Volke von Athen hatte jene Art von Abneigung gegen die Gattin des Perikles sich eingeschlichen, mit welcher schöne und einflußreiche Frauen, deren Geschick mit dem eines hochstehenden Mannes verknüpft ist, fast immer zu kämpfen haben. Man fuhr fort, ihr geheimen Einfluß auf die staatsmännischen Pläne und Unternehmungen des Perikles zuzuschreiben und zu behaupten, sie reize den Perikles, sich zum Tyrannen von ganz Hellas aufzuwerfen. Die ausgelassenen Dichter der Komödie, an ihrer Spitze Kratinos, des Polygnotos Freund, der noch vom Festmahle des Hipponikos der Milesierin grollte, spitzten ihre Pfeile gegen sie nur immer schärfer zu. Die attische Muse glich der Biene: sie troff von Honigseim, aber sie führte auch einen scharfen Stachel.

Perikles zürnte und machte einen Versuch, den Übermut der Komödie einzuschränken.

Der Versuch wurde vor aller Welt dem Einfluß Aspasias zugeschrieben.

„Halten sie mich für einen alten Löwen,“ sagte Kratinos, „welchem die Zähne ausgefallen und der nur mehr geifern kann?“

Und in seiner nächsten Komödie schleuderte er ungescheut vor den gesamten Athenern ein gemeines Schmähwort nach dem Haupte Aspasias.

Das Schmähwort des Kratinos war frech über alles Maß, es war bis ins Mark verletzend, beinahe vernichtend. In ihm gipfelte die Mißgunst der geheimen und offenen Verfolger Aspasias. Die spottlustige Menge griff es auf und wiederholte es. Der Boden Athens begann heiß zu werden unter den Füßen der Milesierin . . .

Von jenem Tage an war die Reise nach Elis zwischen Perikles und Aspasia eine beschlossene Sache. Sie ahnten nicht, daß sie manches Bedeutungsvolle, das sich von außen wie in ihrem eigenen Innern vorbereitete, durch diesen Schritt nicht verzögerten, sondern beschleunigten.

Zu Athen war das Wesen der Milesierin geteilt unter viele, die gleichsam am Strahle ihres Geistes und ihrer Schönheit sich sonnten. Auf den ernststillen Fluren von Argos, auf den idyllischen Höhen Arkadiens, selbst im Getümmel Olympias würde sie, so dachte Perikles, gänzlich nur wieder seinem und ihrem Glücke leben.

Rasch wurden die Vorbereitungen der Reise getroffen, und bald konnte die aller Dinge zuerst kundige Schwester des Kimon dem redseligen Athen davon erzählen, daß Perikles im Begriffe sei, nach Olympia zu gehen, und daß der weibische Held seine geliebte Aspasia, welche im übrigen wohl tue, sich der Schmach, die zu Athen sie bedecke, zu entziehen, nicht missen wolle. Es gab viele, welche scherzten über die Unzertrennlichkeit des Paares. Manche freilich gab es auch, welche dasselbe im stillen beneideten . . .

Ein leichtes Gefährt trug die beiden Unzertrennlichen bis an den Isthmos. Sklaven und Maultiere waren bis Korinth vorausgesendet worden, um von dort an für die Wanderung auf den beschwerlichen Pfaden des Peloponnesos zu dienen.

Wie atmeten jetzt die beiden auf, als sie das sonst so geliebte Athen hinter sich hatten! — Willkommener schien der grollenden Milesierin jetzt der rauhe Grund der verhaßten Pelopshalbinsel als der brennende Boden Athens...

Von den prächtigen Land- und Meeransichten, die im beständigen Wechsel ihrem Auge sich boten, bis herab zu den Denkmälern an den Seitenwegen, den Hermessäulen und den Hekatehäuschen an den Scheidewegen, war den jetzt wieder Neubeglückten alles anregend, alles bedeutend.

Sie fanden die breite Straße von Eleusis voll von Wanderern. Man sah Frommgesinnte und Menschenfreundliche vor die Bilder und Kapellen der Wegegötter Früchte und andere Speisen hinlegen, damit arme und hungernde Wanderer sich daran erquicken konnten. Hier und da standen Obstbäume gepflanzt zur Seite des Weges, deren Früchte ebenfalls Gemeingut aller Dürstenden waren. Auch an Herbergen gebrach es nicht.

„Ein wanderlustig Volk sind wir Hellenen," sagte Perikles zu Aspasia. „Vielverzweigte Gastfreundschaft und fröhliche Feste locken von Ort zu Ort. Und für den Wanderer ist, wie du siehst, gesorgt."

An Berghängen zur Seite des Weges sprang manch lustiger Quell aus dem Gestein. In den Riesenstamm der Pappel, welche den Quell beschattete, hatte mancher rastende Wanderer zum Dank einen Spruch, einen Vers eingeschnitten, oder ein Weihegeschenk daran aufgehängt.

Blühende, tempelreiche, säulengeschmückte Städte und Flecken zogen an den Blicken der beiden vorüber. Zuerst Eleusis, die heilige Stadt der Mysterien, wo auf des Perikles Betrieb soeben ein neues prangendes Haus der Mysterienfeier unter des Iktinos Händen emporstieg. Dann Megara,

die Dorerstadt, deren Anblick dem Geiste Aspasias unerfreuliche Erinnerungen weckte. Ihr liebliches Antlitz verdüsterte sich; sie schwieg, aber unvergessenes Leid und ungesühnte Schmach erpreßte ihr eine Träne des Unmuts. Perikles verstand sie und sagte:

„Sei getrost! Deine Feinde sind auch die meinigen. Megara wird büßen, was er verbrach!“

Angelangt in dem menschenwimmelnden Korinth, begab sich Perikles in das Haus seines Gastfreundes Amynias, der ihn und seine Gemahlin mit hohen Ehren bei sich empfing.

Allzu verlockend winkte den Ankömmlingen die Höhe des weitschauenden Akrokorinth, die Akropole der Stadt Korinth, der von Blumen und Kräutern dicht überwucherte Felsberg, steil abfallend gegen die Stadt, eine Hochwarte des hellenischen Landes. Von seinem Gipfel leuchtete der altberühmte Tempel der Liebesgöttin. Denn wie das geistbelebte Athen unter dem Schutze der sinnigen Pallas Athene stand, so stellte die reiche, genußliebende Handelsstadt sich unter den Schutz der Freudenspenderin Aphrodite. Wie Pallas Athene dort, war hier Aphrodite Beherrscherin der Burg und bewaffnet stand sie in ihrem Heiligtume. Von der höchsten Felskuppe glänzten ihre Tempelzinnen weit hinaus ins Meer, auch sie ein Wahrzeichen den Schiffern. Tausend Hierodulen, Dienerinnen der Göttin, reizende und willfährige Töchter der Freude, wohnten im Tempelbezirk auf der Bergeshöhe, die durch angebaute Terrassen, Säulenhallen, Gärten, Haine, Bäder und Gastwohnungen zu einem auf so weitschauender Fläche doppelt anmutenden Eden umgeschaffen war.

Von dieser Höhe nun, im Mittelpunkte der hellenischen Länder und Meere stehend, überschauten Perikles und Aspasia alle die wunderbar geformten, in eigentümlichem Farbenzauber leuchtenden Bergesgipfel, erblickten im Norden das Schneehaupt des Parnassos und weiter ostwärts den Helikon, grüßten die sämtlichen Berge von Attika, und mit nicht geringer Herzensfreude sahen sie sogar die holdvertraute Fels-

warte der athenischen Akropolis durch die reinen Lüfte aus weiter Ferne herüberwinken. Südwärts schweifte ihr Blick über die Höhen Nordakadiens. Sie sahen zwischen den unzähligen Bergen und Tälern die schimmernden Seebuchten und Küsten, auch grünende oder felsig-weiß blinkende Meereilande, alles vom Reiz eines unvergleichlichen Lichtes übergossen.

In dieser holden Schau wurden Perikles und Aspasia einigermaßen gestört durch die Schwärme der Hierodulen, welche sich in der Nähe des Tempelbezirkes in den Säulengängen und Hainen umhertrieben.

„Ihr habt zu Athen“, sagte der korinthische Gastfreund, welcher das Paar begleitete, mit einem Blick auf diese Schönen zu Perikles, „solche Art von Götterdienst noch nicht und ihr seid vielleicht nicht geneigt, in diesen Priesterinnen, welche zugunsten des Tempelschatzes sich preisgeben, geheiligte Personen zu erblicken. Bei uns steht solches Priestertum seit langer Zeit in hohem und ehrwürdigem Ansehen. Diese gastlich heiteren Mädchen, welche, des Dienstes der Aphrodite waltend, ‚aufwärts streben im Gemüt zur Mutter der Liebe‘, sind bei Opfern und anderen religiösen Verrichtungen gegenwärtig, nehmen an Festaufzügen der Bürger teil und singen dabei den Päan der Aphrodite. Man wendet sich an sie um Fürsprache bei der Göttin, der Beschützerin unserer Stadt. Ihr lächelt? Nun, ihr Athener mögt der Pallas Athene mehr zu verdanken glauben. Bei euch ist das Gemeinwesen reich und vielvermögend, bei uns sind es die einzelnen Bürger. Jeder ist ein Krösus, ein König für sich und freut sich der durch Handel und Seefahrt errungenen Güter des Lebens. Wir streben nicht nach Macht und Reichtum in Griechenland, wir verwenden unsere Schätze nicht auf den Bau von Festungswerken oder Flotten und ähnliche Dinge, aber wir leben bequem und glauben, daß am Ende doch nur der einzelne lebt, die Gesamtheit aber ein bloßer Begriff ist. Mag sich das verhalten wie es will und mögt ihr Athener noch so verachtend auf uns

herunterblicken, die Bahn habt ihr doch eingeschlagen, die euch uns näher bringt. Ihr liebt und pflegt das Schöne, mit welchem immer auch die Liebe zu den Annehmlichkeiten des Lebens sich einstellt.“

Diese Worte des Korinthers machten einen tiefen Eindruck auf Perikles, ohne daß er viel darauf zu achten schien. Er blickte nach den Bergen des Peloponnesos hinüber und sagte nach einiger Zeit, mit einem flüchtigen Lächeln zu Aspasia gewendet:

„Es ist bedeutungsvoll, daß uns eben hier, gleichsam an der Schwelle des ernsten strengen Peloponnesos, noch das Bild einer auf ihrem Höhepunkte angelangten Üppigkeit hellenischen Lebens begegnet. Wer sollte glauben, wenn er von dem heiteren kunstliebenden, gedankenhellen Athen herkommt, oder wenn er hier im genußfrohen Korinth, von verführerischen Hierodulen umschwärmt, auf der Höhe des Aphroditetempels steht, daß so ganz unferne jenseits des Isthmos und jener düsterragenden Berge auf den Höhen Arkadias ein unverderbtes Hirtenvolk in vorzeitlicher Lebenseinfalt hauset, daß, diesen Stätten eines schönen genußreichen Müßiggangs gegenüber, da drüben jenseits der Berge der rauhe Sparter und der finster-grollende Messenier, zottigen Löwen oder Wölfen gleich, in grausen Schluchten oder dunklen Wäldern sich würgend befehden? Welch eine Ringstätte wilder, heldenhafter Kraft ist von uralten Zeiten her dieser Erdstrich jenseits der ragenden Berge! Aus Burgen, mit übereinandergewälzten Felsen aufgebaut, zogen die Argiverfürsten gen Ilion. Auf den Pfaden des Peloponnesos gingen Herakles und Perseus ihren Heldenweg, erwürgten die Löwen und bekämpften die Brut der Schlangen im Gesümpf und das Gezücht unheimlicher Vögel in der Luft. Und ringt nicht auch heute noch auf den Auen der Pelopshalbinsel, auf dem Isthmos, zu Nemea, zu Olympia männliche Tatkraft um den Preis? Wandern nicht dorthin die Männer von ganz Hellas, welchen nach dem Lorbeer heldenhafter Stärke gelüstet? Düster, drohend und rauh erscheint

er, dieser Peloponnesos und die Wasser des Styx bespülen nicht umsonst sein finsteres Berggelände. Aber wir wollen seinen Schrecken trotzen, wir wollen uns in die Höhle des Löwen wagen. Und wenn wir zu weichlich geworden, so wollen wir mit neuer Kraft uns stählen in jenen rauheren Lüften."

„Seit wann", sagte Aspasia lächelnd, „ist Perikles zum Bewunderer und selbst zum Neider der rauhen und einfältigen Männer jenseits des Isthmos geworden? Sei nur getrost, Freund! Laß jene dort ringen und kämpfen, wie sie mögen. Über ihren düsteren Bergeshöhen leuchtet nicht wie über Athens Akropole das siegreiche Licht der Pallas Athene!"

Mit einem starken Geleite brachen die Reisenden am nächsten Morgen von Korinthos auf, um frohen Mutes ihre Wanderung ins Dorerland über die argolischen Berge anzutreten. Aspasia verschmähte meist die Sänfte, welche Perikles in liebreicher Sorgfalt für sie hatte anfertigen lassen und welche von Sklaven oder Maultieren über die beschwerlichen Strecken des Gebirges getragen werden konnte. Sie zog es vor, auf einem Maultier zur Seite des Gatten zu reiten. Und so wanderten sie denn, sich traulich unterredend, durch die säuselnden Gebirgswälder, dem Laufe der Bäche, welche den Schlünden zustürzten, entgegen, gelangten über steile Hänge und waldige Gipfel zu freien Hochflächen, dann wieder durch Engpässe und Täler, wo Oleander- und Lentiskussträucher und wilde Birnbäume über den dunklen Pfad ihr schattiges Gezweig ineinander schlangen.

In solchen düsteren Gründen drang denn doch mancher Blick aus den Augen der mutigen Aspasia etwas ängstlich spähend ins Gestrüpp, ob nicht eines Räubers dunkle Gestalt daraus hervortrete. Dann lächelte Perikles und sagte mit einem Blick auf das wohlbewehrte, pfadkundige Gefolge einheimischer Männer, welche er zur Begleitung durch das Gebirge angeworben hatte:

„Fürchte nichts, Aspasia! Längst sind die wilden Riesen

auf diesen Pfaden ausgetilgt und dahin ist längst auch der Fichtenbeuger Sinis, der tückische Wütrich. Nur vor den Schlänglein dieser Höhen und Täler mögen wir uns hüten; denn du gedenkst wohl, was hier ganz nahe auf Nemeas Au geschah, als die Amme das Knäblein ins Gras hinlegte, um für die vorbeiziehenden Sieben gegen Theben auf ihr Verlangen einen Trunk erfrischenden Wassers zu holen."

Nach einer angestrengten Tagreise fanden sich die Wanderer an der Schwelle der Inachosebene und sahen zwischen zwei grauen spitzen Bergen des Agamemnon sagenberühmten Herrschersitz, die uralte Hüterin dieser Bergstraßen, die Burg von Mykenä, lauernd in ihrer Felsenecke liegen — „im Winkel von Argos", nach den Worten des homerischen Liedes. Zur Rechten starrte der kahle Kegelberg mit der alten Burg Larisa empor, die Akropole der Stadt Argos, die zu den Füßen des Berges auf weitem Raum in der Ebene sich erstreckte, noch immer blühend und nicht minder stark als die Stadt der Athener bevölkert. Über die langgedehnte Strandebene des „rossenährenden Argos" herüber glänzte die blaue Meeresbucht von Nauplia, Bergketten, in die Farben des Sonnenuntergangs getaucht, ragten hier mit scharfgezackten Gipfeln gen Himmel, liefen dort in hochgeschwungenen Bogen bis ans Meer. Auch jenseits des schimmernden Golfes tauchten die dämmernden Umrisse mächtiger Bergeshäupter auf.

Eine wunderbare Empfindung bemächtigte sich der Reisenden. Ihre Blicke hingen an der grauen Felshöhe von Mykenä, die Spuren der Königsburg der Pelopiden suchend und all den andern unzerstörbaren Resten zyklopischer Schatzhäuser, Gräber, Mauern und Gewölbe der Urzeit.

Als sie Mykenä selbst erreicht hatten, war das Dunkel eingebrochen. Sie standen auf der Felshöhe, wo das graue, von Moos und Efeu überwucherte, aus riesigen, aber regelrecht behauenen Felsblöcken aufgewälzte Mauerwerk in der Dämmerung fast unheimlich und beängstigend ragte.

Dennoch verschmähten sie es, hinunterzuwandern zu den Wohnstätten der wenigen Mykenäer, welche in der längst verfallenen und verödeten Königsstadt der Atriden noch hausten. Perikles und Aspasia beschlossen, die laue Sommernacht in der Nähe dieser ehrwürdigen Überreste der Vergangenheit unter einem Zelte zuzubringen. Aber der Mond ging auf und übergoß das Mauerwerk und die Höhe selbst und alle Bergeskuppen von Argos ringsumher und die Ebene dazwischen bis an den fernen Golf mit weißglänzendem Lichte. Obgleich ermüdet, konnten Perikles und Aspasia der Verlockung dieser zauberischen Mondeshelle nicht widerstehen. Sie schöpften neue Kraft aus der wundersamen Erregung ihrer Gemüter. Vor wenigen Tagen noch umgab sie das geräuschvolle Athen und jetzt standen sie auf Mykenäs Trümmern, von den Schauern der sternenhellen Nacht umgraut, in der totenstillen Einsamkeit der argolischen Berge. Der Geist des Homeros kam über sie. Im Rauschen des Windes, im Säuseln der Baumkronen vernahmen sie etwas wie einen leisen Nachhall jenes unsterblichen Heldengesanges. Das Vollmondlicht, das ringsumher auf den Kuppen der Berge von Argos brannte, gemahnte sie an die Feuer, die einst von einem dieser Berggipfel bis zum andern aufloderten, um die Botschaft des Hellenensieges von Ilion über Meer und Gebirg hierherzubringen bis an die Burg Agamemnons, wo die wilde Klytämnestra, den Buhlen Ägisthos an der Seite, der Heimkehr des siegreichen Hellenenführers mit heimlich geschärftem Todesstahl entgegensah. Und innerhalb dieser verödeten Burgtrümmer, die da vor ihnen lagen, in der grabstillen, nachtumgrauten Einsamkeit ward er gezückt, dieser Mordstahl. Hinter diesen Mauern verhallte dumpf das Todesröcheln des heimgekehrten Völkergebieters . . .

Perikles und Aspasia schritten den mächtigen Mauerring entlang, der dem Rande des schroffen Burghügels mit zahlreichen Ecken und Winkeln folgte. Sie gelangten an das altberühmte Löwentor, die ehrwürdige Pforte der Atriden=

burg, über welcher des Weltteils ältestes Bildwerk ragt. Durch dieses Tor betraten sie den Burgraum und standen vor den inneren Mauerzügen, hinter welchen die Atriden unangreifbar hausten; aber nur noch die Grundfesten bezeichneten ihnen die Stelle der eigentlichen Fürstengemächer. Sie setzten ihre Wanderung fort und erreichten weiterhin, nicht mehr auf der Höhe des Berges, sondern auf seiner Abdachung, das ehrwürdige, noch unversehrte Rundgebäude, welches ein Schatzhaus und die Gruft der Pelopiden zugleich war.

Als Perikles und Aspasia sich diesem Rundbau näherten, erschreckte sie die Gestalt eines riesigen Mannes, welcher an der Pforte lag und welcher bei der Annäherung der Fremden sich mit halbem Leibe emporrichtete. Der Mann erinnerte an die Reckengestalten des Homeros, welche sich mit Felsblöcken bewarfen, deren Wucht die später Geborenen nicht mehr vom Boden zu erheben vermochten. Perikles sprach ihn an und merkte nach kurzer Unterredung, daß er es mit einem in den Bergen von Argos umherschweifenden Bettler zu tun habe. Die Glieder desselben waren kärglich mit Lumpen bedeckt, sein dunkelfarbiges Antlitz war wie zernagt von Wind und Wetter. So vielleicht war der vielduldende Irrfahrer Odysseus anzusehen, in dem Augenblicke, als er sich schiffbrüchig ans Festland rettete, nachdem er tagelang schwimmend mit dem Meere gerungen und die starke Salzflut ihm die Glieder verwüstet hatte.

Der greise, wunderliche, hünenhafte Bettler behauptete, er hüte den Schatz des Atreus und ohne seine Einwilligung dürfe niemand der Pforte des Schatzhauses sich nähern. Von ungeheuren goldenen Schätzen begann er zu faseln, welche in geheimen Verstecken dieser Felskammern noch immer verborgen lägen und welche den Finder zum reichsten aller Sterblichen, zum Führer und König in Hellas, zum Erben und Nachfolger des Hellenenfürsten Agamemnon machen würden.

Lächelnd sagte Perikles zu Aspasia: „Wohl war Mykenä in Urzeiten berühmt als die goldreichste Hellenenstadt; aber

ich denke, das Gold Mykenäs ist längst nach Athen geflossen und wir brauchen es nicht mehr zu suchen. Dennoch lockt mich diese wunderbare Felsgruft der Atriden unwiderstehlich."

„Führ' uns heute noch in das Schatzhaus, das du bewachst!" fuhr Perikles fort, zu dem Hünen gewendet. „Wir sind Athener und in die Berge von Argos gekommen, dem Staube der göttlichen Atriden unsere Verehrung zu bezeugen!"

Dann befahl er einigen Sklaven, Fackeln anzuzünden. Der Bettler, auf welchen das Wesen des Perikles eine gewisse Macht zu üben schien, zeigte sich schweigend bereit, als Führer zu dienen. Mit wuchtiger Hand schob er, seine Riesenkraft betätigend, ein großes Felsstück beiseite, das vor dem Eingang lag und denselben völlig versperrte. Aber auch so noch war es nicht leicht, über Schutt und Geröll hinweg durch die fast verschüttete Pforte dem Weg ins Innere des tief in die Erde hinabreichenden Gewölbes zu folgen.

Durch den aus mächtigen Quadern gebildeten Torweg gelangten Perikles und Aspasia in das hohe düstere Rundgewölbe, dessen Wände sie nicht in der gewöhnlichen Art eines Gewölbes errichtet sahen; in immer enger werdenden Ringen fanden sie die Steinschichten übereinander gelagert und oben durch eine kegelförmige Wölbung abgeschlossen. Sie fanden die Spuren alter Erzverkleidung an den Wänden, ein beliebter Wandschmuck jener Zeiten, von welchen Homeros meldet. Wie mochte in den Fürstengemächern die geglättete blanke Erzwand im Widerschein hellodernder Fackeln geschimmert haben! Aber gewaltsam herabgerissen waren hier schon die Platten des Erzes, unverkleidet starrten die grauen Steinmassen der mächtigen, übereinander aufgetürmten Ringe den Beschauern entgegen.

Aus dem Rundbau traten Perikles und Aspasia durch eine engere Pforte in eine Felsenkammer, welche, ganz in den lebendigen Fels gehauen, im Viereck sich verbreitete.

Sinnend standen die beiden. Nur dämmerig erhellte

das trübe Licht der brennenden Fackeln die düsteren Steingewölbe.

„Ein kühner Gedanke wär' es," sagte Perikles zuletzt, „in dieser von wunderbaren Schauern durchwehten Steingruft eine Nachtherberge aufzuschlagen!"

Aspasia schauderte ein wenig, aber im nächsten Augenblicke lächelte sie und konnte sich des Zaubers nicht erwehren, welchen der Schauer erweckende und doch verlockende Gedanke auf sie übte, eine Nacht zuzubringen in der tausendjährigen Pelopidengruft, zu ruhen über dem Staube des Atreus und des Agamemnon.

Manches Bedenken wurde noch erwogen, zuletzt aber schritt man zur Ausführung des kühnen Gedankens. Teppiche wurden auf den Steinboden der kleineren Felskammer von den Sklaven ausgebreitet und auf denselben das Lager bereitet. Im Rundgewölbe streckte der reckenhafte Bettler sich zum Schlummer hin, die Sklaven lagerten sich um den äußeren Eingang.

Nun fanden Perikles und Aspasia sich allein in dem schauerlichen, ganz in den Felsen gehauenen Gemache. Der ungewisse Schein der in den Boden gesteckten Fackel spielte gespenstig auf den grauen, fensterlosen Felswänden. Um sie herrschte Totenstille. Es war die wirkliche Ruhe einer Gruft, die sie umgab.

„In dieser Nacht", sagte Perikles, „und in diesem Raume tritt mir der Gedanke an Verwesung und Vernichtung beinahe in leibhafter Gestalt mit titanischer Übergewalt entgegen. Wie zart und veränderlich und hinfällig erscheint alles Lebendige und wie starr und zähe trotzt dem Zahne der Zeiten das, was wir das Tote zu nennen pflegen! Atreus und Agamemnon sind längst dahin und wir trinken vielleicht die unsichtbaren Atome ihres Staubes mit dem Odem, welchen wir einziehen. Diese toten Mauern aber, welche jene Menschen aufgetürmt haben, umragen uns noch heute und werden vielleicht auch jene noch umragen, welche die Atome *unseres* tausendjährigen Staubes trinken!"

„Nicht ganz wie du, o Perikles," erwiderte Aspasia,

„finde ich, daß das flüchtig-lebendige Menschendasein Grund hat zum Neide gegenüber dem unverwüstlichen Leben des Toten. Der stürzende Felsblock begräbt die Blumen, aber die Blumen kehren wieder mit jedem Frühling und schlingen ihre Ranken um den Stein, und zuletzt verwittert nach Jahrtausenden der Stein, die Blumen aber sind immer wieder da. So liegt das Leben auch begraben unter Städtetrümmern, aber zwischen den Trümmern schlüpft es heimlich hervor und umspinnt das mit seiner Dauer sich brüstende Gestein: sein treibendes Gezweig durchwächst sogar und sprengt den Fels, und so ist zuletzt doch nur das scheinbar Flüchtige und Vergängliche wahrhaft ewig."

„Du hast recht," sagte Perikles; „das Leben würde bald müde und seiner selbst überdrüssig werden, wenn ihm die Unveränderlichkeit des Toten beschieden wäre. Unvergänglichkeit ist schon eins mit dem Tode, nur der Wechsel ist Leben."

„Der Heldensinn des Agamemnon", sagte Aspasia, „erneuert er sich nicht in tausend Helden? Und lebt die Liebe des Paris und der Helena nicht in unzähligen Liebespaaren ewig wieder auf?"

„Allerdings kommt und geht das Leben," erwiderte Perikles, „und in ewigen Verwandlungen kehrt es wieder. Sind wir aber gewiß, daß es bei diesem Kommen und Gehen nicht doch zuletzt etwas einbüßt von seiner Urkraft? Sollte das Große in der Welt nicht ein wenig den Steinringen gleichen in der Wölbung dieser Gruft, welche nach oben hin sich zwar wiederholen, aber immer e n g e r werden? — Der Heldensinn Agamemnons scheint zwar wiedergekehrt und wir haben die Perser geschlagen, aber es will mich bedünken, als ob wir gegen die Helden Homers doch ein wenig eingeschrumpft wären."

„Manches", erwiderte Aspasia, „mag schwächer werden in der Wiederkehr: aber verkennst du, daß vieles noch kräftiger und herrlicher sich erneuert? Die Kunst, welche mit diesen Trümmern unterging, ist wiedergekehrt und

hat die bildgeschmückten Marmorzinnen des Parthenon gemeißelt!“

„Wenn aber“, sagte Perikles, „auch jene bildgeschmückten Zinnen einst in Schutt gesunken sind — wenn das herrliche Viergespann der Pallas vielleicht, vom Giebel des Parthenon hinunterstürzend, mit Donnergekrach zerschellt ist am Felshang, bist du gewiß, daß auch dann die Kunst nur immer herrlicher wiederkehrt? Oder kommt eine Zeit, deren Ruhm nur noch zehrt vom Abglanz unsterblicher Trümmer?“

„Darum mögen die späteren Geschlechter sich kümmern!“ erwiderte Aspasia.

„Du hast auch von der Liebe jenes schönsten Paares der Vorzeit gesprochen,“ fuhr Perikles fort, „und wie sie sich erneuert in unzähligen Paaren.“

„Zweifelst du daran?“ fragte Aspasia.

„Nein!“ rief Perikles, „und ich glaube, daß die Liebe und eben nur die Liebe, immer da ist mit gleicher Kraft, mit gleicher Lebensfrische, mit gleicher Beseligung!“

„Die Liebe und die Freude!“ fiel Aspasia lächelnd ein.

„So ist es!“ wiederholte Perikles. „Zwar muß ich mit Beschämung wandeln auf dieser Stätte und bin vielleicht nicht würdig, auch nur eine Nacht über dem Staube homerischer Helden zu ruhen. Aber wenn ich mit schmerzlichem Neide verzichten muß auf die Heldenehre des Achill, so teile ich doch das Glück des Paris: den Besitz des schönsten hellenischen Weibes!“

Die Miene, mit welcher Perikles dies sprach, war nicht ganz in Übereinstimmung mit den Worten selbst. Er hatte das Ansehen, als ob er zweifelte, daß es dem Manne gezieme, auf den Ruhm Achills zu verzichten und sich zu begnügen mit dem Glücke des Paris . . .

Aber mit dem Zauber des schönsten hellenischen Weibes wußte Aspasia die Gedanken einzulullen, welche in der männlichen Seele des Perikles sich regten. Ihr Auge streute einen magischen Glanz in die düstere Felsgruft, von ihren

Wangen schien der Rosenschein sich durch den ganzen Raum zu verbreiten. Die Fackel, welche zuvor so düster geflackert, wie vielleicht jene, welche einst zur Bestattung des getöteten Agamemnon hier geleuchtet, schien plötzlich heiter aufzuflammen wie eine Hochzeitsfackel. Durch den Strahl der Schönheit, der in die finstere Tiefe fiel, schien selbst die Gruft nun verwandelt in ein Brautgemach und die ewige Frische des Lebens und der Liebe gewann die Oberhand über die Schauer des Todes und der Verwesung, über den tausendjährigen Moderstaub der Atriden.

Als Perikles und Aspasia die Stätte ihrer nächtlichen Rast verließen und aus der düsteren Felskammer hervortraten, glänzte ihnen der Morgen tauig von allen Fluren und Hängen entgegen. Aber es war auch in dem glänzenden Lichte des Tages nicht weniger einsam und totenstill unter den Trümmern der Atridenburg. Nur ein Geier schwebte regungslos mit weit ausgebreiteten Fittichen über Mykenä hoch im Blau.

Während hierauf die Reisenden von dem mitgebrachten Vorrate und dem Weine, den ein Sklave in geißledernem Schlauche trug, einiges zum Morgenimbiß zu sich nahmen, fragte Perikles Aspasia, ob sie nicht einen Traum gehabt während des nächtlichen Schlummers in der Atridengruft.

„In der Tat“, versetzte Aspasia, „hat mich ein Morgentraum mitten unter das Heldengetümmel von Ilion versetzt. Ich habe den Achill leibhaft gesehen und er schwebt mir noch immer vor Augen. Es war eine wild-schöne Jünglingsgestalt von fast dämonischem Ansehen, hoch und schlank, das im reinsten Eirund geschnittene Antlitz von dunklen Locken umrahmt, die Augen schwarz wie eine Kohle und beinahe kreisrund, was seinem Gesichte bei allem Adel der Züge etwas Gorgonenhaftes, Schreckliches gab; der Mund ungewöhnlich schmal, die Lippen aber kräftig ausgeprägt — überall die Züge jugendlicher Schönheit mit dem Ausdrucke wilder, fast übermenschlicher Heldenkraft vereinigt erscheinend. So sah ich ihn an den Schiffen stehen mit

funkenumsprühtem Haupte, durch seinen Kampfruf allein schon Entsetzen verbreitend innerhalb der Mauern von Ilion."

„Auch mich", sagte Perikles, „hat der Traum zur selben Zeit in die homerische Welt entführt, aber seltsamerweise nicht unter die Helden, sondern ich sah Penelope und was noch seltsamer ist, ich sah sie nicht so wie Homer sie schildert, als des Odysseus in Treue harrendes Eheweib, sondern als jugendliche Braut im Lichte einer Sage, die mich noch sinniger anmutet als alles, was Homer von ihr gesungen hat. Du kennst gewiß die Sage von des Odysseus Werbung: wie der Sparterkönig Ikarios seine Tochter Penelope dem werbenden Odysseus zwar zusagte, hoffend, diesen zu bewegen, sich in Lazedämon niederzulassen, als dies ihm aber nicht gelang, die zärtlich geliebte Tochter dem Freier wieder abspenstig machen wollte, ja, als Odysseus die Braut nach Ithaka hinweg führte, dem Wagen mit väterlichem Flehen nacheilte, bis Odysseus die Jungfrau aufforderte, sich zu erklären, ob sie ihm freiwlilig folgen, oder lieber mit ihrem Vater nach Sparta zurückkehren wolle. Und wie dann Penelope nichts erwiderte, sondern nur schamhaft ihr Angesicht verhüllte, worauf Ikarios sie ziehen ließ und an der Stelle, wo dies sich ereignet hatte, eine Bildsäule der jungfräulichen Scham aufrichtete. Welch ein liebliches Bild ist diese stumm errötende, in jungfräulicher Verschämtheit das Haupt verhüllende Penelope! Und eben in dieser jungfräulichen Gestalt habe ich sie heute nacht im Traume gesehen!"

So erzählten Perikles und Aspasia sich die Träume, welche ihnen zuteil geworden über dem Staube der Atriden und erwogen halb scherzend, halb im Ernste, ob etwa eine Vorbedeutung, ein geheimer Sinn in diesen Traumgesichtern sich berge.

Noch einen Blick sandten sie von der Trümmerhöhe Mykenäs auf die Inachosebene hinab und auf das alte Argos. Dann brachen sie auf, um ihren Weg fortzusetzen, und die Wanderung aus den argolischen Bergen in die arkadischen hinüber anzutreten.

Perikles und Aspasia fanden ein Vergnügen darin, große Strecken zu Fuße zu durchwandern und gleichsam lustwandelnd auf den Pfaden des grünen Waldgebirges traulichen Gespräches zu pflegen.

Aspasia war bisher nur auf Polstern und Teppichen zu ruhen gewohnt; nun erfuhr sie, daß es möglich sei, auch auf grünem Rasen, auf Moos, Kräutern, Fichtennadeln zur Rast sich hinzulagern. Wenn sie so bisweilen an einer anmutigen Stelle sich niederließen, so brachte ein Sklave auf den Wink des Perikles eine von den Bücherrollen herbei, welche die Gesänge des Homeros enthielten und Aspasia las dem Gatten auf sein Verlangen Stellen daraus mit ihrer süßen, hellen Stimme vor. Nicht ohne den Sänger hatten sie die Überreste des alten Atridenreiches besuchen wollen und in der Tat, seit sie diese Trümmer gesehen, erschien jener ihnen in seiner Wahrhaftigkeit.

Es knüpfte daran von Zeit zu Zeit sich ein flüchtiges, kleines Zerwürfnis, wenn Perikles allzubegeistert in das Lob der patriarchalischen Heldenzeit sich verlor, während Aspasia das Ideal des Menschheitlebens lieber in der Gegenwart oder gar in der Zukunft suchte.

„Bei Homer," sagte Perikles, „glaube ich einmal eine merkwürdige Lehre zu finden: daß nämlich der Mensch einmal Tier gewesen und allmählich zum Menschen geworden. Man sieht bei ihm, namentlich in der Odyssee, wie die Menschwerdung allmählich vor sich gegangen. Er legt überall das Hauptgewicht auf den Sieg der Menschlichkeit über das Rohe, Tierische. Überall dieser Kampf des Menschentums mit den noch nicht völlig überwundenen Resten der Tierheit. Er zeigt uns in den wilden Lästrygonen und Zyklopen, was wir einst gewesen. Er malt dann sinnig diesen wilden Halbmenschen gegenüber das menschlich-edle Empfinden aus, stellt den Menschenfressern die gastfreundlichen Phäaken gegenüber und um das Menschliche vor dem Rückfall ins Tierische zu bewahren, knüpft er es so innig als möglich ans Göttliche an. Pallas Athene, die Göttin

der menschlich besonnenen Einsicht, der durch Menschlichkeit geadelten Tatkraft, ist seiner Helden stete Begleiterin und Lenkerin. Menschlichkeit ist's, was er predigt, Menschlichkeit im Gegensatz zur Tierheit. Bei ihm ist reines Menschentum ausgeprägt in reiner Poesie. In reinem klarem Äther schwimmen bei ihm alle Gegenstände. Beredter sprach erhabene Einfalt aus keinem Munde, als aus dem seinigen."

Hier unterbrach Aspasia den Perikles in seiner Lobrede.

„Erlaube," sagte sie, „dir ist da ein Wort entschlüpft, welches ich nicht gelten lassen darf und welches du vielleicht selbst gerne zurücknimmst. Homer ist weder einfältig noch einfach, wenigstens nicht in dem Sinne, wie etwa die Bildner vor Pheidias gewesen. Mit Homer sprang, um ein altes Gleichnis zu gebrauchen, die Poesie in voller Reife aus dem Haupte des Zeus. Seine Rede ist breit, reich, volltönend. Seine Schilderungen sind zuweilen ebenso pomphaft als lebendig, und es gibt Stellen in der Ilias und Odyssee, welche kein später Geborener an rhetorischer Pracht des Ausdrucks übertreffen wird. Und seine Beredsamkeit! Sind die Reden, mit welchen der grollende Achill zur Wiederkehr in den Kampf bewogen werden soll, und die Antwort, die er gibt, nicht Meisterstücke? Und dies nicht etwa durch den Schwung allein; sondern auch durch die Anordnung und durch die schlagende Kraft der Beweisführung bleiben sie Muster einer ausgebildeten Redekunst."

„Was du da vorbringst, ist die Wahrheit!" sagte Perikles. „Dennoch besitzt Homer in einem gewissen Sinne wieder das, was ich erhabene Einfalt nenne. Vielleicht ist es das Geheimnis der höchsten Kunst, daß sie durch den ausgebildeten Prachtstil jene hohe Einfachheit noch hindurchklingen läßt und mit der Reife der Gegenwart urweltliche Naturfrische vereinigt."

Nach einer fortgesetzten Wanderung von einigen Tagen befanden sich die Reisenden mitten in dem rauhen gebirgigen Teile des Hirtenlandes Arkadien. Sie durchwandelten das Gebirg im Geleit einheimischer Hirten, welche

ihnen nicht bloß als Führer, sondern, mit Keulen und wuchtigen Lanzen gerüstet, als Beschützer zugleich dienten. Sie sahen in der Einsamkeit der Berge über sich die Adler in den Wolken kreisen, sie sahen andere scharfkrallige und krummschnäblige Vögel auf zackigem Felsen mit lautem Gekrächz sich befehden, sie sahen Schwärme von Kranichen, von Staren und Dohlen vor dem Habicht flüchten, der von den Gipfeln der Berge her auf sie herunterstieß. Hier und da schollen Schläge der Axt aus der Tiefe des Waldes und das Gekrach uralter Stämme unter den Händen holzhauender Männer. Von den reißenden Tieren, welche meist nur in der Nacht aus ihren Höhlen hervorbrechen, kreuzte keines ihren Pfad. Nur von helläugigen Schildkröten, welche zwischen Kräutern und Gestein schwerfällig sich wälzten oder in der Sonne sich wärmten, fanden sie den Boden der Wälder Arkadiens überall bedeckt.

So wandelten Perikles und Aspasia auf stillen Fluren, und während sie Fremdes, Neues mit ruhigen Sinnen als ein Zufälliges flüchtig aufzunehmen glaubten, war doch das alles für sie von schicksalvoller heimlicher Wirkung, fügte der Ordnung ihres Daseins wie ein vorherbestimmtes Glied sich ein und gleichsam lustwandelnd schritten sie den neuen Wendungen, Wandlungen, Entscheidungen ihres inneren Lebens und äußeren Geschickes entgegen.

Über wolkennahe Hochflächen ziehend, gewannen die Reisenden oft wunderbare Ausblicke in die Weite von Hellas. Von den fernsten Grenzen her sahen sie zuweilen die Gipfel schneebedeckter Berge leuchten. Eines Tages waren sie vor dem Morgengrauen aufgebrochen und zogen über das noch nächtlich umgraute Gebirge.

„Du fröstelst im kühlen Morgenwinde?“ fragte Perikles die schauernde Aspasia.

„Ich schaudere vor dieser nachtdunklen, öden Bergeinsamkeit!“ erwiderte sie. „Mir ist, als ob wir nicht mehr auf hellenischem Boden wandelten und als ob wir verlassen wären von allen Hellenengöttern!“

In diesem Augenblicke haftete das Auge des Perikles auf einem Goldwölkchen, das am Rande des Horizonts im fernen Norden sichtbar wurde. Er lenkte auch den Blick Aspasias darauf. Das Goldwölkchen vergrößerte sich ein wenig, stand aber immer fest an seiner Stelle und hob von dem übrigen gleichförmigen Grau des Nachthimmels wunderbar sich ab. Allmählich gewann die Oberfläche des Wölkchens eine merkwürdige Deutlichkeit und festere Umrisse, welche gar nicht mehr als die einer Wolke erschienen. Es hatte das Ansehen einer fernen goldenen Au, auf welcher selige Götter wandelten. Und in der Tat, als der Morgen graute und die Linien ferner Gebirgszüge hervortraten, da verbreitete jener Glanz sich in die Tiefe und die Wanderer merkten, daß es nicht ein feststehendes lichtes Wölkchen gewesen, was sie geschaut, sondern die schneebedeckte Gipfelfläche eines fernen Berges im Norden, beleuchtet von der noch nicht sichtbaren Sonne.

„Es ist, denk ich, der Gipfel des thrazischen Olymps des Götterberges!" sagte Perikles heiter zu Aspasia. „Siehst du, daß die Hellenengötter uns noch nicht verlassen haben? Fernher von dem Sitze, wo sie in ewiger Heitre thronen, senden sie durch einen Spalt des Hochgebirgs uns einen Gruß in diese unerfreuliche Einsamkeit."

„Sie wollen uns sagen," erwiderte Aspasia lächelnd, „vergesset unser und alles Schönen nicht ganz im düstern Dorerlande!"

Alsbald aber gelangten die Reisenden von kahlen Hochflächen in den baumreichen quellsprudelnden Westen des arkadischen Landes. Hier ergossen sich unzählige kleine Flüßchen, lieblich anzusehen, bald rauschend, bald nur leise murmelnd, von den waldigen Hängen herunter. Auf den Matten stand selbst in der Sommerglut das üppig sprossende Grün beständig frisch und unversengt. Hochauf grünten zum Himmel die Ulmen, die Buchen, die Platanen und Eichen. Vom Gebrüll der Rinderherden widerhallten die Täler. Überall merkten die Reisenden, daß sie im Bereiche des rauh-

schenkligen Gottes sich befanden, welchem um die Schultern das rötliche Fell des Luchses hing und welchem auf allen diesen Höhen ringsumher das Opferblut purpurn schäumte aus der zottigen Brust des Widders.

Überall fand man sein schlichtes Bild aufgestellt, aus dem Holze der Ulme geschnitzt; überall seine Spuren. Hier war ein struppig Eberfell zu schauen, ihm zu Ehren an eine Platane gehängt, dort das Zackengeweih eines Hirsches, ihm zum Dank an eine Buche genagelt. An den Quellen aber sah man Nymphenbilder, von den Hirten gestiftet: dabei aufgehangen Weihegeschenke.

Perikles und Aspasia wanderten durch hochgelegene Eichenwälder, welche das auf- oder untergehende Tagesgestirn mit einem Meer von goldenem Schimmer übergoß und wo ein Stück Sonne durch den Spalt einer Baumkrone wie ein Karfunkel glomm, lange Strahlen sprühend, die man glaubte mit Händen greifen zu können. Das alles war ihnen so neu, so wunderbar. Sie hatten auf Dinge dieser Art niemals geachtet.

Eines Tages merkten die Pilger, einen Wald durchwandernd, der viele Stunden weit ihren Pfad begleitete, ein ungewöhnlich starkes Rauschen in den Zweigen.

„Ich erinnere mich von einem arkadischen Eichwalde gehört zu haben," sagte Perikles, „welcher Pelagos, das Meer, genannt wird, von dem meerähnlich starken Rauschen seiner unzähligen Wipfel. Es ist vielleicht der Hain, den wir durchwandern."

Die einheimischen Führer aber, die Begleiter der Reisenden, erklärten, dies Rauschen des tiefen Waldes sei nicht das gewöhnliche und wiesen zugleich nach dem Himmel hinauf, der kurz vorher noch völlig heiter gewesen, jetzt aber glanzlos geworden war wie angelaufener Stahl. Die Arkadier schlossen auf einen nahenden Sturm. Die Reisenden beflügelten ihre Schritte, um vor dem Ausbruch desselben noch den Ort zu erreichen, in welchem sie die Nacht zuzubringen gedachten. Bald aber ging das Rauschen des Haines in

ein wildes Brausen über und die Wipfel begannen zu krachen. Einzelne kleine, aber nachtschwarze und regenschwere Wolken flogen, vom Winde gepeitscht, durch den dunstig grauen Äther hin. Die vorher noch golden strahlende Sonne stand schwefelgelb über den hochgescheitelten Bergen, deren Gipfel noch einmal aufleuchteten in fahlem Scheine. Von den Wipfeln der Bäume stieg die Windsbraut auf den Boden herab und fegte Laub und Sand und kleine Zweige wirbelnd vor sich her. Jetzt begannen einzelne Tropfen zu fallen und wenige Augenblicke später stürzte die Regenflut, anfangs gemischt mit Hagelkörnern, prasselnd hernieder. Eilig flüchteten die Reisenden unter das breite Schirmdach einer riesigen Eiche. Plötzlich erschütterte ein ungeheurer Donnerschlag das Gebirge. Und von da an folgte Blitz auf Blitz, Donnerschlag auf Donnerschlag und die Wetter schienen von verschiedenen Gegenden des Himmels her sich zu begegnen. Die blaugelben Blitze kreuzten sich über den Häuptern der erschreckten Wanderer und die Donner fanden ein Echo in den hundert Tälern und Gründen. Dabei strömte der Regen unaufhörlich, der Sturm brauste, die Raubvögel kreischten und aus weiter Entfernung vernahm man das Geheul eines Wolfes.

Mit ängstlichen Augen blickten die Wanderer von ihrem Asyl unter dem Blätterdach der Eiche hinaus in das Grausen des Ungewitters, welches sie von allen Seiten her umgab.

Da fiel plötzlich vor ihren Augen aus einer schwarzen Wolke, die über dem Kamm eines zackigen Felsberges hing, der Blitz in einen der höchsten Bäume des Waldes. In schauriger Pracht loderte der Riesenstamm empor und erschien im Augenblick vom Fuß bis zum Wipfel gehüllt in Flammen: ein Funkenregen stob hernieder aus den knisternden Ästen, Schwefelgedüft durchwitterte die Luft. Von der brennenden Eiche aber züngelten die Flammen hinüber zu anderen Wipfeln und bedrohten auch schon das Asyl der Reisenden. Die arkadischen Männer versprachen die Flüchtenden zu den nächsten Ansiedelungen zu führen, wo sie

die Nacht zubringen könnten. Fort durch unwegsame Gründe eilten sie, abwärts gewendet, den Führern folgend.

Nach einiger Zeit hatte die Gewalt des Regens ausgetobt; aber man hörte das dumpfe Gebraus angeschwollener Gießbäche, welche von den Höhen in die Talschluchten hinunterstürzten, Geröll und Sand, gebrochene Äste und Felsstücke sogar wurden durch die Gewässer weggeschwemmt und in die Abgründe mit hinuntergerissen.

Inzwischen war der Abend eingebrochen, aber während die Wanderer durch die Waldgründe dahineilten, wich das Gewitter. Bald war das Gewölk von den Winden zerstreut und der Mond ging ruhig auf über den Waldhöhen, welche noch eben der wilde Kampf der Elemente durchtobte.

Nun gelangten die Flüchtenden zu einer großen Lichtung des Waldes, zu einer kräuterreichen Halde, welche über einen sanften Abhang hinunter sich erstreckte. Ein großes Rundbild eigentümlicher Art erschloß sich hier in der Nachtstille den Blicken. Weit umher ragten alle die Felswarten der Berge und zackigen Gipfel empor in die Helle des Mondes, der bald ganz klar am reinen Himmel stand, bald dämmrig durch flatternde Wölkchen brach. Das Auge hatte viel aufzufassen und die Wegmüden schritten wie in wachen Träumen hin. Dazwischen rauschten die Bergströme mächtig hinab. In der Mitte der freien Lichtung lag einsam das Gehege und Gehöft eines Hirten. Als die Reisenden sich anschickten, auf dasselbe zuzugehen, trat ihnen plötzlich ein Mann entgegen, der bewaffnet und in Tierfelle gekleidet war und der offenbar das Gehöft vor den nächtlichen Angriffen wilder Tiere bewachte. Ein paar gewaltige Hunde gingen bellend an seiner Seite.

Rasch verständigten sich mit ihm die einheimischen Männer. Sie begehrten Gastfreundschaft für die athenischen Reisenden. Der Wächter führte die Fremden, mit Steinwürfen die kläffenden Hunde verscheuchend, hinter die mit schützendem Hagedorn umzäunte Mauer, welche, das Gehöft umschließend, einen weiten Hof bildete, in dessen Mitte ein

Wachtfeuer brannte. Der Eigner des Gehöftes, ein schlichter Hirte, kam herbei und hieß die Gäste willkommen, ohne nach ihrer Herkunft, oder nach ihrem Namen, oder nach ihrem Reiseziel zu forschen. Er ließ einen Hammel schlachten, um denselben zur Bewirtung der Gäste am Feuer zu schmoren.

Nachdem er die Reisenden in solcher Art gelabt, wies er den Sklaven ihr Nachtlager in den Scheunen an, dem Perikles und der Aspasia aber trat er seine und seines Weibes eigene Kammer ab und stellte ein reinliches Lager für sie her, indem er kleines Reisig und dürres Gekräut auf den Boden streute und weichwollige Schafvliese darüber breitete. Zur Decke gab er ihnen einige Ziegenfelle und überdies seinen Mantel.

Die wechselnden Zufälle, die kleinen Abenteuer und selbst das Ungemach einer Reise vermehren die Lust der vereinigt Wandernden, anstatt sie zu vermindern. Der laute Wechsel von Bildern und Begebnissen ergötzt zuletzt und aus den freien Lüften des Himmels strömt den Müden nicht bloß Stärkung und Erfrischung zu, sondern auch fröhliche Laune.

Perikles fühlte sich niemals heiterer als hier in der Hütte des Hirten im Angesichte des ärmlichsten Lagers. Das silberhelle Lachen Aspasias mischte sich gar eigen in das idyllische Gebrüll der Rinder aus den dampfenden Ställen . . .

„Wieviel Wunderbares bescheren uns die Götter, welchen wir uns wandernd anvertraut!“ sagte Perikles. „Vor wenigen Tagen hatten wir zum Schlafgemach eine uralte Königsgruft, die uns mitten in die Ilias versetzte, und heute scheint es, daß wir die Abenteuer der Odyssee erleben sollen. Der Geist Homers umschwebt uns, seit wir über den Isthmos gegangen; ich glaube, wir werden uns wandernd verändern, und wenn wir zurückkehren, nimmer passen zu den verfeinerten, fast weichlichen Athenern!“

Als Perikles und Aspasia, früh geweckt durch Hundegebell und das gedehnte Brüllen der Rinder, sich von ihrem Lager erhoben und in den geräumigen Hof hinaustraten,

sahen sie ungeschlachte Hirtenknechte zu den Ställen schreiten. Ein großer zottiger Hund spielte mit einer Kröte, die er in dem noch regenfeuchten Grase gefunden. Er griff sie unter gewaltigem Bellen und Springen bald mit der Tatze, bald mit der Schnauze an und zerrte sie umher, bis sie tot auf dem Rücken lag. Ein anderer Hund kämpfte oder spielte vielmehr mit einem Schafbock. Der Bock stieß ihn mit den Hörnern, der Hund aber schnappte nach dem Barte des Bocks und versuchte ihn in die Schnauze zu beißen. Am Brunnen saß ein nacktes Kind und warf mit Steinchen nach der glänzenden Sonnenscheibe, welche im Brunnen sich spiegelte.

Jetzt kam aus den Ställen die Rinderherde schweren Schrittes gewandelt: voran, seiner Kraft froh, der Zuchtstier, die Kälber sprangen mit Geblök um die Mütter. Zwei Knechte folgten mit krummen Hirtenstäben in der Hand, von zwei gewaltigen Hunden begleitet. Dann kamen, von Knaben geleitet, die meckernden Ziegen. Den voranschreitenden Geißbock faßte der herantretende Hirt am struppigen Kinn und liebkoste ihn. „Dieser Treffliche", sagte er zu Perikles und Aspasia gewendet, „zeigt immer in finsteren Nächten den Wolf oder den Luchs an, der das Gehöft beschleicht, wenn selber die Hunde schlummern und säumen, das Getier zu verscheuchen."

Die blökende Lämmerherde aber versammelte sich um ein braunes Mädchen, dessen Haupt von einem breitrandigen Hute umschattet war und das einen Hirtenstab in der Hand hielt. Das Mädchen hatte etwas an sich, was im ersten Augenblick die Aufmerksamkeit erregte, einen Eindruck hervorbrachte, über den man sich nicht sogleich Rechenschaft geben konnte. Sah man aber näher zu, musterte ihre Gestalt und das ärmliche Gewand, welches sie umhüllte, so fand man, daß es ein Schäfermädchen war, welches sich kaum von anderen unterschied, und erblickte nichts Eigentümliches an ihr als blonde Haarflechten und Augen von einer sonderbaren Art. Diese Augen waren nämlich merk-

würdig tief und träumerisch und schienen selbst in diese dem Mädchen wohlbekannte und gewohnte Welt mit einer Art von kindlicher Verwunderung zu blicken.

Die Lämmer drängten sich blökend um sie und sprangen an ihr empor. Eines der jüngsten, von schimmernder Weiße, beleckte des Mädchens liebkosend ausgestreckte Hand.

Als die versammelte Lämmerherde durch das Tor des Hofes, geleitet von dem Mädchen, hinausgezogen war, trat der gastfreundliche Hirt zu Perikles und Aspasia und von ihm erfuhren sie, daß die junge Hirtin seine Tochter war, sein einzig Kind, und daß sie Kora hieß. Er setzte ihnen jetzt verschiedenes von seinem ländlichen Vorrat zum Morgenimbiß vor, wobei sein Weib Glykaina ihm behilflich war.

Perikles fragte den Hirten, ob er ihm gestatten wolle, mit den Seinen einen Tag lang bei ihm Rast zu halten, deren sie nach den Anstrengungen der letzten Wanderung sehr bedürftig waren.

Mit Freuden bewilligte dies der Hirt, lief zu seinem Weibe hinaus und sagte geheimnisvoll:

„Glykaina, ich glaube immer, daß jene beiden Fremden, die uns da ins Gehöft gekommen, keine Sterblichen sind. Was Ansehen und Schönheit der Gestalt betrifft, scheinen sie mir verkleideten Göttern ähnlich, wie sie ja doch schon manches Mal bei armen Hirten eingekehrt. Auch rühren sie gar wenig an von den Speisen, welche man ihnen vorsetzt."

„Und die Sklaven," sagte Glykaina, „hältst du diese auch für Götter?"

„Nein," sagte der Hirt, „diese essen und trinken menschlich. Aber jene beiden — nun gleichviel! Bewirte du sie mir nur, so gut du es vermagst."

Drauf kehrte der Wirt zu seinen Gästen zurück, führte sie überall umher, zeigte ihnen seine Ställe und seine Fruchtspeicher, auch seine glattgebohnten Melkeimer, die mit der Molke bis zum Rande gefüllten Näpfe und die von Käse strotzenden Körbe. Er führte sie auch zu den in ihren Kofen zurückgebliebenen weißzahnigen Mutterschweinen und Ferkeln,

rühmte das blühende Fleisch derselben und fütterte sie vor ihren Augen mit Steineichfrüchten und roten Kornellen. Wenn Aspasia Miene machte, sich ermüdet irgendwo niederzulassen, so war der Hirt rasch mit einem gesprenkelten Gemsenfelle zur Hand, um es ihr unterzubreiten, und lächelte dabei klug, als ob er merken lassen wollte, er wisse wohl, welche Behandlung verkleidete Göttinnen von Sterblichen heischten.

Felle und Köpfe von getöteten Raubtieren waren an der Umfriedung des Gehöftes, sowie an den Bäumen, welche dasselbe umgaben, zahlreich aufgehangen, und nachdem Perikles und Aspasia auch diese betrachtet, atmeten sie, ins Freie hinauswandelnd und sich selbst überlassen, höher auf im würzigen Kräuterduft der Bergeshalde. Morgendlich erglänzten im frischen Grün, wie vom Guß des Regens rein gewaschen, die Berge. Die taunassen Gräser blitzten auf ihrer der Sonne zugekehrten Seite wie geschliffene Klingen. Ein Schwarm von Krähen flog, wie in geschäftiger Hast, über die Waldwiese, ließ auf einen einzeln stehenden Baum sich nieder, flog nach wenigen Augenblicken ebenso hastig wieder auf und verlor sich in der Bläue des Äthers. Über die entfernten Bergspitzen sah man Hirten mit ihren Herden ziehen. Die Täler dazwischen waren ganz mit weißem Nebel und Höhenrauch gefüllt, der wie Meereswellen wallte und in welchen die von den Höhen herabkommenden Herden untertauchend zu verschwinden schienen. Lämmer und Rinder sah man in allen Niederungen weiden und muntere Ziegen kletterten empor zu den Felshängen. Hier und da scholl Syringengetön, auch Gesang, der Zeitvertreib des Hirten auf dem Gefilde. Von einer bestimmten Gegend her vernahmen die beiden Lustwandelnden Töne, deren Lieblichkeit sie anlockte. Sie schlugen den Weg in jener Richtung ein und fanden eine Gruppe von Hirten, welche um den trefflichsten Bläser der Hirtenflöte lauschend versammelt war. Bald aber trat aus der Mitte der Lauschenden einer hervor, um sich in einen Wettstreit mit jenem einzulassen. Als Perikles und

Aspasia sich näherten, entsank den beiden Wettbläsern die Schalmei aus dem Munde und fast auch aus den Händen und alle Hirten umher standen betroffen vor der fremden Erscheinung. Als aber Perikles in freundlichen Worten sie aufforderte, ihren Wettkampf fortzusetzen und ihnen sagte, daß er und seine Gattin Athener seien, welche, nach Elis reisend, durch ein heftiges Ungewitter hierher verschlagen worden, so nahmen die beiden kunstfertigen Hirten mit noch größerem Eifer als zuvor ihr Wettspiel wieder auf und baten den Athener und seine Gattin, das Richteramt zu übernehmen.

Perikles und Aspasia waren entzückt durch das wetteifernde Getön der Hirtenflöten. Sie erstaunten, daß unter so rauhen, ungeschlachten Menschen, wie diese bergbewohnenden Arkadier waren, dennoch eine, wenn auch armselige Kunst zu solcher Feinheit und Vollendung sich hatte ausbilden können.

Aspasia fragte die Hirten, ob sie nicht auch in nachahmenden Tänzen miteinander zu wetteifern verständen. Da wiesen sie auf den jüngsten unter ihnen, einen schlanken Knaben, der auf des Perikles Verlangen hervortrat und halb drollig, halb anmutig einen ländlichen Tanz zum besten gab, in welchem er bestimmte Verrichtungen des Landlebens in nachahmenden Tanzbewegungen darzustellen wußte.

„Könntest du nicht auch einen Tanz zu zweien versuchen?“ fragte Aspasia den Knaben.

„Wenn Kora wollte —,“ sagte dieser, in fast traurigem Tone und mit schwermütigen Augen in die Ferne hinausblickend.

„Kora?“ riefen die anderen Hirten lachend. „Törichter Junge! Was redest du von Kora? Kora will nichts von dir wissen!“

Der Knabe seufzte und schlich beiseite.

Weiter wandelnd gelangten Perikles und Aspasia zur Lämmertrift, einer traulich verborgenen, von Bäumen rings umgebenen Waldwiese. Hier fanden sie Kora unter ihren

Lämmern sitzend. Von den jungen, weißwolligen, vergaßen einige der Weide und zogen es vor, um Kora gelagert, die Köpfe auf ihre Knie legend, zu ruhen. Kora selbst aber war, mit gesenktem Haupte dasitzend, ganz in den Anblick einer Schildkröte vertieft, welche in ihrem Schoße lag und welche den Blick des Mädchens mit ihren schönen klugen Augen erwiderte.

„Wo fandest du dieses Tier?“ fragte Perikles, welcher sich mit Aspasia genähert hatte. Das Mädchen war so sehr in seine träumerische Betrachtung versunken gewesen, daß es die beiden Fremden erst bemerkte, als sie vor ihr standen. Nun blickte sie auf, maß jene beiden mit einem Blicke aus ihren großen rundlichen Kinderaugen und sagte:

„Aus dem nahen Walde kommen diese Tiere selber zu mir herangekrochen. Besonders eine von ihnen, diese da, kommt immer wieder und ist so wenig scheu, daß sie ihren Hals und Kopf, statt sie zu verbergen, wenn ich sie anfasse, immer soweit als möglich vorstreckt und mir mit den hellen Augen beständig entgegenblickt. Die alte Baubo sagt, daß zuweilen Pan selbst in der Gestalt einer Schildkröte sich verbirgt. Ich glaube (fuhr das Mädchen leise fort), daß auch diese da etwas Geheimnisvolles in sich birgt; denn seit sie immer zu mir aus dem Walde kommt und den Tag bei mir und den Lämmern zubringt, vermehrt sich und gedeiht die ganze Herde auf eine wunderbare Weise.“ —

Einmal zu erzählen veranlaßt, ließ das arkadische Mädchen sich durch Fragen Aspasias gerne verleiten, fortzufahren mit wunderlichem und kindlichem Geplauder. Lieblich zu hören war die Erzählung des Hirtenkindes mit den ernsten Augen von dem Wald- und Hirtengotte Pan, wie sein Flötenspiel aus weiter Ferne so wundersam in den einsamen Bergen erklinge, wie er sich bald gnädig, bald tückisch erweise. Sie erzählte auch von den bocksfüßigen, walddurchschweifenden Satyrn, welche nicht bloß die Nymphen, sondern auch die Hirtenmädchen neckend verfolgen und von welchen einer auch ihr einmal nachstellte, bis sie ihn mit

einem Feuerbrande verscheuchte, den sie aus dem im Walde angezündeten Wachtfeuer gerissen; auch von den Nymphen, welche sich wie die Satyrn in den Wäldern aufhalten und welche zuweilen im Mondlichte dem Menschen begegnen, was aber ein Unglück sei, denn wer eine Nymphe im tiefen Walde erblickte, der werde von Wahnsinn befallen und ihm sei nimmer zu helfen.

Die Seele des Mädchens war ganz erfüllt von den seltsamen Sagen und Geschichten seines arkadischen Heimatlandes. Sie sprach von wildem Gesümpf und von grausigen Schluchten, von götterverfluchten Seen im Walde, in deren Gewässer kein Fisch gedeihe, von Höhlen, in welchen böse Geister ihre Schlupfwinkel haben, von merkwürdigen Heiligtümern des Pan auf einsam düsteren Bergeshöhen. Und je schauerlicher die Erzählung des Mädchens wurde, desto weiter öffneten sich seine kindlich-ängstlichen Augen.

„In Stymphalos,“ sagte sie, „da schweben, unter dem Tempeldache aufgehangen, die toten stymphalischen Vögel, wie sie der Held Herakles erlegte. Mein Vater selbst hat sie gesehen. Und hinter dem Tempel stehen Marmorbilder von Jungfrauen mit Vogelfüßen. Jene toten stymphalischen Vögel sind so groß wie Kraniche und sie flogen auf die Menschen zu, als sie noch lebten und zerhackten ihnen die Köpfe mit ihren Schnäbeln und verzehrten sie. Ihre Schnäbel waren so stark, daß sie sogar das Erz damit zerbeißen konnten.“

Von den götterverfluchten Seen im Waldesgrunde, in welchen kein Fisch leben könne und in welchen selbst die zufällig darüber hinfliegenden Vögel, wie sie sagte, tot herunterstürzen, kam sie auf das grausige Gewässer des Styx zu sprechen, welches in der schauerlichsten Bergschlucht Arkadiens hoch vom wüsten Felsgestein herunterträuft; und von den grausen Gewässern auf die wilden Tiere der Bergwälder und auf die Jagden, welche die arkadischen Männer auf dieselben anstellen. Da aber verlor ihr Auge den kindlich-ängstlichen Ausdruck, und eine mutige Seele schien daraus

hervorzuleuchten. Sie erzählte, wie die Hirten, wenn ein Raubtier in der Nähe der Gehöfte sich aufhalte, so manche stürmische Regennacht im Freien durchwachen müßten, wie man weithin glänzende Feuer des Nachts in den Höfen unterhalte, wie man das heißhungrige Brüllen des Tieres in der Nachtstille fernher aus dem Walde vernehme und wie dann alles sich aufmache, um seine Spur zu verfolgen, oder wie man ihm in einem Hinterhalt auflauere und wenn es im Sprunge über die Ringmauer des Gehöftes setzen will, plötzlich aus dem Versteck hervor auf dasselbe eindringe mit geworfenen Speeren und Steintrümmern und Feuerbränden, bis es erliegt, überwältigt von der Schar seiner Angreifer.

Perikles und Aspasia waren überrascht von dem Ausdrucke mutigen Anteils, der bei diesen Erzählungen aus den Blicken und Mienen des Hirtenkindes leuchtete, in dessen Gemüte noch eben außer dem sagengenährten Aberglauben seiner Heimat nichts mehr Raum zu haben schien.

„Es scheint ja, daß du selbst an solchen Kämpfen nicht ungern teilnehmen würdest!“ sagte Aspasia.

„O wie gerne!“ rief das Mädchen. „Ich habe außer jenem bösen, mutwilligen Satyr auch schon zweimal einen Wolf, der meiner Herde sich nähern wollte, mit Feuerbränden weggescheucht.“

„Das Mädchen gemahnt mich,“ sagte Perikles zu Aspasia, „wie sie in diesem Augenblicke vor uns steht, an jene berühmte Tochter des arkadischen Landes, Atalante, welche, von ihrem Vater ausgesetzt als Kind, weil er keine Töchter, nur Söhne haben wollte, von einer Bärin genährt und von Jägern auferzogen ward und dann in den arkadischen Wäldern, mit Speer und Bogen bewaffnet, hinlebte, ein Schrecken der wilden Tiere, eine kühne jungfräuliche Jägerin, die von keiner zarten Regung wissen wollte.“

„Bist du denn immer so einsam hier bei den Lämmern?“ fragte Aspasia. „Gibt es nichts, was du liebst und was du immer um dich haben möchtest?“

„O freilich!" sagte Kora und blickte der Fragerin wieder mit jenem kindlich verwunderten Ausdrucke ihrer Augen ins Gesicht. „Ich liebe die Schildkröte da mit den klugen Augen, die mich immer anblickt und die sich vielleicht plötzlich einmal verwandelt und anfängt mit mir zu sprechen, denn ich träume zuweilen des Nachts von ihr und dann spricht sie immer. Ich liebe auch die Lämmer; und auch diese wohlbekannten, rauschenden Bäume ringsumher liebe ich und stundenlang höre ich ihrem Rauschen zu. Ich liebe auch den Sonnenschein; aber auch der auf die Blätter klatschende Regen ist mir lieb und das Gewitter, das so schön im Gebirge dahinrollt. Auch die Vögel liebe ich, sowohl die großen, die Adler und die Kraniche, die mir hoch über dem Haupte hinfliegen, als auch die kleineren, welche in den Zweigen singen. Am meisten aber liebe ich die fernen Berge, besonders des Abends, wenn sie rosenrot leuchten, oder in der Nacht, wenn ihre Gipfel, während alles still, ganz stille ist, so ruhig im weißen Lichte stehen."

Perikles und Aspasia lächelten. „Es scheint, daß wir neuerdings geirrt," sagte Perikles, „indem wir ein Hirtenmädchen, das so viele Dinge liebt, für unfähig aller zarten Regungen hielten."

Aspasia zog den Perikles beiseite und sagte:

„Was für Augen würde diese einfältige, arkadische Hirtentochter machen, welche mit der Schildkröte im Schoße dasitzt und darauf wartet, daß der Gott Pan sich daraus entpuppe, wenn man es plötzlich nach Athen versetzte? Wie drollig würde es sich gebärden, wenn ich es jenen beiden mir anvertrauten Mädchen zugesellte, die ich bei mir aufgenommen und die man zu Athen schon anfängt meine S c h u l e zu nennen?"

„Sie würde wie ein Rabe unter Tauben erscheinen!" versetzte Perikles.

Immer aufs neue aber fühlten sich die beiden angezogen von dem Geplauder des Mädchens, aus welchem eine fremdartige Phantasie und eine ebenso eigentümliche Art von

Empfindung ihnen entgegentrat. Bald aber fing Aspasia an, mit der Arkadierin die Rolle zu tauschen, indem sie aus der Hörerin zur Erzählerin wurde. Sie begann dem Hirtenmädchen von Athen zu erzählen, bis Perikles sie veranlaßte, das Gespräch abzubrechen, indem er sie aufforderte, den eingeschlagenen Weg in seinem Geleite weiter zu verfolgen. Bald verloren sie sich lustwandelnd im Walde. Es war Mittag geworden, die Sonne hatte die Feuchtigkeit des Morgens aufgezehrt und, die Tiefen des Gesträuchs durchwärmend, alle würzigen Düfte desselben entfesselt. Auf den Waldwiesen und in den Holzschlägen stand hochaufgeschossenes, blühendes Kräuterdickicht, dessen Gedüft, vereinigt mit den Aromen des Baumharzes, die Bergluft erquickend, fast berauschend machte. Von Zikaden schwirrte das Gehölz unter der brennenden Sonne.

Als die Lustwandelnden in der Abgeschiedenheit des Bergwaldes rasteten, krochen auch zu ihnen die Schildkröten heran, welche Kora liebte; auch über ihren Häuptern flogen die großen Vögel und sangen in den Zweigen die kleinen; das Rauschen der Wipfel, welches Kora stundenlang belauschte, wehte auch über ihnen, und Koras geliebter Sonnenschein umspielte sie.

„Das tiefe Rauschen dieser arkadischen Bergwälder," sagte Perikles, „das wie aus unendlicher Ferne zu kommen scheint und in unendliche Ferne sich wieder verliert, durchweht mich mit einem eigentümlichen Schauer. Ich habe dergleichen niemals im Leben empfunden. Ich habe niemals nach den Stimmen eines Waldes hingehorcht, ich bin gleichgültig vorübergezogen an Dingen, welche mir nun plötzlich etwas sagen zu wollen scheinen. Da sieh nur einmal den feinen, in der Sonne glänzenden Faden, der von der Spitze des Windhaferhalms zur Kronenspitze der blauen Glockenblume gespannt ist: hast du das wunderfeine, silberig schimmernde Werk der Spinne schon einmal aufmerksam betrachtet? Dieses arkadische Mädchen belehrt uns, daß man auch Dinge betrachten und lieben lernen kann, welche

man gewöhnlich kaum bemerkt und deren man so ohne Bewußtsein sich erfreut, so ohne Dank, wie man den Atem in sich trinkt."

„Dein Gemüt, mein Perikles," erwiderte Aspasia, „öffnet neuen Eindrücken, wie es scheint, sich allzu leicht! Nun hat dich ein arkadisches Hirtenkind mit einer ganz neuen und unerhörten Art von Liebe angesteckt, mit der Liebe zu Bäumen und ziehenden Wolken und hoch hinfliegenden Vögeln und der Duft der arkadischen Bergeskräuter erscheint dir vielleicht schon lieblicher, als der Duft aller Rosengehege von Milet!"

„Gib nur zu," sagte Perikles, „daß dieser würzige Waldesduft das Herz erfrischt, unter schwül-duftenden Rosen aber der Sinn des Menschen zuletzt ermattet. In der Tat, ich fühle mich hier von einem Hauche erneuerten Lebens angeweht. Als wir einst auf der Akropolis in der Pansgrotte standen und du über den Hirtengott die Nase rümpftest, da ahnten wir nicht, daß dieser Gott uns später einmal so freundlich zu Gaste laden, so schön bewirten würde. Friedliches Glück umgibt uns hier, und wenn ich im Geiste aus dieser urweltlichen Stille mich nach dem geräuschvollen Athen zurückversetze, so erscheint mir das ungestüme Tun und Jagen und Hasten jener Menschen beinahe eitel, der göttlichen Ruhe dieser Hirten gegenüber auf ihren einsamen Bergeshalden."

„Ich teile nur halb dein Wohlgefallen an den Genüssen, welche die Gastfreundschaft des Hirtengottes uns hier bereitet," sagte Aspasia. „Diese Menschen sind plump und einfältig, die fernen Schneehäupter der Berge frösteln mich an und das nahe Gebirge beängstigt mich, als wollte es mit seinen Gipfeln über mich herstürzen. Das ernst-eintönige Rauschen dieser hochstarrenden Fichtenwipfel berührt mich unangenehm und scheint mir geeignet, im Menschengemüte ein düsteres, nachdenkliches und schwärmerisches Wesen anzufachen. Ich lobe mir offene, besonnte Fluren, blühende Auen, Gestade mit weitem Ausblick auf die See. Ich lobe

mir jene Stätten, wo der heiter waltende Geist in schöner Reife sich entfaltet. Du möchtest, wie es scheint, hier bei diesen Hirten zurückbleiben, ich dagegen möchte sie alle von hier mit mir hinwegführen, um sie zu Menschen zu machen. Wohlan, tue, wie Apollon tat, dem es ja auch einmal gefiel, zu den Hirten sich zu gesellen und Herden zu weiden. Bleibe hier! Du kannst da wie eine Zikade leben: weise, leidlos und blutlos. Und so gelüstet's dich doch noch manches Mal nach Tätigkeit, so kannst du Grillenfallen flechten, oder Leimruten sacht zwischen den Baumzweigen emporschieben, um Vögel zu fangen, oder mit Kieseln, von der Schleuder geworfen, die Stare und Kraniche von den Saatfeldern scheuchen. Oder du kannst die Lämmer Koras hüten, welche mich nach Athen begleiten wird."

Perikles lächelte. „Du denkst also in der Tat daran," sagte er, „Kora mit dir zu entführen?"

„Allerdings, ich denke daran," erwiderte Aspasia, „und hoffe, daß du deine Einwilligung dazu mir nicht versagen wirst."

Perikles war überrascht. „Meine Einwilligung", sagte er, „wird dir nicht fehlen; aber welche Absicht hast du bei dieser Sache?"

„Es ist ein Scherz!" versetzte Aspasia. „Diese drollige Arkadierin wird zu meiner Belustigung dienen. Es bringt mich zum Lachen, wenn ich in ihre großen, rundlichen, ängstlich blickenden Augen sehe."

Es war, wie Aspasia sagte. Sie wollte mit dem Mädchen sich einen Scherz machen, sie wollte sich belustigen, sie wollte sehen, wie seltsam sich das abergläubische, unerfahrene Hirtenkind gebärden würde, wenn man es plötzlich in das überfeinerte Leben Athens versetzte.

Die Erkrankung eines seiner Sklaven veranlaßte den Perikles, noch für einen zweiten Tag des Hirten Gast zu bleiben.

Auch diesen verlebte das athenische Paar meist in des braunen Hirtenmädchens Gesellschaft. Wieder plauderte Kora,

erzählte Hirtengeschichten, ja, sie sang auch einige wunderliche, kindische Lieder, die sie selber gedichtet, wie das folgende:

Das Bächlein kommt vom Felsenhang
Zur Schlucht herabgestürzt,
Und grasen die Rehe im Waldestal,
So sieht es zu und lacht.

Es besprengt die Blumen mit seinem Tau
Und löscht der Tiere Durst,
Und kommt der rauhe Winter dann,
So ist es klares Eis.

Sie erzählte auch vom liebekranken Daphnis, welcher in Schwermut und Sehnsucht verging, und den hernach alle Tiere betrauerten. Diese schwermütige Erzählung aber fand nicht den Beifall Aspasias: sie nahm dieselbe mit spöttischem Lächeln der rosigen Lippen naserümpfend auf . . .

Wenn sie lustwandelnd zu einer von saftigen Kräutern umgebenen Quelle kamen, welche ein kleines kristallhelles Becken bildete, und Aspasia sich darin spiegeln wollte, so zog Kora sie ängstlich zurück und warnte sie, indem sie sagte, daß einer, der sich in einer Quelle beschaut, zuweilen plötzlich ein anderes Bild als das seine darin erblicke, nämlich das einer Nymphe, die ihm über die Schulter sieht, und dann sei er verloren.

Als die Sonne im Zenith stand und das Getön einer Syrinx in der brütenden Mittagsstille vernehmlich wurde, sagte Kora: „Pan wird wieder zürnen: er will nicht, daß man ihn zur Mittagszeit, wenn er ruht, mit Syringen und anderem Getön aus dem Schlummer wecke.“ — Das Getön aber rührte von dem Hirtenknaben her, welcher den Tag zuvor, von Perikles und Aspasia aufgefordert, einen ländlichen Tanz ausgeführt hatte. Wohl wußte der Knabe, daß Pan das mittägliche Syrinxengetön nicht liebe; aber er spielte immer die Syrinx, wenn er merkte, daß Kora in der Nähe sei, weil er ihr damit zu gefallen glaubte. Kora

aber schalt den armen Knaben. Und doch hatte sie ein weiches Herz. Sie rettete vor Perikles und Aspasias Augen mitleidig eine Zikade, die sich in das Netz einer Spinne verwickelt hatte.

Ernst horchte das Mädchen wieder auf, als Aspasia neuerdings begann, ihr von Athen zu erzählen.

In wohlbewußter Absicht malte Aspasia in den Gesprächen, welche sie mit Kora noch im Laufe des Tages pflog, das Leben der Athenerstadt in verlockenden Farben. Sie störte den Frieden dieser idyllischen Natur, sie weckte einen Zwiespalt in der harmonischen Welt dieses kindlichen Herzens. Zuletzt forderte sie Kora auf, ihr nach Athen zu folgen. Kora schwieg, aber sie schien in tiefe Gedanken versunken.

Aspasia wendete sich an Koras würdiges Elternpaar und erklärte ihnen, daß sie Kora mit sich nach Athen nehmen würde, daß ihre Tochter dort ein glückliches Los erwarten dürfe.

„Wollten die Götter!“ sagte der redliche Hirt. „Wollten die Götter!“ erwiderte die Hirtin. Aber sie sagten nicht Ja ... Und so oft auch Aspasia die Frage nach ihrer Einwilligung erneuern mochte, immer sagten die beiden nur:

„Wollten die Götter!“

Man sah, daß es dem väterlichen und mütterlichen Herzen kein leichtes war, ihr einzig Kind, wenn auch zum glücklichsten Lose, von sich zu lassen.

Am Abende desselben Tages wurde Kora plötzlich vermißt, nachdem sie doch mit ihrer Lämmerherde bereits heimgekehrt, und lange Zeit wurde sie vergebens gesucht. Endlich sahen Perikles und Aspasia, unfern dem Eingange des Gehöftes stehend, das Mädchen den Abhang heraufkommen. Aber sie kam in sehr auffallender Gestalt und Haltung. Sie hatte nämlich die gehobenen Hände zu beiden Seiten fest an die Ohren gedrückt. In einiger Entfernung von Perikles und Aspasia standen, außerhalb des Gehöfts, die Sklaven des Perikles, zu einer Gruppe vereinigt. Als das

Mädchen dieser Gruppe ganz nahe gekommen war, zog es plötzlich die Hände von den Ohren weg und schien nach den Worten der sich unterredenden Sklaven zu lauschen. Fast in demselben Augenblicke schrak sie ein wenig zusammen, drückte die Hand gegen die Brust und blieb einen Augenblick wie in den Boden gewurzelt stehen.

Perikles und Aspasia näherten sich ihr und fragten sie nach der Ursache ihrer Befangenheit.

„Ich habe Pan gefragt, ob es die Götter wollen oder nicht, daß ich euch nach Athen folge,“ versetzte sie.

„Wie das?“ fragten die beiden.

„Dort unten im Talgrunde“, sagte das Mädchen, „liegt ein Grottenheiligtum des Pan. Dort steht des Gottes Bild, aus Eichenholz geschnitzt, in der Höhle. Dahin gehen die Hirten alle, wenn sie etwas Geheimes erfragen wollen. Man flüstert dem Gott die Frage still ins Ohr, dann hält man sich die eigenen Ohren mit den Händen zu, bis man unter Menschen kommt, die sich eben unterreden. Dann zieht man die Hände plötzlich weg und das erste Wort, das man vernimmt, ist der Wahrspruch Pans, des Gottes Antwort auf die Frage, die man ihm ins Ohr geflüstert.“

„Und welches Wort hast du zuerst unter jenen Sklaven vernommen?“ fragte Aspasia.

„Das Wort Athen!“ erwiderte Kora und zitterte dabei vor Erregung.

„Pan will also, daß ich nach Athen gehe,“ fuhr sie seufzend fort.

„Er gestattet dir auch, deine Lieblingsschildkröte mit dir zu nehmen!“ sagte Aspasia lächelnd.

Die Eltern Koras kamen herbei.

„Pan will, daß ich nach Athen gehe!“ sagte das Mädchen in traurigem, aber entschiedenem Tone. Und sie wiederholte die Erzählung, wie sie in der Grotte Pans das Orakel sich geholt.

Der Hirt und die Hirtin vernahmen die Erzählung,

blickten einander bestürzt an und wiederholten dann nicht minder traurig als das Mädchen die Worte:

„Pan will, daß Kora mit den Fremden nach Athen gehe!“

Dann gingen sie auf die Weinende zu und küßten sie.

„Kora wird belohnt werden für den Gehorsam gegen den Gott!“ sagte Aspasia. „Sie wird häufige Boten senden, welche euch Nachrichten und Geschenke von ihr bringen und wenn ihr Greise geworden, so wird sie euch zu sich berufen, damit ihr den Rest eurer Tage bei ihr verlebet.“

„Gestern geschah schon ein Vorzeichen im Hause,“ sagte der Hirt nachdenklich, „indem eine Schlange, welche das Nest der Schwalbe am Dachgesims beschlich, durch das Rauchloch mitten auf den Herd herunterfiel!“

Aspasia sprach noch weiter mit ermunternden und verheißungsvollen Worten zu dem Hirtenpaare, und schweigend fügte dies zuletzt, wiewohl schmerzbewegt, sich dem Götterwillen.

In traurigen Tönen klang aus der Ferne die Syrinx des liebenden Hirtenknaben, während tiefer der Schatten die stillen Pfade des ländlichen Plans umdunkelte.

Nun gingen alle mitsammen hinein ins Gehöfte, um die Nacht da zuzubringen, welche für Perikles und Aspasia die letzte war in den arkadischen Bergen. Denn mit dem dämmernden Morgen dachten sie aufzubrechen und ihre Wanderung nach Elis fortzusetzen, wo größere Dinge ihrer harrten, als in dem stillen Hirtenlande.

---

18. Der neue Gott und sein Blitzstrahl.

Nicht um die olympischen Wettläufer zum Ziele fliegen, die Ring- und Faustkämpfer sich im Sande tummeln zu sehen, nicht um den vieltausendstimmigen Zuruf des Hellenenvolks zu hören, welcher die Sieger im Wettlauf, im Ring-

und Faustkampf, im Sprunge, im Speer- und Diskoswurf, im Waffenlaufe begrüßte, waren Perikles und Aspasia nach Elis gewandert. Dem Freunde Pheidias schlugen ihre Herzen entgegen, als im Glanze eines taufrischen Morgens sie anlangten in der gefeierten, von des heiligen Stromes Alpheios Wellen durchrauschten Talebene von Olympia. Alle Straßen, welche aus den arkadischen Bergen heraus, oder aus dem Süden des Peloponnesos über Messenia her, oder von Norden über Achaia zum elischen Strande führten, vor allem aber die sogenannte heilige Feststraße, welche längs des Alpheios lief, fanden sie angefüllt mit Wanderzügen; auch über die Bahnen des nahen westlichen Meeres sahen sie die bekränzten Schiffe herankommen von Italiens und Sizeliens Küsten.

Sie gerieten ins Gewirre der zum pisatischen Kampfgefilde wallenden Festkarawanen, der Festgesandtschaften, wie sie kein größeres Gemeinwesen in Hellas zum großen, friedlichen Hellenenkampf in Olympia zu senden versäumte. Wo eine solche Festkarawane des Weges kam, da staute sich der Strom der übrigen Wanderer zu Fuß und zu Wagen, und alles bestaunte die Teilnehmer des Zuges, welche in Prachtgewändern, bekränzt auf bekränzten Wagen saßen, und die Wagen selbst, welche nicht selten mit Malereien verziert, vergoldet und mit Teppichen behangen waren, auch die herrlichen Opfertiere, das kostbare Opfergerät, das zahlreiche Geleite.

Unfern dem Bezirke der Zelte und Buden, dem Eingange des heiligen Hains beinahe gegenüber, befand sich eine große Bildhauerwerkstätte. In dieser Werkstätte war seit Jahren der hohe Pheidias tätig; hier betrieb er im Vereine mit Alkamenes und anderen seiner Schüler in der Abgeschiedenheit der elischen Niederung, deren Ruhe nur in jedem fünften Jahre der olympische Festlärm unterbrach, die Vollendung des größten und tiefsinnigsten seiner Gebilde. Dem Banne des heiteren Athen entflohen, losgelöst von allen Einflüssen, welche die Erhabenheit seiner Gedanken mit Blumenketten zur Erde niederziehen wollten, schuf er

hier in der Einsamkeit, von Bergeslüften angeweht und umrauscht von den Wassern des heiligen Stromes, seinen olympischen Zeus.

Von der Werkstätte des Pheidias her sieht man zwei Männer kommen und den Strand des Alpheus aufwärts gehen.

In dem einen dieser beiden Männer erkennen wir den feurigen Alkamenes. Sein Gefährte ist der gepriesene Polykleitos von Argos, durch seine Gebilde in Marmor und Erz wetteifernd mit dem großen Athener, aber mit dem nüchternen und ruhigen Geiste des Peloponnesiers bestrebt, das Menschliche als solches rein zu erfassen, vor allem aber das Männliche, das er am liebsten in Standbildern der Athleten verkörperte. Seine Schule war Olympia: hier übte und befruchtete er sein Auge und seinen Sinn an den lebendigen Umrissen einer harmonisch kräftigen Bildung.

Die Verschiedenheit der Kunstrichtungen des Pheidias und seines argivischen Nebenbuhlers begründete eine, wenn auch stille Gegnerschaft zwischen ihnen. Während der Athener glaubte, daß man die schwunglose Kunst des Argivers allzu hoch anzuschlagen beginne, fand dieser sich insgeheim verletzt, daß man seiner, des peloponnesischen Künstlers, uneingedenk, den Athener mit seinen Genossen herbeigerufen, um das größte und erhabenste Bildwerk auf peloponnesischem Boden zu vollenden. Es war dies einer jener athenischen Triumphe, welche Aspasia vorausgesagt hatte, als sie dem Perikles zu beweisen suchte, daß ein Gemeinwesen durch die Pflege des Schönen seine Nebenbuhler überflügeln könne . . .

So war denn Polykleitos während seines Aufenthaltes zu Olympia ohne Umgang mit Pheidias und seinen Genossen, den Alkamenes ausgenommen, dessen offenes, heiteres und lebhaftes Wesen sich über kleinliche Bedenken immer gerne hinaussetzte, und der denn auch soeben jetzt, bei zufälliger Begegnung, unbefangenes Gespräch mit dem argivischen Kunstgenossen angeknüpft hatte.

Polykleitos, ein besonnener, verständiger Mann, bei welchem auch die Gegnerschaft dem Pheidias und seiner Schule gegenüber ohne leidenschaftliche Bitterkeit war, erkundigte sich nach Agorakritos und fragte, warum dieser nicht seinem Meister gefolgt sei, um so, wie auf der Akropolis zu Athen, auch hier an der Seite desselben Rühmliches vollenden zu helfen.

„Du wunderst dich mit Recht," sagte Alkamenes, „daß gerade der Lieblingsschüler des Meisters hier fehlt, während ich, seit dem Siege, den ich mit meiner Aphrodite über diesen Lieblingsschüler errungen, der persönlichen Zuneigung des Meisters mich kaum mehr rühmen darf, ihm doch auch hierher gefolgt bin und fortfahre, an seiner Seite zu wirken. Nun, wenn man zusammen leben und wirken soll, so kommt es nicht darauf an, ob man mehr oder weniger sich liebt, sondern darauf, ob man verträglicher Natur ist. Ich für meinen Teil hätte die Genossenschaft des Agorakritos, obgleich er mir feindlich gesinnt ist, immerhin ertragen; nicht so er, und nur um mein verhaßtes Angesicht nicht mehr zu sehen, ist er seit der Vollendung des Parthenon seine eigenen Wege gegangen. Er hat inzwischen einen Zeus für Koroneia zu fertigen übernommen. Aber wie er damals, als er eine Aphrodite zu meißeln sich vorsetzte, eine Nemesis fertig brachte, so nahm man seinen Zeus, als er vollendet stand, für einen Gott der Unterwelt. So verliert er immer mehr sich im Düsteren, und da meine Kunstweise mehr und mehr die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, so sind wir auf einem Punkte des Gegensatzes angelangt, wo wir allerdings nicht mehr dazu taugen, an der Lösung gleicher Aufgaben nebeneinander zu arbeiten."

„Dein lebhafter Geist, Alkamenes," erwiderte Polykleitos, „treibt dich, große Schritte in der Kunst zu machen, welchen deine Genossen überhaupt nicht leicht zu folgen vermögen."

„Ich konnte mich hier freier bewegen, als bei den Werken auf der Akropolis zu Athen," sagte Alkamenes. „Dort hielt

des Meisters Geist nach festem Plane alles Schaffen zu strenger Einheit zusammen; hier überließ er mir und dem Paionios den äußeren Schmuck des Tempels ganz und gar, er selbst aber blieb völlig versenkt in seinen olympischen Götterbeherrscher."

Als Alkamenes diese Worte gesprochen, hafteten seine Augen plötzlich auf einer entfernten Stelle im Schwarme derjenigen, welche das Ufer des Alpheus entlang wogten. Er schien dort jemand erkannt zu haben und sein Wesen begann eine ungewöhnliche Aufregung zu verraten. Er wendete sich zu Polykleitos und sagte:

„Siehst du dort den stattlichen, würdevollen Mann, der an der Seite eines dichtverschleierten Weibes von reizender Gestalt im Gedränge sich Bahn zu machen sucht? Es ist Perikles aus Athen, begleitet von seiner Gattin, der schönen Milesierin Aspasia."

„In der Tat," sagte Polykleitos, „ich erkenne den Perikles wieder, ich habe ihn vor Jahren zu Athen gesehen. Aber fremd ist mir das schöne Weib."

„Ein ebenso gefährliches und schlaues als schönes Weib!" sagte Alkamenes. „Man kann sie nicht lieben, ohne sie zu hassen, und nicht hassen, ohne sie zu lieben."

Als Perikles und Aspasia den Alkamenes erblickten und an seiner Seite den Polykleitos und, näher kommend, das athenische Paar und die beiden Bildner bei der Begegnung sich herzlich begrüßten, erkundigte sich Perikles sogleich nach Pheidias.

„Wir sind", sagte er, „gestern am späten Abend hier in Olympia eingetroffen, nicht um die Spiele mit anzusehen, welche für mich den Reiz der Neuheit längst verloren haben, und welchen als Zuschauerin beizuwohnen meiner Gattin, als einer Frau, versagt ist, sondern nur um des Pheidias und seines Gottes willen, von welchem man Wunderdinge schon jetzt erzählt. Nun sind wir eben daran, den Meister aufzusuchen und du, Alkamenes, wirst uns ohne Zweifel gerne zu ihm geleiten."

„Er befindet sich im heiligen Haine," erwiderte Alkamenes, „im neuvollendeten Tempel des Zeus. Er hat sich dort mit Gehilfen und Arbeitern eingeschlossen und will niemand den Zutritt gestatten, teils um nicht in seinem Tun gestört zu werden, teils weil er sein Werk den Augen der Menschen nicht früher preisgeben will, als bis es an seinem Orte und in seinem vollen Glanze völlig aufgerichtet dasteht. Erst nach Beendigung der Spiele wird der Tempel eröffnet werden. So strenge nun auch der zurückgezogene und fast menschenfeindliche Mann alles von sich abwehrt, will ich es doch versuchen, in den verschlossenen Tempel zu ihm einzudringen und ihm Gäste anzukündigen, welche mit Freuden zu empfangen er gewiß nicht säumen wird."

„Laß das, Alkamenes!" sagte Perikles; „auch von uns soll Pheidias nicht gestört werden in seinem Tun; und auch von uns wird er wünschen, daß wir sein Werk nicht anders als im Glanze der Vollendung schauen. Wir wollen uns ein wenig geduldeu. Aber die feierliche Eröffnung des Tempels gedenke ich mit Aspasia nicht zu erwarten. Nicht im Gedränge unzähliger Hellenen möchten wir jenes Anblicks zum ersten Male genießen. Ich hoffe, daß Pheidias wenigstens einen Tag vorher uns in die Halle des noch einsamen Tempels führt und uns vergönnt, sein völlig aufgerichtetes Götterbild in der Stille zu betrachten."

„Du wirst, o Perikles," erwiderte Alkamenes, „mit diesem Wunsche gewiß dem Wunsche des Meisters selbst entgegenkommen. Wollt ihr also den Pheidias für jetzt in seinem Tempel ungestört lassen, so begnüget euch mit mir und dem wackeren Polykleitos hier, der auf dem Boden Olympias heimisch ist, wie kaum ein zweiter Hellene, und dessen Erz- und Marmorbilder dort zwischen dem Laube der Platanen und Ölbäume des heiligen Haines glänzen."

Mit freundlichem Danke nahmen Perikles und Aspasia das Geleit der beiden kunstberühmten Männer an.

Sie durchschritten miteinander das unabsehbare Gewimmel des großen freien Bezirks, welcher sich ausdehnte zwischen

dem baumbeschatteten Ufer des Alpheios und dem heiligen Haine Altis, wo des olympischen Zeus neuer Festtempel sich erhob inmitten eines Waldes von Erz- und Marmorbildern.

Sie gingen vorüber an den Behausungen, bestimmt für die zahlreichen Personen, welche dem Dienste des Tempels angehörten, an den Herbergen, welche für die Fremden lange nicht ausreichten, an den Räumen zur Aufbewahrung der Kampfwagen, an den Behältern, in welchen die edlen Rosse und Maultiere wieherten. Den größeren Teil des herbeiströmenden Volkes sahen sie im Freien unter Zelten gelagert.

Nach wenigen Schritten stießen sie auf das Prachtzelt der Festgesandtschaft von Sikyon, etwas weiter hin auf das von Korinth, dann auf jene von Argos, von Samos, von Rhodos und andere. Um diese Zelte drängten sich viele, insonderheit die mit den Eignern durch Landsmannschaft Verbundenen. Dann hieß es wieder: dies hier ist das Prachtzelt des reichen Periander aus Chios, das des reichen Euphorides aus Orchomenos, das des reichen Pauson aus Eretria. Die Bewohner der Zelte standen am Eingange derselben, schwatzend und sich lebhaft gebärdend, und grüßten ihre Freunde und luden sie ein, unter den Schatten ihrer Purpurlinnen zu treten. Fremde, sonnegebräunte Jünglinge näherten sich ihnen und trachteten mit den Hälften zerbrochener Ringe, deren andere Hälften in den Händen der Angeredeten waren, als die Söhne und Angehörigen alter Gastfreunde sich zu erweisen.

Verkaufsbuden aller Art schlossen sich an die buntfarbige Zeltstadt.

Der Volksschwarm wogte. Man hörte die verschiedensten hellenischen Mundarten durcheinanderschwirren. Man verstand einander nicht immer. Neben der härteren Rede des Peloponnesiers, der breiten des Thebaners, der plumpen des Megarers erklangen die weichen ionischen und äolischen Laute. Aus dem Gewühl der Hellenen traten vor allen erkennbar die lebhaften heiterblickenden Athener und die ernsten finsteräugigen Sparter hervor. Oft sah man einen

von diesen und einen von jenen zum mindesten mit einem feindseligen Blicke sich messen.

Auch die reckenhaften Gestalten der Athleten waren umherwandelnd zu sehen. Man wies mit dem Finger auf sie und nannte ihre Namen und ihre Siege.

Vor dem Zelte der chiotischen Festgesandtschaft erblickten Perikles und Aspasia einen weinenden Knaben, welchen ein hochbetagter Greis, sein Großvater vielleicht, vergebens zu trösten suchte. Perikles fragte nach der Ursache dieser vergossenen Tränen und erfuhr, daß der Knabe unter dem Vorwurfe der Weichlichkeit vom Wettkampfe der Knaben ausgeschlossen worden, weil er mit langem Haar und einem Purpurkleide nach Olympia gekommen. Mit halb spöttischen, halb erregten Worten tadelte Aspasia ohne Scheu vor denjenigen, die es hören konnten, die finstere, altväterische Strenge der elischen Kampfspielaufseher; dann streichelte sie tröstend das dunkle Lockenhaar des Knaben und sagte: „Weine nicht! Perikles von Athen wird sich für dich bei den Hellanodiken verwenden!“

Immer dichter füllte sich mit Menschen der weite Bezirk. Hier und da stauten sich die Massen. Perikles und Aspasia trafen im Weiterschreiten auf Gruppen, sich drängend um Bildner, welche ihre Werke hier öffentlich ausstellten, oder um Rhapsoden, oder um einen hellstimmigen Mann, der eine Art von Rednerbühne bestiegen, dem horchenden Hellenenvolke die von ihm verfaßten Geschichten griechischer Städte und Inseln vorzulesen, oder um einen trefflichen Tonkünstler, oder um Männer in auffallender Purpurtracht und stolzer Haltung, welche durch die sie bestaunende Menge schritten, Sophisten, welche den Ruhm ihres Namens zu Olympia noch vermehren wollten, und welche der um sie versammelten Menge eine Prunkrede zu halten bereit waren über jeden beliebigen Gegenstand; oder um ein unscheinbares Männlein, auf dessen kahlem Scheitel unter der brennenden Sonne von Elis der Schweiß wie morgendliche Tautropfen funkelte, und welcher eine astronomische Tafel,

ein Werk des Scharfsinns und mühevoller Berechnung, zur allgemeinen Besichtigung ausstellte.

Ein hochbetagter, weißlockiger Sparter blickte recht finster und mißvergnügt auf dies ehrgeizige Treiben. „Ich lobe mir die Zeit," sagte er zu dem Gefährten an seiner Seite, „wo Olympia nichts weiter war als der Kampfplatz für die Betätigung hellenischer Manneskraft, während es jetzt immer mehr zu einer Schaustellung weibischer und weichlicher Künste mißbraucht wird. Als ich noch ein Knabe war, da fand man hier nichts Verkäufliches außer den unumgänglichen Lebensmitteln und etwa noch den Gegenständen, welche unmittelbar zu dem Feste gebraucht wurden, wie Schmucksachen, Stirnbinden, Kränze. Jetzt strotzen die Verkaufsbuden von eitlem Tand; wir haben zur Festzeit eine große Messe von Hellas hier, bei welcher das Krämervolk von allen Städten und Inseln seine verlockendsten Waren ausstellen will. Auch wimmelt es immer mehr von Rhapsoden, Musikern, Bildnern, Sophisten und anderem Volke dieser Art und bald wohl verschwindet der große Zweck des altheiligen olympischen Festes unter den Schaustellungen und Bezeigungen unmännlichen Wetteifers, mit welchem Athener und andere Hellenen des Flachlandes, der Inseln und der ionischen Küste sich vorzudrängen versuchen. Ehrsüchtige Toren! Jeder will mit etwas prunken, jeder will bemerkt sein. Dort, siehst du, ritzen einige Megarer ihre Namen in die Rinden der Pappeln am Alpheios, um doch auch etwas für ihre Unsterblichkeit zu tun."

„Einige sehe ich dort auch beschäftigt," versetzte der Gefährte, „die schönen buntfarbigen Kiesel aus dem Sande des heiligen Stromes aufzulesen. Ich muß auch einige dort sammeln, um sie meinem Knaben zu bringen, damit er frühzeitig an Olympia denke."

Damit verlor der Freund des Sparters sich unter den Pappeln des Alpheiosufers.

In diesem Augenblicke erklang wieder die alles übertönende Stimme des Herolds, welcher von Zeit zu Zeit,

die Zeltstadt und das Menschengewimmel durchschreitend, die Augen und Ohren aller Hellenen für einen Augenblick auf seine Person vereinigte. Er war der allgemeine Mund der Hellenen. Er verkündete die verschiedensten Dinge. „Die Panormitaner und die Leoniter verständigen feierlich alle Hellenen von dem Friedensvertrage, welchen sie miteinander nach Beilegung ihrer Streitigkeiten geschlossen haben!" Und wieder: „Die Magnesier bringen den Hellenen zur Kenntnis, daß sie mit den Larissäern und Demetriern zur Verteidigung für immerwährende Zeiten sich verbündet haben!"

Jetzt aber erscholl sein volltönender Ausruf: „Die Lechäer danken vor dem gesamten Hellenenvolke den Phliern für die ihnen im Streite mit den Kenchräern geleistete Hilfe!"

„Das lohnte die Mühe!" rief ein anwesender Kenchräer mit spöttischem Lächeln. „Meinen die Lechäer in der Tat, daß wir uns vor ihnen und den Phliern gefürchtet? Beim Herakles! Sie werden am nächsten olympischen Feste ganz andere Heroldsrufe vernehmen!"

„Nur immer zu!" entgegnete spöttisch ein Lechäer, der unferne stand. „Wir haben noch Pfeile genug, um die ganze Kenchräerstadt damit zu bedecken!"

„Und wir noch Lanzen genug," versetzte der Kenchräer, „um die Nieren sämtlicher Lechäer darauf zu spießen!"

„Weg da," rief zornglühend der Lechäer, „sonst erkennst du morgen dein Gesicht im Spiegel nicht wieder!" — Dabei erhob er die Faust.

Ein Athener fiel ihm in den Arm: „Was soll das? — Laß den Kenchräer, oder du hast's mit mir zu tun!"

„Ei, siehe da," begann ein Samier unter den Zuschauern, welche um die Streitenden sich drängten; „die Athener wollen sich einschmeicheln sogar bei den Kenchräern, und man weiß, worauf sie bei ihren Gunsterschleichungen es immer absehen!"

„Jawohl, man kennt das!" fielen einige Sparter und

Argiver ein. „Seit einiger Zeit“, rief einer der Argiver, „bewerben sich die Athener wieder auffallend um gute Freundschaft auf der Landenge und an den Eingängen des Peloponnesos!“

„Haben sie denn Zeit“, rief einer der Sparter grinsend. „Ist denn der große Perikles, der Olympier, schon fertig mit seinen großen Prachttempeln und Propyläen und gold-elfenbeinernen Pallasbildern? Und gelüstet's der Hera des athenischen Olympiers, ihr Reich auch jenseits der Fichtenwälder des Isthmos auszubreiten?“

„Ihre Freunde und Vorkämpfer hat sie ja schon vorausgesendet!“ rief der Argiver, mit dem Finger über seine Schultern nach der Werkstätte des Pheidias hinüberdeutend.

Die anwesenden Athener wollten den Spott sich nicht gefallen lassen. Wilder und allgemeiner drohte das Wortgefecht zu entbrennen.

Da erklang plötzlich eine gewaltige und wohltönende Männerstimme, von so wunderbarer Eindringlichkeit, daß sie augenblicklich sich allgemeines Gehör verschaffte.

„Wessen ist die Hellenenzunge,“ rief der gewaltige Sprecher, „die da spöttelt über die neuen Tempel und Götterbilder der Athener? Was Rühmliches zu Athen geschaffen worden, das ist geschaffen zur Ehre des gesamten hellenischen Namens! Und bedenkt, daß seit Jahrhunderten immer Friede gehalten worden von unseren Vätern, wes Stammes sie sein mochten auf dieser Stätte, wo die heiligen Wasser des Alpheios den Takt rauschen zum olympischen Festreigen des gesamten Hellenenvolks. Zu friedlichem Wettkampfe haben wir immer hier uns eingefunden; hier war heiliger Boden, hier Gottesfriede. Im Tempelbezirk des gemeinsamen Gottes Zeus vereinigt uns das Panhellenenfest. Haltet Frieden, Stammesbrüder, auf der pisatischen Au! Nicht Waffen sollen hier zusammenschlagen, und kein Erzklang soll hier vernommen werden, als das Geklingel prüfend aneinander geschlagener Ringhälften, an welchen hellenische Gastfreunde aller Gaue sich liebend erkennen!“

Der Ausruf „Perikles!“ hallte nach diesen Worten hin durch die Menge. „Perikles von Athen! Perikles, der Olympier!“ Väter hoben ihre Knaben empor, um ihnen den Perikles zu zeigen. Nur von wenigen war er vorher erkannt worden. Jetzt, nachdem er gesprochen, nachdem sein olympischer Rededonner erklungen, erkannte ihn das gesamte Griechenvolk. Und noch fand, was er gesprochen, ein Echo in den Herzen der beweglichen, leicht erregten Hellenen. Ein Beifallsruf widerhallte bis über den Alpheios, und die Wasser des Stromes schienen aufrauschend mit einzustimmen.

Perikles entzog sich der Menge, indem er mit Aspasia und den Freunden in den heiligen Hain Altis trat und dort sich verlor zwischen den Tempeln und Heiligtümern aller Art, den Standbildern, Dreifüßen, Denksäulen, umsäuselt vom Laub der Ölbäume, der Weißpappeln, Platanen und Palmen. Von der Giebelspitze des neuen Zeustempels funkelte ihnen eine vergoldete Siegesgöttin, zwischen zwei ebenfalls vergoldete Preisgefäße gestellt, augenblendend entgegen. Sie betrachteten auf dem hinteren Giebelfelde die Bildwerke des Alkamenes. Er hatte dort den Kampf der Lapithen und Kentauren ausgeführt und darin seiner Vorliebe für bewegtes Leben und mannigfachen Wechsel der Stellungen und Gebärden mehr als auf der Akropolis die Zügel schießen lassen.

Geführt von Polykleitos und Alkamenes, betrachteten Perikles und Aspasia hierauf die übrigen zahllosen Wunder des heiligen Haines.

Zuletzt stiegen sie eine freie Treppe empor, welche aus der Altis nordwärts auf eine mächtige breite Terrasse hinaufführte. Diese Steinterrasse zog längs des südlichen Fußes des Kronoshügels bis zum Stadion sich hin. Auf ihr stand eine Reihe von sogenannten Schatzhäusern verschiedener Städte, in welchen diese ihre nach Olympia gestifteten Weihegeschenke hinterlegten.

Von den Schatzhäusern den Kronoshügel aufwärtsstei-

gend, sahen Perikles und Aspasia die Heiligtümer, welche diesen Hügel schmückten. Vom Gipfel desselben aber hatten sie den schönsten Ausblick über ganz Olympia. Sie sahen unter sich den heiligen Hain Altis mit seinen Tempeln und Standbildern sich ausbreiten; sie sahen jenseits der Altis den majestätischen Strom Alpheios durch die Ebene dahinwallen; sie sahen zur Rechten den Fluß Kladeos, aus den pisatischen Bergen herabkommend, seine Wasser mit denen des Alpheios mischen; sie sahen zur Linken das Stadion und weiter abwärts den Hippodrom, die Schauplätze der olympischen Wettkämpfe, den heiligen Hain begrenzend. Zur Rechten vom Kronoshügel, näher dem nördlichen Ausgange der Altis, sahen sie Gebäude, welche die Mittelpunkte der Verwaltung Olympias bildeten, und wo sowohl die Kampfrichter als die Athleten selbst das Gesetz des Kampfes vor dem Standbilde des mit doppeltem Blitzstrahle bewaffneten Zeus Horkios beschworen. Darüber hinaus aber war von allen Seiten nichts zu erblicken als der Kranz ragender Berge, in deren Hut die heilige Feststätte von Olympia lag.

Das Auge der Männer weilte mit Behagen auf diesem Bilde. Aspasia aber begann über glutende Schwüle zu klagen und über die vielen Stechmücken, welche sie belästigten.

„Wie kommt es nur,“ sagte sie, „daß die Hellenen für ihre Athletenkämpfe die Hochsommerzeit und diese schwüle, sumpfige Niederung des Alpheios sich gewählt?“

„Der Stifter Herakles hat an die Mücken nicht gedacht!“ sagte Alkamenes lächelnd.

„Und wir Männer bisher auch nicht!“ fügte Perikles hinzu. „Du hast nicht wohl getan, Aspasia, uns aufmerksam zu machen auf diese kleinen Blutsauger und ihre Frechheit!“

Durch die Altis zurückkehrend, verweilten Perikles und Aspasia nur noch bei den Standbildern des Polykleitos.

Immer lebhafter war inzwischen in des Tages Verlauf das Getümmel und die Bewegung geworden zwischen der Altis und dem Alpheios. Zahlreiche Opfer wurden gegen Abend dargebracht bei den mit Blumen umkränzten Götter-

altären der Altis. Man sah die Athleten nach Vorbedeutungen ihres Erfolges in den Eingeweiden der Opfertiere spähen. Den größten Schwarm von Zuschauern versammelte das festliche Brandopfer auf dem altberühmten Aschenaltare des Zeus.

Die Vollziehung dieser heiligen Gebräuche dauerte bis tief in die Nacht, unter dem Schalle der Musik und beim Scheine des Mondes; welcher sich seiner Völle näherte. Alles ging vor sich in pomphafter Weise und doch in schöner Ordnung zugleich, in Ehrfurcht gebietender Stille. Um Mitternacht erst erloschen die Fackeln im heiligen Haine, und die letzten Flammen auf den Opferaltären sanken verglimmend in sich zusammen. Jetzt aber eilte schon ein nicht geringer Teil des Volkes zu der Rennbahn hin, um dort, seiner Plätze sicher, die grauende Frühe und den Beginn der Spiele zu erwarten.

Am Morgen bestiegen Perikles und Aspasia wieder den Kronoshügel.

Das Auge des Perikles hing an dem menschenwimmelnden Stadion, dessen Anblick aus der Ferne sich darbot, mit dem Anteil, welchen eine solche Schau dem Griechen immer abgewann. Er hatte nur Aspasia zuliebe dem Genuß entsagt, sich unmittelbar unter die Zuschauer im Stadion selbst zu mischen.

Nicht mit dem gleichen Wohlgefallen wandte das Auge der Milesierin dem Schauplatze sich zu, wo mit gewaltsamem, zum Teil fast mörderischem Eifer gesteigerte Leibeskraft in Staub und Sonnenglut sich betätigte.

„Warum streift dein Auge beinahe verachtend jene schaulustige Menge?“ fragte Perikles.

„Scheint es nicht,“ sagte Aspasia, „als ob das Hellenenvolk, so groß geworden in vielem, was wahrhaft schön und herrlich, die höchste seiner Ruhmeskronen dem Athleten von Olympia vorbehielte? Soll in der Tat der Armen Kraft und der Füße Behendigkeit als der höchste aller Vorzüge gelten dürfen auf hellenischem Boden?“

„Ich begreife dich,“ versetzte Perikles, „du bist die Vorkämpferin der Weiblichkeit und alles dessen, was das Leben verfeinert, veredelt, verschönert. Hier aber feiert die rauhe Männlichkeit ihre Triumphe.“

„Ein echtes Dorerschauspiel“, sagte Aspasia, „ist ein solcher Ring- und Faustkampf, bei welchem die Männer gegeneinander wüten, bis das Blut ihrem Schlund entstürzt. Du hast recht, ich hasse diese Spiele; denn wo die Männlichkeit über ihr Ziel schweift, da scheint mir die Barbarei nicht ferne. Ich fürchte, daß der rohe Reiz dieses Schauspiels den Sinn der Menschen immer mehr bestrickt und sie aufs neue der Verwilderung entgegenführt.“

„Du gehst zu weit“, versetzte Perikles lächelnd.

Der Widerstreit in den Meinungen des Perikles und seiner Aspasia sollte noch vor Ablauf dieses Tages durch eine kleine Szene, von welcher sie Zeugen wurden, einen weiteren Sporn erhalten.

Als nämlich Perikles und Aspasia am Abende desselben Tages im Geleit des Polykleitos und des Alkamenes in der Nähe des Stadions umhergingen und Aspasia die ihr fremden Räume betrachtete, so geschah es, daß, während sie eben zur Rast auf eine Steinbank sich niederließen, ein Schwarm von Athleten, welche an den Kämpfen des Tages teilgenommen, einem anderen Schwarme begegnete, worauf der gesamte Haufe, zum Teil auf den Boden sich hinwerfend, in ein sehr lebhaftes Gespräch sich verwickelte. Die Kämpfe des ersten Tages wurden mit Worten noch einmal durchgekämpft und jeder Erfolg einem scharfen Urteil unterzogen. Jene, welche unterlegen waren, setzten auseinander, durch welchen Zufall ihre Gegner Meister geworden, und wie der Sieg nur eben an einem Haar gehangen, oder sie beschuldigten die Gegner geradezu, daß sie gegen die Regeln des Kampfes gesündigt hätten. Aber es half ihnen meist doch wenig, und sie mußten zuweilen auch noch den Spott der Genossen vernehmen.

„Gleichviel, guter Theagenes,“ hieß es, „du mußt die

Püffe tragen, die du von Nikostratos erhalten. Ganz erbärmlich bist du anzusehen mit dem ölgetränkten Lappen um das zerschlagene Haupt, und verbreitest den Geruch eines Laternenpfahls!“

„Spottet nur!“ sagte der so Angeredete, ein noch jugendlicher Ringer und Faustkämpfer, welcher übel zugerichtet war und daher den Kopf mit einem ölgetränkten Tuche umwickelt trug.

„Spottet nur!“ sagte er; „ich habe jetzt erprobt, was Fleisch und Bein zu ertragen imstande ist. Püffe habe ich erhalten auf das Haupt, welche, glaube ich, einen Quaderstein zermalmt hätten. Und meint ihr, daß ich außer einer kleinen Erhitzung ein Ungemach im Haupte verspüre? Höchstens ein paar unschädliche Beulen sind aufgelaufen. Aber das Rückgrat fängt nachgerade an, mich ein wenig zu schmerzen — es mag wohl von der Gewalt herrühren, mit welcher ich im Ringkampf rücklings auf den Boden hinstürzte.“

„Man sieht, daß du ein Neuling bist!“ sagten die anderen, „da du noch nicht weißt, daß das Haupt der unempfindlichste, das Rückgrat aber der empfindlichste Teil des Menschen ist!“

„Dein Rückgrat wird sich in drei Tagen erholen,“ sagte einer, „aber sieh mich an: woher soll ich nur gleich meine Zähne wiederbekommen? Hätte ich sie ausgespuckt, als ein Faustschlag des Meleager sie mir traf, so hätte ich meine Schlappe damit eingestanden; so habe ich sie lieber hinabgeschluckt. Es ist eine unangenehme Sache, seine Zähne, statt im Munde, im Magen mit sich herumzutragen.“

„Du wirst sie verdauen!“ sagte der Böotier Knemon. „Ein Athletenmagen muß auch Zähne verdauen.“

„Davon werde ich schwerlich soviel Fleisch auf die Glieder bekommen, wie du hast!“ versetzte Theagenes. — Knemon war in der Tat ein ältlicher, ungeschlachter Geselle, welcher das Mark vieler Rinder, Kälber und Lämmer in sich gesogen. Die Ohren waren ihm zerquetscht von Faust-

schlägen; ehern schien sein Fleisch an der breiten, gewölbten Brust und am Rücken; er glich einem hammergeschmiedeten Erzbilde. An den Armen strotzten die Muskeln rund und fest gleich Steinen im Flußbette, welche die Flut in ihren Wirbeln lange Zeit gewälzt und gerundet hat.

„Meint ihr," rief er, „daß ich einem von euch nachstehe, weil ich ein wenig schwerfällig bin, und nicht so leichtfüßig wie ihr? Nun, ein Schnelläufer bin ich nicht, aber ich bin der Mann, den man so wenig umwirft als eine eherne Säule. Und wenn die Erde selber bebt — ich bleibe stehen!"

Dabei legte Knemon eine Wurfscheibe auf den Boden und fuhr fort:

„Wohlan! Ist einer unter euch, der mich hinunterstößt?"

Vergebens erprobten die Athleten einer nach dem andern ihre Kraft. Nun ließ Knemon die Wurfscheibe mit Öl begießen, so daß sie sehr schlüpfrig wurde. Aber auch jetzt behauptete er sich auf derselben.

Dann streckte er seine Hand gerade aus und hielt die ebenfalls ausgestreckten Finger der Hand fest aneinander geschlossen. „Nun versucht es einmal," rief er, „den kleinen Finger da von den übrigen loszureißen!"

Sie versuchten es, aber der Finger schien wie Erz an die anderen gelötet.

„Das will nichts sagen!" rief prahlerisch der Argiver Sthenelos. „Ich halte, wenn es sein muß, ein Viergespann in vollem Laufe fest, indem ich ihm mit der Hand in die Speichen greife!"

„Und ich," sagte der Eleer Thermios, „ich habe zu Pylos einmal einen Hengst beim Hufe gefaßt, und als er sich losriß, behielt ich den Huf in der Hand."

„Das sind Kraftstücke," sagte der Thessalier Euagoras; „aber tut mir einmal nach, was ich zu Larissa getan: ich habe dem berühmten Schnelläufer Kresilas im vollen Wettlauf die Sandalen von den Füßen gestohlen!"

„Wie!“ rief der Sparter Anaktor, „der thessalische Leichtfuß will vor Männern der Faust sich brüsten? Was helfen dir deine geschwinden Beine, wenn ich dich da mit dem Gesicht in den Boden pflanze?“

„Meine Fäuste sind nicht schlechter als meine Beine!“ rief der Thessalier; „und wenn ich dich anrühre, so magst du deine Knochen hier aus dem Sande zusammenlesen!“

„Schweig!“ rief der Sparter, „sonst quetsche ich dir die Augen aus, wie der Koch dem Tintenfisch!“

„Ich zerzause dich,“ entgegnete der Thessalier, „daß dich die Ameisen brosamenweise hinwegtragen!“

„Ihr kämpft mit Worten!“ rief der Böotier Knemon dazwischen. „Das ist nicht Athletenbrauch. Laßt es doch auf eine Probe ankommen!“

„Das wollen wir!“ riefen die beiden.

„Sehr gut!“ sagte der dicke Thebaner; „aber was wollt ihr eigentlich? Wollt ihr miteinander wettlaufen, oder wollt ihr euch mit der Faust bearbeiten? Lauter nicht zu verachtende Proben. Indessen, wißt ihr, was des Athleten beste Probe ist, und worin sich alle Athleten, seien sie nun Schnellläufer oder Faustkämpfer, oder was immer, wie auf einem gemeinsamen Gebiete begegnen?“

„Nun?“ fragten der Sparter und der Thessalier zugleich.

„Des Athleten beste Probe,“ sagte der Thebaner, indem er dabei sich den Bauch strich, „bleibt die Kraft der Verdauung. Denkt an Herakles; er erwürgte die Löwen nur so dutzendweise im Gebirg, aber er war auch der Mann, der einen Stier auf einem Sitze verzehrte. Hier ist Rhodos, ihr Männer, hier tanzet! Laßt, ich will nicht sagen ein Rind — denn was wäre Herakles, wenn er nicht der einzige in seiner Art bliebe? — aber doch einen großen, fetten Hammel braten und teilt ihn in zwei gleiche Hälften und verzehrt ihn auf einem Sitze! Wessen Magen früher seinen Dienst versagt, der gebe sich besiegt, denn er ist der Schwächere von euch beiden.“

„Ganz recht," scholl es in der Runde; „Anaktor und Euagoras sollen die große Athletenprobe vor unseren Augen bestehen! Wir bringen sogleich den Hammel herbei und braten ihn am Spieße."

Anaktor und Euagoras waren einverstanden. Und zugleich entfernten sich einige, um den stärksten Hammel, der zu finden sein würde, herbeizuholen.

So weit war die Szene vor den Augen des Perikles und seiner Gefährten vorgeschritten, als Aspasia sich von ihrem Sitze erhob mit den Worten: „Laß uns gehen, Perikles; ich habe nicht länger Kraft genug, diese olympischen Wettkämpfe mitanzusehen!"

Lächelnd erhoben sich nun auch die übrigen Männer und schlugen mit Aspasia den Rückweg ein.

„Das Gefühl Aspasias diesen Athleten gegenüber", sagte Alkamenes, „scheint mir nicht mehr und nicht weniger zu sein, als das Gefühl eines Weibes, welches gesund ist an Leib und Seele und welches von einem natürlichen und rechten Antriebe geleitet wird. Wozu sind sie denn eigentlich nütze, diese Kraftmänner? Sind sie denn im Kriege tüchtiger als andere? Mähen sie Reihen der Feinde nieder, wie die homerischen Helden? Nein! Die Erfahrung spricht dagegen. Sind sie geeignet, sich um die Verbesserung der menschlichen Rasse Verdienste zu erwerben? Nein! Auch dagegen spricht die Erfahrung. Sie taugen zu nichts, als zu dem, was sie im Stadion betreiben unter dem Beifallsjauchzen der Zuschauer."

„In der Tat," versetzte Perikles, „nicht an den Personen der Athleten selbst verwirklicht sich das Nützliche der Kunst, die sie betreiben. Aber groß und unschätzbar ist der Gewinn, der aus jener Schaustellung von ungebildeter Kraft und aus der dafür im Übermaß gezollten Ehre hervorgeht, insofern das Hellenenvolk dadurch aufs lebhafteste daran erinnert wird, daß man des Körpers Fähigkeiten nicht weniger als die der Seele steigern und entwickeln könne. Größer ist die Gefahr, daß der Mensch sein Körperliches, als daß er sein

Geistiges vernachlässige, denn zu geistiger Übung und Betätigung fühlt er beständig durch einen inneren Drang und durch die Notwendigkeit sich getrieben. Die Ausbildung des Körpers aber pflegt er der Natur zu überlassen, wenn er nicht von außen dazu gespornt wird."

Bei diesen Worten des Perikles hatten die Lustwandelnden eben den heiligen Hain erreicht und standen neuerdings einigen Standbildern berühmter Sieger von der Hand des Polykleitos gegenüber.

Aspasia sagte, den Blick auf diese Bilder gewendet:

„Wenn ich die Werke des Polykleitos hier betrachte, so scheint mir der Bildner in dieser Streitfrage auf meiner Seite zu stehen. Denn nicht das Übermaß der Kraft oder die ungefüge Wucht der Glieder hat er darzustellen gewürdigt, sondern Bilder und Typen des rechten Maßes, der harmonisch, voll und rein entwickelten Gestalt stellt er vor Augen. Immerhin scheint mir der treffliche Polykleitos zu loben, daß er nicht wie Pheidias die sterbliche Natur beinahe verachtet, sondern ihr die Ehre gibt, die ihr gebührt, und daß, wie Pheidias das Göttliche am erhabensten darstellt, so er das anspruchlos Menschliche am klarsten verwirklicht."

Weniger angenehm, als Aspasia dachte, berührte dieser Lobspruch das Gemüt des Polykleitos.

„Der Künstler", sagte er, „hängt ab von den Wünschen und Bedürfnissen derjenigen, welche seine Kunst in Anspruch nehmen. Daß es in Hellas nur dem Pheidias verliehen sei, die Götter würdig darzustellen, scheinen allerdings auch die Eleer zu glauben, indem sie ihn nach Olympia beriefen, nicht aber die Argiver, welche es mit mir, dem einheimischen Manne, versuchen wollen, und mir das Gold- und Elfenbeinbild der Hera in ihrem großen Tempel zu Argos zu fertigen aufgetragen."

So sprach Polykleitos, und es gelang Aspasia nicht mehr, die sichtliche Verstimmung des Meisters auszugleichen. Er entfernte unter irgendeinem Vorwande sich nach kurzer Zeit.

„Du hast, o Aspasia,“ sagte Alkamenes lächelnd, „nun auch dem Polykleitos als Sporn gedient, damit er sein Bestes tue, und die Hera von Argos des Zeus von Olympia würdig sei.“

„Ein treffliches Werk mag er, dem Pheidias nacheifernd, vollenden“, sagte Aspasia. „Aber so wie Pheidias, nachdem er mit seiner lemnischen Pallas einmal sich zur Erde herabgelassen, rasch wieder zum Olymp sich aufschwang und seither Buße tut zu den Füßen des olympischen Zeus, so, glaube ich, wird Polykleitos vom Olymp rasch wieder auf die Erde und auf sein eigenstes Gebiet heruntersteigen. Allerdings deutet der schwunglose Peloponnesier in seinen Gebilden des seelischen Lebens Bewegtheit und Tiefe wenig an; aber lassen nicht auch die athenischen Künstler nicht noch etwas zu hoffen und zu wünschen übrig? Darf ich es euch gestehen, daß ich zuweilen Göttergestalten im Traume erblicke, die bisher kein Pheidias, kein Alkamenes, kein Polykleitos mit dem Meißel verwirklicht hat? In verwichener Nacht erschien mir Apollon, mir der liebste von allen Göttern, der Gott des Lichtes und der Töne. Er erschien mir in wunderbarer, schlanker, kühn und doch anmutvoll hinschreitender, sieghafter, bezaubernder Jünglingsgestalt. Tödlich getroffen krümmten vor seiner bloßen Erscheinung und vor dem Bogen in seiner ausgestreckten Hand sich die Drachen der Finsternis. Wer meißelt mir den Gott, wie ich ihn gesehen? Auch du nicht, Alkamenes! Aber du bist der feurigste unter den Bildnern, und mit beständig jugendlich bewegter Seele gibst du dem Leben und seinem Reiz dich hin. Darum erschließt wohl auch das Leben dir sein Geheimnis, und sein mächtiger Anhauch kräuselt in deinen Gebilden die allzu ruhige Fläche der reinen Gestaltung.“

Die Augen des Alkamenes erglühten in Begeisterung bei diesen Worten.

„Deinem Lieblingsgotte“, sagte er, „gedenken die Arkadier seit langer Zeit einen großen Tempel zu bauen; und um seinen Fries mit Bildwerken zu schmücken, wandten sie

sich an Pheidias. Dieser wies sie an mich. Aber bedächtig ist der arkadischen Männer Sinn und wohl manches Jahr warten sie noch, bis etwa der Gott mit den tödlichen Geschossen sie zur Erneuerung des Gelübdes veranlaßt. Wenn sie aber dann ihres Planes und meiner gedenken, so sollen die Bildwerke jenes Frieses für alle Folgezeit von der Flamme Zeugnis geben, welcher freien Lauf zu lassen du mich ermunterst, Aspasia!"

„Sei ganz du selbst", sagte Aspasia „und horche nicht auf das Wort der Kalten und Strengen, und du wirst etwas schaffen, was selbst die Tadler staunend bewundern."

Von diesem Augenblicke an erlosch der letzte Funke des Grolles gegen Aspasia im Herzen des Alkamenes.

Er suchte immer aufs neue ihre Gesellschaft, sprach mit ihr von seinen Plänen und Entwürfen, begeisterte, belehrte sich an ihrem Worte, und sie versagte ihm nicht, was er so eifrig suchte.

Am folgenden Tage war Perikles durch einen Zufall veranlaßt, einen kleinen Weg ohne Aspasia zu machen, und sie in der Gesellschaft des Alkamenes, des Polykleitos und einiger anderen Freunde, welche er zu Olympia gefunden, zurückzulassen. Nach einem längeren Gespräche entfernten sich alle jene Männer bis auf Alkamenes, welcher die Unterredung mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit fortsetzte.

Immer feuriger wurden die Worte des Alkamenes, immer belebter seine Blicke.

Aber nicht bloß entflammt zeigte sich Alkamenes der Gattin des Perikles gegenüber, als er nun mit ihr sich allein fand, sondern er schlug auch unbewußt, wie es schien, und unwillkürlich einen Ton an, welcher etwas von Vertraulichkeit an sich hatte. Berechtigte ihn dazu die Willfährigkeit, mit welcher einst die kunstbegeisterte Milesierin in einen freundlichen Verkehr sich eingelassen mit dem begabtesten Jünger des Pheidias?

Aspasia empfand jenen Ton der Vertraulichkeit mit einem Gefühle gekränkten Stolzes.

Der entflammte Alkamenes begann Vergleiche anzustellen zwischen den Formen ihrer reifen und denen ihrer früheren jugendlichen Blüte, und sprach dabei von diesen Formen, wie man von Dingen spricht, mit welchen man gründlich vertraut ist.

Auch dies verletzte die hochgemutete Aspasia.

Alkamenes ergriff ihre Hand, musterte sie mit Kennerblicken, pries die Reize derselben und sagte, sie sei ihm ein unerschöpflicher Quell der künstlerischen Belehrung.

Aspasia entzog ihm die Hand, und erinnerte ihn daran, daß Theodota nicht weniger unerschöpflich sei an belehrenden Reizen.

„Du zürnst mir, weil ich Theodota gepriesen!“ rief Alkamenes.

„Habe ich es dich je entgelten lassen?“ erwiderte Aspasia kalt; „hast du mich feindselig gefunden, als wir hier uns wiedersahen? Habe ich aufgehört, Hoffnungen, die dich ehren, auf dich zu setzen, und dich, als den Fähigsten, zur Erreichung der höchsten Ziele zu spornen? Ich wußte, daß du mich haßtest, aber mir sind die Kunst des Alkamenes und Alkamenes selbst gesonderte Dinge. Ich habe weder die Liebe noch den Haß des Alkamenes erwidert.“

„Kühl und verständig“, sagte Alkamenes, „möchten deine Worte klingen, aber sie sind in heimlicher Erregtheit scharf und bitter zugespitzt. Du zürnst mir dennoch um Theodotas willen! Vergib, was ich gegen dich verbrochen! Was du meinen Haß nennst, es war die Rache der L i e b e!“

„Lange bevor mir dein Haß offenbar wurde,“ erwiderte Aspasia, „sagte ich dir schon, was ich dir soeben zu bedenken gab: daß eine Grenze gezogen ist zwischen dem Anteil, welchen der Geist des Menschen an etwas nimmt, und seinem Herzensanteil.“

„Auch beim Weibe?“ fragte Alkamenes mit verwegenem Lächeln. „Ich wiederhole dir: du zürnst um Theodotas willen! Und ein Werk der Rache war es vielleicht auch, daß du in mir die alten Flammen wieder angefacht! —

Noch einmal, vergib! Verdamme nicht in diesem Augenblicke das Feuer, das du doch selber sonst im Wesen des Alkamenes gepriesen!“

Bei diesen Worten umfaßte der Ungestüme in auflodernder Leidenschaft das Weib des Perikles.

Die stolze Schöne traf den Angreifer mit einem Blicke, der ihm die verlorene Besinnung zurückgab.

In diesem Augenblicke trat Perikles herein.

Er las, was vorgefallen, im Antlitz des Alkamenes.

Dieser nahm verwirrten Abschied und stürzte fort, mit neuerdings verwandeltem Herzen, beschämt, von Unmut gegen Aspasia erfüllt.

Perikles war bleich.

„Bedarf es einer Erzählung?“ sagte Aspasia; „du hast in den Mienen des Alkamenes gelesen . . .“

„Es scheint,“ versetzte Perikles, „daß Alkamenes dich behandelt hat, wie man ein Weib behandelt, das man...“

„Vollends nicht!“ sagte Aspasia.

„Ich weiß,“ sagte Perikles, „welche Grenze du ziehst, im Sinne des Protagoras, zwischen deinen Reizen und deiner Person. Ich kenne jene Lehre, nach welcher die Schleier des Weibes zusammenschrumpfen dürfen auf ein Feigenblatt. Du siehst, Alkamenes hat eine andere Ansicht als du von der Unangreifbarkeit eines Feigenblattes. Er irrt, sagst du; aber *seine* Ansicht von der Sache, und nicht die deinige, ist bestimmend für seine Art und Weise, dir zu begegnen. Du kennst des Mannes nicht unedles, aber leidenschaftliches Wesen. Er wird von nun an doppelt gegen dich erbittert sein, er wird die Zahl deiner offenen Gegner vermehren.“

„Er findet, wie es scheint, bei dieser Gegnerschaft einen unverhofften Bundesgenossen!“ sagte Aspasia.

Noch ein paar herbe Reden und Gegenreden fielen. Perikles verließ das Gemach Aspasias.

Unmutsvoll stieß Aspasia mit dem Fuße gegen den Boden.

„Dieser verwünschte Boden des Peloponnesos", sagte sie, „bringt mir Unheil."

Bald aber faßte sie neuen Mut. Es ist leichtes Gewölk, dachte sie, wie es unschädlich durch den heitern Himmel der Liebe segelt. Heller lodert die Glut nach der neuen Erwärmung auf, als vor der Erkaltung.

Aspasia täuschte sich nicht. — Aber bleibt hinter jenen heller auflodernden Flammen nicht doch vielleicht ein unbequemer Rest der alten Asche in der Brust zurück? Und vergißt die Liebe alles, was sie vergibt?

Perikles und Aspasia waren zu Olympia die Gastfreunde des Pheidias. Er hatte ihnen Gemächer in einem der weiten Gelasse seiner Werkstätte zur Behausung eingeräumt. Er selbst aber blieb unsichtbar. Unablässig war er im Tempel mit der Vollendung und Aufrichtung des gewaltigen Gold- und Elfenbeinbildes beschäftigt. Er verweigerte jede Begegnung, aber er hatte durch Alkamenes versprechen lassen, daß Perikles und Aspasia die ersten im gesamten Volke der Hellenen sein würden, welchen er das größte Werk seiner Hände enthüllen würde.

Die mit Spannung erwartete Stunde kam heran.

Einem glutenden Sommertage war ein gewitterschwüler Abend gefolgt. Fliegendes dunkles Gewölk hatte sich über den himmelanstarrenden Gipfeln der Berge gesammelt. Nach Einbruch der völligen Dunkelheit kam ein Sklave des Pheidias und meldete dem Perikles, daß er beauftragt sei, ihn und Aspasia ins Innere des Zeustempels zu führen. In ihrer Begleitung war, auf Aspasias Wunsch, das arkadische Mädchen. Sie durchschritten, dem Sklaven folgend, den heiligen Hain der Altis, der unter umwölktem Nachthimmel in tiefem Schatten lag. Einsam war es rings, und nur ein leises Rauschen ging schauernd durch die Wipfel der Bäume.

Nun erreichten sie den Tempel. Der Sklave schloß die Pforten auf und führte sie in das innere Tempelgemach. Dort lenkte er ihre Schritte auf einen etwas erhöhten Platz im Hintergrunde, wo sie sich niederlassen konnten. Dann

entfernte er sich, die Pforte neuerdings hinter sich schließend, und ließ die drei allein im Dunkel. Ein schwacher Lichtschimmer fiel vom nächtlichen, wolkenumhangenen Himmel durch die Öffnung der Tempelbedachung. Aber er drang nicht in die Tiefe des Raumes.

Stumm, fast ängstlich harrten Perikles und Aspasia und das Hirtenmädchen. Plötzlich zerriß vor ihren Augen der Schleier der Finsternis, und sie erschraken, geblendet durch eine plötzliche, unbeschreibliche Glanzerscheinung. Der Vorhang, welcher den Hintergrund des Tempelgemachs vom vorderen Raume getrennt hatte, war hinweggezogen worden, und die drei erblickten im hellen Lichte vor sich den Gold- und Elfenbeinkoloß des olympischen Gottes. Auf schimmerndem reichgeschmücktem Throne war er sitzend gebildet, und dennoch hinaufreichend bis zur Decke des Tempels mit jenem erhabenen Haupte, das in seiner göttlichen Ruhe schon durch eine Vorwärtsbewegung der Locken, nach dem Worte des Sängers, die Höhen des Olympos erschüttert.

Um die Elfenbeinglieder des Götterkönigs schlang sich golden der Mantel, die linke Schulter samt dem Arme und den unteren Teil des Körpers umhüllend. In buntfarbigem Email funkelte der goldene Mantel, der Zierat kleiner Figuren und blühender Lilien war in seine Fläche gleichsam eingestickt. Aus grün emailliertem Golde war auf die Locken des Olympiers der Ölbaumkranz gedrückt. In der Linken hielt er den, aus verschiedenartigen edlen Erzen kunstvoll gearbeiteten, bunt glänzenden, ruhig nach vorn auf den Boden aufgestützten Zepter. Auf der ausgestreckten Rechten aber trug er eine Siegesgöttin, aus denselben Stoffen wie die Gestalt des Gottes selber gebildet. Auf vier pfeilerartigen Füßen, zwischen welchen auch noch kleine Säulen standen, ragte der schmuckreiche Thron, strahlend in buntem Wechsel von Gold und Marmor, Ebenholz und Elfenbein. Dunkelblau war des Thronsitzes flache Vorderwand gefärbt, ein wohlberechneter Hintergrund für den Glanz des Goldes und des Elfenbeins.

Bedeutungsvoll umgab von allen Seiten reiches Bildwerk die Gestalt des Gottes und den Thron. Auf des Zepters Spitze saß ein Aar, goldene Löwenbilder schmückten die Stützen des Schemels, auf welchem die Füße des Götterbeherrschers ruhten, Sphinxe trugen des Thronstuhls Armlehnen, Sinnbilder der unerforschlichen Ratschlüsse Kronions. Auf den Seitenflächen des Thronsitzes erglänzten, von der Hand des Panainos gemalt, in heller Farbenglut die Taten des ruhmvollen Zeussohnes Herakles. Anderes Heldenhafte schloß sich an: auch die Bilder aller Kampfarten von Olympia.

Auf der breiten Fläche des Sockels aber, über welchem der Thron sich erhob, stieg die herrlichste der Zeustöchter, die goldene Aphrodite, aus dem Schaume des Meeres.

Göttlich mild erschien des Olympiers Angesicht und doch voll unbeschreiblich erhabenen Ernstes. Die milde Güte war mit strenger Macht und ernster Weisheit wunderbar vereint. Vorwaltend aber war und überwältigend der Eindruck höchster Macht.

Aspasia barg fast erschrocken ihr Haupt an der Brust des Perikles. Schier unheimlich ergriff sie diese leuchtende Übergewalt. Hier war nichts Weibliches mehr dem Göttlichen beigemischt wie in der Gestalt der Jungfrau Pallas Athene. Zu ihrem Gipfel emporgeführt war hier die männlich ernste, strenge, hohe Kraft des Götterbeherrschers.

Aspasia fühlte bei diesem Anblick etwas wie einen fliegenden jähen Schmerz in ihrer Brust . . .

Auch das Mädchen aus Arkadien war im ersten Augenblicke heftig erschrocken: gleich darauf aber zeigte es sich gefaßt und blickte zu dem Gotte empor mit der Zuversicht eines Kindes.

Das Gewitter war leise und allmählich heraufgezogen. Man sah durch des Tempels obere Öffnung Blitze am Himmel zucken und hörte ferne Donner rollen.

Aspasia wollte den Perikles mit sich fortziehen. Er aber blieb in stummem Anschauen festgewurzelt. Auch er war

gewohnt, von der Bildkunst einen anmutenden Eindruck zu empfangen. Hier aber sah er sich dem Erhabenen in nie geahnter Gestalt gegenüber. Es lag etwas wie eine neue Offenbarung in diesem Götterbilde.

Draußen rollten die Donner näher und näher.

Plötzlich fuhr ein Blitz durch die Öffnung des Tempeldachs herab.

Perikles und Aspasia verloren für einen Augenblick die Besinnung.

Als die Blendung ihrer Augen vorüber war, sahen sie eine Marmortafel im Raume des Tempels, auf welcher die zwölf olympischen Götter in erhabener Arbeit gebildet waren, vom Blitze gespalten und geschwärzt . . .

Das Antlitz des Zeus hatte im Schein des Blitzes einen Augenblick titanisch furchtbar aufgeleuchtet. Es war, als hätte *seine* Hand den Blitz geschleudert, der seine olympischen Nebengötter zermalmte . . .

Aber nun glänzte das Antlitz des Gottes wieder in so ruhiger Hoheit fort, daß bei seinem Anblicke die Schrecken jener Blitzerscheinung besänftigt zerrannen. So groß erschien der Gott, daß ihn selbst die Blitze nur wie ein leichtes, mattes Funkenspiel umgaben.

„Dieser Gott des Pheidias“, sagte Perikles, verloren in tiefes Sinnen, „ist hinausgewachsen über die Tempel der Hellenen. Er strebt mit dem Haupte hinauf ins Unerreichliche, Unendliche . . .“

Nur halb gezwungen folgte endlich Perikles der drängenden Aspasia.

Sie suchten den Pheidias auf.

Dieser aber hatte ungesehen die beiden beobachtet, während sie vor dem Bilde des Gottes betrachtend standen.

Jetzt verlor er sich und wich den Worten aus.

Er blieb verschwunden.

Als Perikles und Aspasia sinnend zurückgekehrt waren in ihre Behausung, da schüttelte Aspasia den Eindruck der ernst-erhabenen Schau von ihrer Seele ab, wie ein Vo-

gel funkelnde Regentropfen von seiner leichten Schwinge schüttelt.

Nicht so Perikles.

Aber Aspasia ruhte nicht, bis sie den olympischen Ernst auf seiner Stirne gemildert hatte.

Zuletzt trat auch ihm das Unheimliche, ernst Erhabene des unter Blitz und Donner Geschauten in den Hintergrund, und des unvergleichlichen Bildners Bewunderung gewann in seiner gehobenen Seele die Oberhand.

Noch mit geschlossenen Augen sah im Schlummer jener Nacht das Mädchen aus Arkadien sich umwogt von Lichtströmen, aus Goldglanz, Elfenbeinschimmer und Blitzgefunkel wundersam gemischt.

Aber Perikles fuhr ein paarmal unruhig aus dem Schlaf empor. Er hatte geträumt, der sitzende Gott des Pheidias habe sich in seiner ganzen Größe aufgerichtet und mit seinem Haupte die Decke des Tempels in Trümmer gestoßen.

Und Aspasia hatte einen andern wunderlichen Traum.

Sie sah den Adler des Zeus, wie er von der Spitze des Zepters herunterflog gegen den Sockel und dort mit seinem Schnabel den Tauben der goldenen, heiterlächelnden, wonnigen Aphrodite die Augen aushackte . . .

---

19. Das Kind des Lichts und die Priester der Nacht.

Sie waren ein wundersames Widerspiel jenes ionischen Honigmondes, diese peloponnesischen Fahrten des Perikles und seiner Aspasia! Dort an Milets heiteren Gestaden zog die siegreiche Weiblichkeit mit weichen Armen den Athenerhelden in ihren Zauberkreis; hier zwischen starrenden Bergeshäuptern trat der männliche Dorergeist im Geleite vieler Dinge, welche das Gemüt ernst zu stimmen geeignet waren, an Perikles heran. Hier goß die Natur selbst eine

Art von ernstem Schauer in seine Seele; hier sprachen zu ihm alte Überreste einer heldenhaften Vergangenheit, welcher gegenüber die Nachgebornen sich doch nur als ein schwächliches Geschlecht empfinden konnten; hier wurde auf Stätten, deren Sagen an die alte Heldenwelt unmittelbar anknüpften, ein Kult und ein Wettstreit der Männlichkeit gepflogen, geeignet, wie Aspasia richtig fühlte, in der Seele des Griechen Gesinnungen zu wecken, zu erhalten und groß zu ziehen, welche den Sieg der Schönheit und der Weiblichkeit auf allen Gebieten des Lebens weit eher beeinträchtigen als fördern konnten. Auf bergeinsamen Fluren der Hirten hatte Perikles hier ein einfaches, wenn man will, idyllisches Dasein geschaut, welches unberührt war vom Hauche der neuen Gesittung, und welches Anschauungen, Empfindungen, Ahnungen nährte, die vielleicht nur den Niedergang des echten Hellenengeistes erwarteten, um mit einem grauen, einförmigen Nebel die heitere, hellenische Welt zu umspinnen. Hier hatte selbst die Kunst des Atheners, im Tempel des olympischen Götterkönigs ihr Höchstes und Letztes hinstellend, den Triumph des ernst Erhabenen über das anmutend Schöne vor dem Auge des Griechen, wie es schien, für immer besiegelt.

Anders stand diesen Anregungen und Einflüssen Perikles, anders Aspasia gegenüber. Denn nicht völlig gleich war die Natur ihrer Gemüter, und verschieden die Art ihres Verhältnisses zur Außenwelt. Aspasia war die nach allen Seiten hin Wirkende, Gebende, Tätige, Perikles war, seiner männlichen Tatkraft unbeschadet, der von allen Seiten her mit offener, edler Griechenseele auf sich wirken Lassende, Empfangende. Er war, wie das Hellenenvolk selbst, mit seiner Empfänglichkeit zwischen die Gegensätze gestellt; und wie das Hellenenvolk und der Hellenengeist, durchlebte er im Wandel dieser Einflüsse und Gegensätze eine Entwicklung, eine innere Geschichte, deren Ziel und Ausgang noch nicht abzusehen war, während Aspasia unverrückbar und unwandelbar fest stand im innersten Kern ihres Wesens; als die

zaubermächtige Vorkämpferin hellenischer Lebensheitre und Lebensschöne.

War nicht zu fürchten, daß durch diesen gelinden Gegensatz, bisher verdeckt von den Rosengewinden der Liebe und des Glückes, die schöne Harmonie des Liebelebens, welches das edle herrliche Paar vereinigte auf dem Gipfel des Daseins, einmal getrübt werden könnte?

Wohl lag sie nahe, die Gefahr, aber jene Rosen der Liebe und des Glückes schienen nun einmal unverwelklich zu sein für dieses Paar, begabt mit einem Zauberduft von ewiger Dauer.

Noch immer blieb ja Perikles der Empfängliche, Empfangende, Aspasia die siegreich Wirkende, Gebende.

In ihren Gesprächen zwar befehdeten die beiden sich oft, und nicht selten glaubte Perikles, das geliebte Weib zu seiner Meinung, in seine Stimmung mit herübergezogen zu haben. Zuletzt aber merkte er doch meist, daß *sie* es war, die ihn umgestimmt hatte, daß es unmöglich blieb, des wirkenden Zaubers, der in die Hand dieses unvergleichlichen Weibes gelegt war, sich ganz zu erwehren. Immer wieder ließ er von der Schönen sich zurückführen auf den Gipfel freier, heiterer Lebensanschauung. Immer aufs neue wurde der schöne Einklang der beiden Seelen wieder hergestellt, immer aufs neue verwirklichten sie das Ideal des hellenischen Lebens auf seinem Höhepunkte und boten ein Schauspiel, auf welches die Olympier mit Befriedigung herunterblickten.

Aspasia verstand es trefflich, die Stimmungen des Gatten zu bekämpfen. Ob sie für immer imstande sein werde, seines innersten Lebens neu-sprossende Keime zu ersticken, den Fortschritt seiner inneren Entwicklung aufzuhalten, das blieb freilich unmöglich für jetzt zu ermessen.

Gewiß ist nur, daß Aspasia es stets verstand, den Scherz der Lieder des Anakreon mildernd in den Ernst zu mischen, zu welchem Perikles an Hymnen des Pindaros sich begeisterte, und daß zwischen diesen beiden echter Griechensinn noch immer recht behielt.

In dem kleinen Zwischenfalle mit Alkamenes hatte die Vergangenheit einen flüchtigen Schatten auf das Eheglück des Perikles geworfen. Aspasia atmete freier auf, als sie mit ihrem Gatten auf der Heimkehr von Olympia nach Athen den Boden des Peloponnesos hinter sich hatte. Sie ahnte nicht, daß Unerfreulicheres ihr auf dem Boden Attikas selber, unmittelbar vor dem erreichten Ziele, bevorstand.

Während Pheidias zu Olympia seinen Zeus für ganz Hellas schuf, wie er früher zu Athen die Pallas Athene für die Athener geschaffen, war sein früherer Genosse und Freund Iktinos in der attischen Mysterienstadt Eleusis tätig gewesen, wohin er berufen war, um ein neues Haus der Demeter für die Feier der großen Mysterien zu erbauen.

Da die Tage der Mysterienfeier bevorstanden, so hielt sich Hipponikos, welcher bei dieser Feier die an sein Geschlecht geknüpfte Würde eines Daduchen bekleidete, eben in Eleusis auf, ein Landgut bewohnend, wie es auch andere reiche Athener in der Gegend des schön gelegenen Eleusis besaßen. Denn diese Stadt lag unfern dem Meeresstrande, der Furt von Salamis, und dieser Insel selbst gerade gegenüber. Die Hügel hinauf zogen sich die Behausungen der Einheimischen und die großen Tempelbauten mit ihren weitläufigen heiligen Bezirken, innerhalb welcher sie standen.

Perikles nahm bei Hipponikos seinen Aufenthalt während der Zeit seiner Anwesenheit zu Eleusis.

Der erste Tag war der Besichtigung des neuen großen, durch Iktinos vollendeten Weihetempels gewidmet, der, auf die Mysterienfeier berechnet, viele unterirdische Gelasse und labyrinthische Gänge von großer Ausdehnung zählte, die Stätte jener Geheimnisse, welche zu schauen nur den Eingeweihten erlaubt war.

Die eleusinischen Geheimnisse waren nun ein Gegenstand, gegen welchen Aspasia sogleich wieder auf das entschiedenste die Spitze ihres Geistes und Witzes kehrte. Ihr schien alles, was dem Lichte sich entzog, was das Dunkel suchte, was mit dem Schleier des Geheimnisses sich umgab, zusammen-

zuhängen mit Aberglauben und Schwärmerei, und so erblickte sie auch in diesen Mysterien eine Gefahr für den freien, zum Lichte sich emporringenden Geist der Hellenen.

Als sie die Ehrfurcht tadelte, und die heilige Scheu der Athener vor diesen Mysterien, sagte Perikles:

„Vielleicht ist diese Scheu der Hellenen die geheim sich ankündende Scheu des Menschengeistes überhaupt vor den Geheimnissen, die noch in seiner eigenen Tiefe unentwickelt schlummern. Wer weiß, wie viele Offenbarungen der Menschengeist noch hervorholt aus dieser heiligen Tiefe!“

„Ich will nichts hören von Offenbarungen der Zukunft!“ entgegnete Aspasia. „Die Offenbarung der Gegenwart ist die Offenbarung der schönen Menschlichkeit, und alles, was folgen könnte, wäre nur eine Verschlimmerung. Klammern wir uns mit Geist und Seele und allen Fasern unseres Wesens an die schöne, heitere Gegenwart!“

Perikles verwies Aspasia auf den Daduchen Hipponikos und fragte sie, ob denn dieser Mann, dessen Leibesgestalt immer mehr sich rundete, und dessen Wangenrot immer glänzender wurde, irgendeine Spur von Schwärmerei an sich trage. Und doch sei er nicht bloß Eingeweihter, sondern sogar auch Träger einer Priesterwürde zu Eleusis, einer von denjenigen, welche die Einweihung der Mysten vollziehen.

Aspasia entgegnete, diejenigen, welche andere in das Reich des Aberglaubens und der Schwärmerei einführen, seien nicht selten frei von den Gesinnungen, welche sie anderen einflößen; zuweilen aber, sagte sie, geschehe es auch, daß die Träger und Vermittler heiliger Geheimnisse den Maultieren ähnlich seien, welche hier und da nach altem Brauch zum Träger heiliger Tempelgeräte oder Götterbilder verwendet werden, und auf welche nichts von dem Göttersegen übergeht, welchen sie anderen auf ihrem Rücken zutragen und vermitteln. Der harmlose Hipponikos, fügte Aspasia hinzu, scheint mir zu dieser letzteren Art zu gehören.

Hipponikos war stolz auf seine Daduchenwürde, weil in der Tat eine Ehre vor dem Hellenenvolke damit verbunden

war. Aber was mit dieser Würde sonst zusammenhing und was sie von ihm erheischte, dazu fühlte er wahrlich durch keinen inneren Antrieb, durch keine persönliche Neigung, sondern einzig durch den Umstand sich berufen, daß er dem Geschlechte angehörte, aus welchem die Daduchen von Eleusis gewählt zu werden pflegten, und daß ihn diese Wahl getroffen hatte.

Er verteidigte der Gattin des Perikles gegenüber die Mysterien als eine Sache, die er zwar vertrat, aber ohne sich dafür zu ereifern.

Philosophischer Erörterung abhold, begnügte er sich, Aspasia auf ein Gemälde zu verweisen, welches seinen Speisesaal schmückte. Dies Gemälde war von der Hand des Polygnotos und stellte den Besuch dar, welchen der Irrfahrer Odysseus im Reiche der Schatten machte. Der Hades war gemalt mit allen seinen Schrecken, und unter den bleichen Schatten bewegte sich unerschrocken der noch lebende Fürst von Ithaka.

Als Perikles mit Aspasia das Gemälde betrachtete, merkte er als ein Eingeweihter sogleich, daß die Einzelheiten desselben viele Beziehungen zu den Geheimnissen von Eleusis hatten. Hipponikos bestätigte dies und sagte zu Aspasia:

„Soviel ist wohl zu verraten erlaubt, daß der Weg zu dem heiligen Lichte von Eleusis durch den Hades führt, durch die Schrecken des Erebos. Was aber die Nichteingeweihten betrifft und diejenigen, welche es hartnäckig verschmähen, sich einweihen zu lassen, so ist ihr Schicksal in der Unterwelt für die Kundigen sehr anschaulich auf diesem Bilde bezeichnet."

So sprach Hipponikos und riet Aspasia ernstlich, sich einweihen zu lassen, indem er ihr in Erinnerung brachte, daß nach allgemeiner Überzeugung der Hellenen diejenigen, welche in die Mysterien der Demeter zu Eleusis eingeweiht sind, nach ihrem Tode in seligen Auen wandeln, den Nichteingeweihten aber bestimmt ist, eine ewige Zeit hindurch in schauerlicher Finsternis und Öde zu schmachten.

„Ich habe es oft behaupten hören," sagte Aspasia, „und es hat dies meinem Ohre immer so geklungen, wie wenn jemand auf einer verstimmten Zither unharmonische Töne zuversichtlich greift, oder über eine Glasfläche mit einem spitzen Eisen ritzend dahinfährt. Es ist erstaunlich, an welche Dinge sich sogar hellenische Ohren gewöhnen mögen: Ich weiß, daß es Personen gibt, welche sich, wenn sie ihr Lebensende herannahen fühlen, noch schnell einweihen lassen, und manche beeilen sich ja, ihre Kinder schon im zarten Alter dieses Heiles teilhaftig werden zu lassen."

„Bin ich doch selbst," sagte Perikles, „wie fast alle Athener, eingeweiht, und gerne wär' ich bereit, auch diese Geheimnisse wie alles andere mit dir zu teilen."

„Ich begreife," versetzte Aspasia, „daß den Unverständigen der Aberglaube, den Verständigen die Neugier Grund genug ist, sich einweihen zu lassen. Auf das Recht der Neugier aber habe ich ja als Frau doppelten Anspruch. Was muß ich tun, Hipponikos, um jener Weihen teilhaftig zu werden?"

„Die Sache ist leicht", sagte Hipponikos. „Du meldest dich im nächsten Jahre bei der Feier der kleinen Eleusinien zu Athen, erhältst auf die Fürsprache eines schon Eingeweihten die geringeren Weihen und begibst ein halbes Jahr später dich mit dem eleusinischen Festzuge von Athen hierher nach Eleusis, um hier in die großen Weihen eingeführt zu werden, und die eigentlichen Geheimnisse zu schauen."

„Wie?" rief Aspasia, „solange soll ich meine Neugier bezähmen? Die kleinen Eleusinien soll ich erwarten und dann noch ein halbes Jahr verstreichen sehen, bevor sich die Geheimnisse mir enthüllen? Bist du nicht Daduch, Hipponikos, und kannst als solcher mir die Vergünstigung erwirken, daß ich die kleineren Weihen nun hier zugleich mit den großen empfange?"

„Unmöglich!" erwiderte Hipponikos.

„Was hindert dich?" fragte Aspasia.

„Die Zwischenzeit der beiden Weihen ist festgestellt durch den heiligen Gebrauch“, entgegnete der Daduch.

„Du vermagst mir hinwegzuhelfen über den heiligen Gebrauch, wenn du nur willst!“ warf Aspasia ein.

„Der Hierophant ist einer von den Strengen und Ernsten in der Art des Diopeithes zu Athen“, sagte Hipponikos. „Soll ich den Zorn dieses obersten Priesters auf mich laden?“

Aspasia bestand auf ihrem Verlangen, aber der Daduch wiederholte sein „Unmöglich“. Er war ein Feind von bedrohlichen Verwicklungen. Er verspürte keine Lust, die ganze eleusinische Priesterkaste gegen sich aufzubringen. Er liebte den Frieden und die Behaglichkeit.

Den nächsten Tag kam der eleusinische Aufzug von Athen nach Eleusis herüber. Perikles und Aspasia befanden sich mit Hipponikos unter denjenigen, welche als Zuschauer dem Schwarme begegneten, als derselbe zu vielen Tausenden einhergezogen kam auf dem heiligen Wege. Während die Blicke Aspasias hinschweiften über die im Zuge getragenen Heiligtümer und über die Schar der Mysten selbst, alle bekränzt mit Myrte und Eppich, Ähren und Ackergerät in Händen tragend zu Ehren der Erdfruchtspenderin Demeter, da traten ihr plötzlich beim Scheine der brennenden Fackeln — denn die Ankunft des eleusinischen Zuges fiel in die dunkelnde Abendstunde — aus der bunten Menge der Gesichter die matten Augen und die schlaffhängenden Wangen Telesippes entgegen.

Telesippes Gatte, der durch des Perikles Einfluß immer wieder neugewählte Archon Basileus, dem auch die Aufsicht der eleusinischen Mysterien oblag, ging im Geleite der athenischen Priester und obrigkeitlichen Personen; Telesippe wandelte als Basilissa, als Teilnehmerin seiner religiösen Würden und Verrichtungen, erhobenen Hauptes an seiner Seite.

Würdevoll erschien das Weib des Königs-Archonten in der stattlichen Fülle des Leibes; und als ihr Blick, stolz zur Rechten und zur Linken schweifend, auf den früheren Gemahl und auf die Milesierin an seiner Seite fiel, da richtete sich

ihr Haupt noch höher auf, und ein Zug der Verachtung erschien auf ihrer wulstigen Unterlippe gelagert. So feierlich war ihre Miene, als stände sie eben wieder am Lenäenfeste als „des Gottes mystische Gattin“ im Tempel des Dionysos, an der Spitze untergebener priesterlicher Frauen, geheimnisvolle Bräuche vollziehend, Bräuche, die kein männliches Auge schauen durfte, und über welche sie den Teilhaberinnen feierlichst das Gelübde des Stillschweigens abnahm.

Als Aspasia das Weib erblickte, so hoch emporgetragen vom Bewußtsein seiner priesterlichen Würde und den Pfeil der Verachtung aus mißgünstigen Augen schleudernd, da regte sich der alte Haß und die scharfzüngige Spottlust im Busen der Jonierin.

„Siehe da,“ sagte sie lächelnd zu Perikles, „siehe, wie sie einherstolziert, reichlich blühendes Fett um die Glieder, die würdige Frau Telesippe! Nachdem sie zweier sterblicher Männer Ehefrau gewesen, ist sie nun gar des Gottes Dionysos mystische Gattin geworden! Es sollte mich aber wundern, wenn der jugendliche Gott sie nicht bald auch einem andern abträte, und zwar dem Silen, seinem dickbäuchigen Begleiter; denn für diesen erscheint sie ganz wie geschaffen!“

Einiges von dieser scharfgewürzten Spottrede drang zu Telesippes Ohr. Noch besser aber ward sie vernommen von Elpinike und von dem Seher Lampon, welche hinter Telesippe im Zuge gingen, und welche, gleich dieser, den Perikles nebst der Milesierin im Vorübergehen scharf und lauernd ins Auge gefaßt hatten. Blicke mühsam unterdrückter Erbitterung wurden auf die Verwegene geschleudert, und ein stillschweigendes Gelöbnis, längst geschworene Rache zu beschleunigen, flammte gleichzeitig in drei empörten Seelen auf.

In der Nacht schwärmte zur Küstenstrecke des eleusinischen Meerbusens der Festreigen, geführt vom Gotte Bacchos mit leuchtender Fackel. Hier flammte der nächtliche Lichtschein auf über der blumigen Au, und um den Gott her schlang

sich der begeisterte Chor, den Boden stampfend im Tanze, das Lockenhaar schüttelnd samt dem Myrtenkranze darin, und den schwellend gereiften Beeren im Kranze. In mannigfachen Windungen kreuzte sich mit den hochgeschwungenen Fackeln der Reigen. Ein Myste übergab häufig die Fackel wechselnd dem andern. Als heilig wurde dieser mystische Fackelglanz betrachtet, und die davon abspringenden Funken galten als Reinigungsmittel der Seelen jener, die sie niederfallend berührten.

Mit Einbruch jenes Abends aber, welcher der Vorfeier ein Ende machte und den Geheimnissen im Weihetempel vorausging, bereiteten die Mysten auf die Weihen sich vor durch mancherlei Reinigungen, Spenden, Opfer und andere heilige Bräuche.

Wiederholt hatte Aspasia inzwischen an Hipponikos das Verlangen erneuert, durch seine Vermittlung in die Mysterien mit eingeführt zu werden.

Hipponikos erinnerte sie daran, daß die Feier der Mysterien unter Aufsicht des Archon Basileus, des Gemahls Telesippens vor sich ging, und daß, wie der Archon Basileus die Oberaufsicht über die eleusinischen Priester hatte, so seine Gemahlin den Priesterinnen von Eleusis als Basilissa für die Zeit der Mysterien vorstand.

Das alles schien den Eigenwillen Aspasias nur noch zu stacheln; aber sie hätte wohl kaum den Widerstand des Hipponikos gebrochen, wäre es diesem zuletzt der Gattin des Perikles gegenüber nicht so ergangen, wie dem Alkamenes zu Olympia. Er hegte nicht umsonst tagelang den Feuerbrand, der ihm das Herz schon einmal versengt hatte, in seinem Hause. Jenes Zwischenfalls mit Alkamenes eingedenk, würde Aspasia sich sonst wohl gehütet haben, diese Flamme neuerdings zu schüren und eine Gefahr heraufzubeschwören, welche ihr um des Perikles willen verhängnisvoll erschien. Aber sie hatte sich nun einmal vorgesetzt, das, was sie bekämpfen wollte, genau zu ergründen, um es mit noch größerem Erfolg zu bekämpfen. Sie sah mit Genug-

tuung die Gluten des Hipponikos, den sie sonst verachtete, neuerdings auflodern; waren sie ihr doch eine Bürgschaft, daß er ihrem Verlangen zuletzt willfahren werde.

Und so geschah es auch. Der Daduch willigte endlich ein, jene kleineren Weihen, welche Aspasia schon vor einem halben Jahre zu Athen hätte empfangen sollen, ihr jetzt zu erteilen. Er wußte den sogenannten Mystagogen für sich zu gewinnen, welchem es vornehmlich oblag, bei den kleineren Eleusinien zu Athen die Neulinge einzuführen und vorzubereiten.

Der Daduch ließ Aspasia nach vorausgegangenen Zeremonien der Reinigung auf das Vlies eines dem Zeus geopferten Lammes treten, dann unterrichtete sie der Mystagog in gewissen Bräuchen und Formeln, deren sie im Tempel bedurfte, um zu beweisen, daß sie eingeweiht war, daß ihr der Eintritt mit den Mysten ins Innerste des Heiligtums nicht versagt werden dürfe. Schwören ließ er sie zuletzt, daß sie über alles, was sie im Hause der großen Weihe hören und sehen würde, unverbrüchliches Schweigen beobachten wolle für immer.

Nicht auf einmal wurden, als die Tage der Weihen gekommen, alle Mysten eingeführt, sondern eine Abteilung folgte der andern.

Unter der zuerst eingeführten Mystenschar befanden sich Perikles und Aspasia.

Ein Lächeln schwebte auf den Lippen Aspasias, als sie mit dieser Schar, geführt vom Mystagogen, den inneren Raum des Heiligtums betretend, den Hierophanten samt den übrigen Oberpriestern und Helfern in glänzende und bedeutungsvolle Gewänder gehüllt erblickte, Diademe auf dem frei auf die Schultern herabwallenden Gelock des Hauptes, hohe Greisengestalten, ehrfurchtgebietend von Ansehen, überdies geheimnisvolle Sinnbilder zur Schau tragend: unter ihnen der Daduch mit einer Fackel in der Hand.

Und noch reizender lächelte die schöne Milesierin, als nunmehr der „heilige Herold" seine Stimme erhob vor den

versammelten Mysten mit der Aufforderung, daß jeder, der nicht die Weihen empfangen, sich entferne, desgleichen jeder, dessen Hand nicht rein von Schuld und der nicht würdig vorbereitet, zu schauen das heilige Licht von Eleusis, und zuletzt allen den feierlichen Schwur noch einmal abnahm, ewiges Schweigen zu beobachten über das, was sie schauen und hören würden, hierauf aber jedem einzelnen eine Frage ins Ohr geflüstert wurde, die nur der Myste beantworten konnte, und welche er ebenso leise ins Ohr des Fragenden erwiderte, während von einem unsichtbaren Chore der feierliche Hymnus auf die Göttinnen von Eleusis gesungen wurde.

Und noch immer umschwebte das feine Lächeln die geistbeseelten Lippen Aspasias, als die Mysten in das Innerste des Tempels eingeführt und gewisse heilige Gegenstände ihnen dort zuerst gezeigt wurden, Überbleibsel aus Urzeiten, Sinnbilder der Segnungen und Geheimnisse des eleusinischen Götterdienstes, auch zur Berührung und zum Kusse dargereicht, und mit weihevollem Wort aus dem Munde des Hierophanten gedeutet.

Und mit dem gleichen Lächeln verfolgte Aspasia die nachahmenden Darstellungen der heiligen Sagen, lebendig und ergreifend anzusehen im geheimnisvollen Halbdunkel des Tempels, von Saiten- und Flötenklang und Gesängen begleitet.

Jetzt aber wurde die Mystenschar abwärts geführt über Stufen in unterirdische Gewölbe und Gänge. Bald sahen sie von völliger Finsternis sich umgeben. Irrfahrten begannen, und ein langes, mühevolles, zielloses Umherschweifen in nächtlichem Dunkel. Nur des Hierophanten Stimme diente mit ernstem, würdevollem Laut in bedeutsamen Sprüchen und Zurufen als Führer der dunklen labyrinthischen Irrfahrt.

Plötzlich wurde ein dumpfes Getöse, als ob die Grundfesten der Erde erbebten, vernehmlich: darein schienen sich Geheul, Gestöhn, brausende Wasser, rollende Donner zu mischen. — Der vorher ruhigen Schau folgte nunmehr im Schwarme der Mysten ängstliches Staunen, Schauder, Zittern. Schweiß bedeckte die Stirnen.

Immer größer aber wurden die Schrecknisse! Denn beim Schein blitzartig leuchtender Flammen, welche aus dem Boden wechselnd emporschlugen, und deren Farbe rot, blau, weiß oder fahl und grausig anzusehen war, sah man entsetzliche Schreckgestalten, Scheusale der Unterwelt, flüchtig beleuchtet: Gorgonen mit entsetzlichen Häuptern, auf Schlangenfüßen heranschleichende Echidnen, abenteuerliche Chimären, welche des Löwen, der Ziege und der Schlange Gestalt in sich vereinigten, zähnefletschende Harpyen mit ungeheuren Rachen, bleiche, blutlüsterne Empusen, mit Hundeköpfen bellende Szyllen und das grausenhafte Bild der Hekate . . .

Aber noch immer entsetzlicher wurden die Schreckenserscheinungen. Zuletzt erschien im fahlen Lichte Thanatos, der Todesgott, thronend auf Totengebein, in nachtschwarzem Gewande, die Stirn umkränzt von Asphodill, eine umgestürzte Fackel in der Hand, neben ihm ein falbes Roß, auf welchem er reitend unendliche Fernen im Fluge zurücklegt.

Rings um ihn aber waren seine Getreuen gelagert: Eurynomos, der Dämon der Verwesung, einer der Hadesgeister, dessen Amt es war, das Fleisch der Leichen bis auf die Knochen abzunagen. Er saß auf Aas, wie ein Rabe oder Geier, und hackte seine Zähne gierig in das mürbe Fleisch.

Weiter war zu sehen um den fahlen Thanatos die Pest, und der blasse abgezehrte Hunger, und des Krieges Furie Enyo, und die kranke, herznagende Liebesraserei, und Ate, die Torheit, der Verblendung und der Schuld blindwütiger Dämon.

Aspasia lächelte noch immer, aber ihr Lächeln war nicht mehr reizend, und ihr Antlitz marmorbleich . . .

Während aber jetzt auf des Hierophanten Wink der Daduch seine Fackel an einer der aus dem Boden aufzuckenden fahlen Flammen entzündete, und immer schauerlicher die Weisen der Flöten und des unsichtbaren Chores erklangen, nahm eine düstere, von mephitischen Dünsten erfüllte Höhle den Schwarm der Eingeweihten auf. Aus der Ferne erscholl

ein dumpfes Brausen, wie von Stromgewässern, und dazwischen das helle, wie aus dreifachem Haupte kommende Gebell eines Hundes.

Als nun die Mysten den langen, schauerlichen Höhlenweg zurückgelegt, erblickten sie wie im Traum ein weites, einförmiges, düsteres, gleichsam von Schlummersäften triefendes Reich vor sich, umgürtet von traurig hinwallenden Strömen.

Beschwichtigt wurde durch des heiligen Herolds bannenden Stab das Gebell des dreiköpfigen Höllenhunds, und die Mystenschar sah sich umgraut von Persephonens Totenhain, wo in fahlem Lichte Weiden und Silberpappeln standen, blaßfarbig und regungslos und mit traurig niederhängenden Zweigen.

Dann kam die Asphodeloswiese, ganz überwuchert von der traurigen Todesblume, deren bleiche Blüten auf hohen Stengeln wie träumend schwankten.

Über dieser Wiese aber schwebten die Schatten, die Seelen der Toten hin und her: wie Traumbilder, oder wie Rauch, unfaßbar, ohne menschlichen Laut, nur mit einem leisen, einförmigen Gesumme den weiten Raum des Erebos erfüllend. Auch halb nur bewußt waren sie, wie versunken in brütenden Halbschlummer, einzig erweckbar zu vollem Bewußtsein durch einen dargereichten Trunk von dampfend frischem Opferblut.

Nachtgevögel schwirrte in der Luft, auch dieses schattenhaft und gespenstig. Und schattenhaft, mit durchscheinenden Leibern, glitten auch die Fische träg und lautlos hin im Gewässer der Unterweltsströme. Diese Ströme aber, welche den Erebos umgürteten, waren Acheron, der Strom des ewigen Wehs, der Tränenstrom Kokytos, der Feuerstrom Pyriphlegeton, und der Styx mit nachtschwarzem Gewässer.

Durch das Zwielicht der schwebenden, schwankenden Schattenwelt gingen wie traumwandelnd die Mysten, geführt von dem heiligen Herold, bis plötzlich mit Donnergedröhn ein ehernes Riesentor vor ihnen aufkrachte.

Über eherne Schwellen betraten sie den Tartaros, jener Seelen Aufenthalt, welchen es nicht vergönnt war, leid- und

freudlos im Halbschlummer über der Asphodeloswiese zu schweben, sondern welche von rächenden Erinnyen hinabgerissen waren in des Hades tieferen, jammererfüllten Abgrund.

Unsterblich aufs rollende Rad geflochten — von ewig drohenden wankenden Felsblöcken überhangen sein — nach ewig entweichenden Fruchtzweigen in ewig ungestillter Begier die Hände ausstrecken — in ewig vergeblichem Schweißbemühen den immer wieder zurückrollenden Stein bergaufwärts wälzen — die immer wieder entrinnende Flut mit verzweifelter Anstrengung in den durchlöcherten Eimer schöpfen — die immer sich erneuernden Eingeweide dem Bisse eines Geiers und die Glieder den Schlangengeißeln der Erinnyen preisgeben — ein Spielball sein für immer in den Händen jener stygischen Schreckgestalten: dies war das Los derjenigen, welche die Schar der Geweihten auf dem schmerzenreichen Grunde schaudernd erblickte.

Zahlreich waren sie, die Bilder dieser Qualen der Unterwelt, am zahlreichsten aber die Bilder eines ewig vergeblichen, schmerzlichen Ringens und Trachtens — — —

So wurden durch die Schrecken der Tiefe, durch das Leid des Lebens und die Grausen des Todes hindurchgeführt mit angsterfüllter Seele die durch die Weihe Berufenen.

Feierlich erklang die Stimme des Hierophanten durch alle die Erscheinungen und Schrecknisse hindurch, deutend und mahnend.

Immer entsetzlicher wurde das unterirdische Dunkel, immer lauter das Gewinsel und Gestöhne der Büßenden. — Die Ströme der Unterwelt begannen zu brausen, das ganze Nachtreich schien aufzustöhnen in einem herzzerreißenden Todesseufzer; aber auch die oberweltliche Natur schien einzustimmen und die Stimmen aller Kreaturen sich zu vereinigen in ein unendliches qualerpreßtes Ach! . . .

Da brach mit einem Male ein wunderbares Licht aus dem Schoße der tiefsten Finsternis hervor.

Freundliche Gegenden erschienen, Auen, bedeckt mit goldenen Blumen; liebliche Stimmen erklangen, selige Reigen schwebten dahin über das wonnige Gefilde.

Hier winkte Persephones Palast in hellem Lichte. An des Palastes Schwelle stand, im Arm die Lyra, Orpheus, der uraltheilige Mysteriensänger, und sein tönender Mund verkündete geheimnisvolle Dinge.

Hinter ihm winkte das Knäblein Demophoon aus der läuternden Flammenlohe, mit welcher seine göttliche Pflegerin Demeter zum Schrecken der sterblichen Mutter es umgeben hatte, unversehrt lächelnd den Mysten.

Über des Tempels goldenen Pforten aber schwebte leuchtend, beglänzt vom hellsten Strahl, das Symbol der geflügelten Psyche, nicht mehr schattenhaft im Hades brütend, sondern über Asphodeloswiesen und Tartaros und Elysion hinaus empor sich schwingend in den verwandten göttlichen Äther . . .

Durch die Pforte wurden die unterweltlichen Pilger nun geführt, um wahrhaft Schauende zu werden. Hier enthüllte sich ihnen der unausgesprochene Teil der Geheimnisse. Hier erglänzte ihnen, aber freilich jedem einzelnen nur nach seines Augsterns Kraft erfaßbar, das volle, heilige Licht von Eleusis.

Am Tage, welcher der Einführung Aspasias an der Seite ihres Gatten Perikles mit einem großen Teil der Mysten in die eleusinischen Weihen folgte, befand die Milesierin sich in einem wirren, eigentümlich veränderten Zustande. Ihr Wesen war von einer Aufregung ergriffen, welche sich fast zur Höhe des Fiebers steigerte. In einem lebhaften Gespräche mit Perikles über das, was sie an seiner Seite mitangesehen und mitangehört, suchte sie ihres Gemütes gestörte Harmonie wiederherzustellen. Denn gleichwie es Nachtvögel und andere Nachtgeschöpfe gibt, deren Auge das Dunkel liebt und den hellen Strahl des Lichtes nicht verträgt, so gibt es auch wieder Kinder des Lichtes, welche sich nur im goldnen Strahle des verwandten und vertrauten

Elementes wohlbefinden und deren Augstern es nicht verträgt, in die schwarzen Abgründe der Nacht hinabzustarren. Aspasia gehörte zu diesen. Ein Blick ins Dunkel aber, ein Blick in die schwarze Nacht hinab, schien ihr jene Wanderung, und was sich das heilige Licht von Eleusis nannte, nicht als ein Licht erschien es ihr, sondern als eine andere Art von Finsternis, denn es war düster und führte ins Düstere. Sie aber konnte sich das Licht nur heiter denken. Ihr galt als Licht nur das, was erhellte und erheiterte zugleich. Das fahle, kalte, gespenstig-dämmerige, dann wieder augenblendend grelle Licht, das der Hierophant von Eleusis in des Lebens Tiefen fallen ließ, erschien ihr als des wahren, des rosigen Lichtes schnödes Widerspiel. Gaukeleien und wüsten Bildertand nannte sie die ans Zauberhafte grenzenden phantastischen Künste der eleusinischen Priester.

So fühlte sie sich denn erregt, von drangvoller Unruhe ergriffen und zum Widerstreit herausgefordert wie noch nie.

Es war inzwischen in dem von Fremden, namentlich von Athenern wimmelnden Eleusis kein Geheimnis geblieben, daß Aspasia an der Seite ihres Gatten sich in die Mysterien hatte einweihen lassen. Aber auch von den Nebenumständen dieser Einweihung waren diejenigen bald unterrichtet, welche mit dem scharfen Auge der Mißgunst das Tun und Lassen der Milesierin begleiteten. Die schlimmsten ihrer Feindinnen, eben wieder aufs neue beleidigt und zur Rache gereizt, weilten zu Eleusis, und Lampon fehlte nicht, der geschäftige Lampon, welcher es verstanden hatte, das Vertrauen und die Freundschaft Telesippes in noch höherem Maße zu gewinnen, seitdem sie die Gattin eines oberpriesterlichen Mannes geworden, und welcher zum Werkzeuge des rachedurstigen Weibes und ihrer ränkespinnenden Freundin trefflich sich eignete. Dem arglosen Mystagogen hatte Lampon bald das Geheimnis des kühnen, der heiligen Regel trotzenden Wagnisses entrissen, welchem Aspasia ihre Einweihung verdankte. Durch ihn gelangte die Kunde davon an jene Feindlichgesinnten.

Bald wurde der Archon Basileus, als Hüter der heiligen Gesetze, von dem Frevel verständigt, und ein Gewitter zog sich zusammen über das Haupt Aspasias und ihres Helfers Hipponikos, welcher ihr gegen die Regel zur Einführung verholfen hatte.

Noch wußte Aspasia nichts von dem, was sie bedrohte, und ehe sie davon Kunde erlangte, stand im Hause des Daduchen ihr ein unerfreuliches Ereignis anderer Art bevor.

Aspasia saß mit Perikles und dem gastfreundlichen Hipponikos bei einem Frühmahle. Der heilige Gebrauch gebot für die Zeit der Mysterienfeier eine gewisse Enthaltsamkeit; destomehr gefiel sich Aspasia darin, den alten Schlemmer Hipponikos durch heitere Trinksprüche und Skolien anzuregen, daß er mehr des begeisternden Gottes Bacchos eingedenk war, als der strengen Persephone. Er sprach dem Becher fleißig zu und immer entflammter funkelten seine Augen, während das reizende Weib gegen den düsteren Ernst der Mysterien zu Felde zog, und gegen alles Düstere überhaupt, auch gegen den düsteren Begriff der *Pflicht*, welchem sie das heitere Recht des Lebens und der Freude gegenüberstellte.

Perikles entfernte sich, um einen in Eleusis anwesenden Amtsgenossen aufzusuchen und Aspasia begab sich in ihr Gemach.

Plötzlich stand der trunkene Hipponikos vor ihr und begann ihr Vorwürfe zu machen.

„Weib,“ rief er lallend aus, „dein Name ist Undank! Habe ich dich nicht zu Megara aus bösen Verwicklungen befreit? Und was war mein Lohn dafür? Und habe ich nicht jetzt wieder mich kopfüber für dich in die Gefahr gestürzt, indem ich dich, allem heiligen Gebrauche zuwider, in die großen Mysterien einschmuggelte? Und auch dafür soll ich keinen Dank haben, nicht den geringsten? Ei, wenn du so freien Sinnes bist, warum denn nur so spröde gegen mich? Fürchtest du deinen Gatten? Der ist abwesend. Oder den düsteren Begriff der Pflicht? Diesen hast du so-

eben lächerlich gemacht. Bin ich dir nicht jung und schön genug? So nimm diesen Ring mit den kostbaren Steinen darin! Er hat bare zwei Talente gekostet! — Weißt du denn, ob Perikles dich immer lieben wird? Ob er dich nicht auch einmal verstößt wie Telesippe? Alles dreht sich im bunten Wechsel und Wirbel in der Welt! Verlaß dich auf gar nichts! Greif zu! Nimm den Ring, schönes Weibchen! Nimm den Ring mit dem Steine, der zwei Talente gekostet hat! Weißt du denn, Weib, wie lange du noch reizend sein wirst? Noch bist du es freilich, aber es kommt die Zeit, wo du alt und häßlich bist! — Nimm den Ring, schönes Weib, und gib mir einen Kuß dafür!"

Einen Augenblick wich der Trunkene vor den zornglühenden Augen Aspasias zurück. Dann aber ergrimmte er und lallte:

„Wer bist du denn? He, wer bist du denn? Ein Hetärchen aus Milet, bei der Demeter! Ein Hetärchen aus Milet! Seit wann willst du denn ein Spartanerweib sein, eine sittenstrenge Matrone? — O Spröde du, die doch einst dem jungen Alkamenes ohne Sprödigkeit als Modell zu Diensten gestanden!"

Aspasia erbebte und erbleichte vor Unmut gegen den trunkenen, frechen Beleidiger. Noch einmal stieß sie den Taumelnden zurück, warf rasch ihr Obergewand um sich und stürzte fort aus dem Gemach, aus dem Hause ihrem Gatten Perikles entgegen.

Sie hatte kaum das Haus verlassen, als der geschmeidige Freund des Diopeithes, der Seher Lampon, dasselbe betrat.

Er war von Diopeithes gesendet, welcher den Tag zuvor in Eleusis eingetroffen war.

Als jene von tödlicher Leidenschaft gegen Perikles und Aspasia Beseelten zuerst die Kunde der unrechtmäßigen Einweihung Aspasias vernahmen, waren sie sogleich entschlossen, sowohl Aspasia selbst als den Daduchen bei dem heiligen Gerichte anzuklagen, und die meisten freuten sich, außer dem

von ihnen gehaßten Weibe auch den vielbeneideten Hipponikos ins Verderben stürzen zu können.

Aber Diopeithes selbst, das eigentliche Haupt dieser feindseligen Partei, war anderer Meinung. Er ersann einen Rat, der seiner Schlauheit Ehre machte. Gern hätte er dem Hipponikos die Anklage und den verdammenden Richterspruch gegönnt, aber er berechnete, daß der nicht angeklagte, nicht verurteilte Hipponikos der Partei nützlicher sein könne, als der angeklagte und verurteilte.

„Wenn wir ihn sofort anklagen," sagte er, „so wird ihm der mächtige Perikles mit seinem ganzen Einflusse zur Seite stehen, und er wird, wenn nicht straflos ausgehen, doch viel milder gestraft werden, als wir es wünschen. Er wird vielleicht mit einer für den reichsten Mann Athens sehr erträglichen Geldbuße davonkommen. Er wird bezahlen und derselbe bleiben, der er ist. Anders wird es sein, wenn wir ihn nicht sofort wirklich zur Rechenschaft ziehen, sondern die Anklage vorläufig als eine beständige Drohung über seinem Haupte schweben lassen. Wir werden ihn wissen lassen, daß wir sein Geheimnis kennen, und daß es in unsere Hand gegeben ist, ihn zu verderben, sobald wir wollen. Dies wird ihn gefügig in allen Dingen machen. Er wird als ein Mann, welcher seine Behaglichkeit über alles liebt, und welchem kein Preis zu hoch ist, um einer Verlegenheit oder Verwicklung auszuweichen, durch die bloße Angst für uns zu einem willenlosen Werkzeug werden. Sein Einfluß zu Athen und die Macht seiner Reichtümer ist groß: besser wird dieses Gewässer auf unser Rad, als auf das der Gegner geleitet."

So sprach der tückisch-schlaue Erechtheuspriester zu den Genossen und sandte den Lampon in das Haus des Hipponikos.

Der Seher traf den Daduchen in einem sonderbaren Zustande. Er fand ihn trunken und zugleich in der heftigen Zornerregung, in welche er durch das, was soeben zwischen ihm und dem Weibe des Perikles vorgefallen, versetzt worden war.

Nichtsdestoweniger ließ Lampon in ein Gespräch mit Hipponikos sich ein und sagte ihm gerade heraus, es sei bekannt geworden, daß er die Gattin des Perikles auf eine der heiligen Regel zuwiderlaufende Art in die Mysterien eingeführt habe.

Bei diesen Worten erschrak der berauschte Hipponikos so sehr, daß er beinahe nüchtern wurde. Aber mit doppelter Heftigkeit brach sein Zorn gegen die Milesierin aus. Er begann sie jammernd zu verwünschen, als eine Verführerin und Verderberin.

„Haltet euch an sie!" rief er, „rädert sie, pfählt sie, spießt sie, tut was ihr wollt mit ihr, sie verdient es!"

Mit Wohlgefallen vernahm Lampon die Ausdrücke des Zornes gegen Aspasia aus dem Munde des Hipponikos, und nachdem er erst noch in schlauer Weise diesen Groll und die Angst des Mannes vor der verderblichen Anklage aufs äußerste gesteigert hatte, rückte er mit der Eröffnung heraus, daß diejenigen, welche damit umgingen, ihn in Anklagestand zu versetzen, bereit seien, sich insgeheim mit ihm in Unterhandlungen einzulassen. Er fragte ihn, ob er der Einladung folgen wolle, welche jene Männer zum Behufe einer Unterredung an ihn richteten. Hipponikos atmete wieder auf und sagte zum voraus alles zu, was man von ihm verlangen würde. Und sofort ward zwischen ihm und Lampon Ort und Stunde der Unterredung festgesetzt.

Während dieses Gesprächs des Lampon mit Hipponikos durcheilte Aspasia die Gassen von Eleusis. Bald stockte ihr rascher Schritt im Gedränge. Es konnte nicht fehlen, daß sie bemerkt, daß sie erkannt wurde. Sie sah sich zum Gegenstande einer Aufmerksamkeit geworden, welche nicht verfehlen konnte, sie zu verwirren, sie in Verlegenheit und Unruhe zu stürzen.

Die in Eleusis versammelte Menge war von den Feinden und Feindinnen Aspasias in jeder möglichen Weise aufgeregt worden gegen die Gattin des Perikles. Die Gerüchte über ihre unrechtmäßige Einweihung machten im Volke die Runde.

Es gab überdies Leute, welche sich laut zu sagen erkühnten, Aspasia sei vordem eine Hetäre zu Milet und Megara gewesen, sie sei von letzterem Orte mit Schimpf hinweggejagt worden, und schon um dieser Vergangenheit willen sei ihre Einweihung ein Frevel gewesen. Übertreibungen und Fabeln der törichtsten Art gingen, wie es zu geschehen pflegt, über sie von Mund zu Munde, verbreiteten Mißachtung, ja Erbitterung.

Von Gesinnungen dieser Art erfüllt war die Menge, durch welche die Gattin des Perikles in ängstlicher Hast sich drängte.

Es fehlte nicht an Frechen, welche neugierig ihrem Schritte folgten, ja sogar, hinter ihr hergehend, kränkende Worte fallen ließen, die ihr Ohr treffen und verletzen mußten.

„Was gibt es Neues in Athen?"

„Nichts, als daß ein Weib dort Speer und Schild trägt und die Männer weibisch sind . . ."

„Es ist nicht zu leugnen, daß Athen von einem Weibe beherrscht wird . . ."

„Von der Pallas Athene willst du sagen?"

„Nein, von einer milesischen Hetäre. Perikles wird, so heißt es, nächstens ihr Bild auf der Akropolis aufstellen lassen."

„Der arme Perikles! Den Weibern hat er nie widerstehen können. Ist er doch auch Elpinikes Liebhaber gewesen und man weiß, daß diese ihn noch mit ihren alternden Reizen bestochen . . ."

„Ist jene Milesierin dieselbe, mit welcher er sich vor Jahren einmal in Kleinasien umhergetrieben?"

„Jawohl; es hieß, daß er mit ihr zu dem Unterrocke der Heldenbezwingerin Omphale gewallfahrtet, welcher bekanntlich im Dianentempel zu Ephesus aufgehangen ist . . ."

„Aber wie kam ihm doch nur zu Sinn, daß er dasselbe Weib jetzt mit sich in den rauhen Peloponnesos geführt hat, wo sie sich doch unmöglich heimisch fühlen kann. Das Kätzlein, sagt ein Sprichwort, schläft gern weich . . ."

„In der Tat, man sagt, daß ihr schon die Stechmücken von Elis sehr unbequem gewesen sind; und ich wette, die Bremsen von Eleusis werden ihr noch weniger gefallen.“

„Wahrhaftig, das Gesumm derselben scheint ihr sehr schlecht zu behagen!“

„Ach, diese zarten Hühnchen aus Paphias Neste, welche von ihrer Kindheit an auf Purpurflocken geschlafen, diese Ionierinnen mit den schmelzenden Augen und den geschmeidigen Armen, ohne Knochen im Leibe, ganz Weichheit und Liebeszauber — was sollen sie in dem kampfheißen Olympia zu suchen haben, oder in dem ernsten Eleusis?“

So klangen die Stichelreden, boshaft berechnet, hinter der im wachsenden Gedränge hinwandelnden Aspasia.

Als dies eine Weile so gedauert hatte, stand Aspasia mit raschem Entschlusse plötzlich still, schlug die Hülle ihres Hauptes zurück, so daß ihr Antlitz völlig frei erschien, und warf einen ruhigen Blick aus ihren leuchtenden Augen auf die Menge um sie her.

Dann öffnete sie den Mund und sprach in folgender Weise zu dem sie umgebenden, sie anstarrenden Volke:

„Vor Jahren stand ich einmal als ein hilfloses Weib in den Straßen von Megara, umringt von der Menge, schuldlos geschmäht, schuldlos verfolgt mit Blicken und mit Worten. Mit Augen, glühend vor Haß, ward ich betrachtet, denn es war feindseliges Dorervolk, was mich umgab. Mit ungerechtem Wort ward ich verhöhnt, mit frechen Händen angefaßt, denn es war roher, wilder Dorerpöbel, der mich umdrängte. Heute umdrängt mich die Menge in den Straßen von Eleusis. Aber ich erhebe ruhig und gefaßt mein Haupt; denn Athener, dünkt mich, sind es zumeist, die mich umgeben. Nicht dorisches Volk ist's, sondern ionisches, dessen schlimmster Pfeil, meine ich, der kecke Blick des Auges ist und das unbedachte Wort, das immer bereit von der scharfgespitzten Zunge springt. Aber warum drängt ihr mich? Warum starrt ihr mich an? Ich habe mich unberufen in die Geheimnisse von Eleusis eingedrängt, meint ihr? Denket

nicht allzu kleinlich, hellsinnige Athener, und folget nicht allzu bereitwillig den Winken und Worten derjenigen, welche das Licht hassen und die Finsternis lieben und welche euch die Finsternis für Licht verkaufen! Männer von Athen! Ehret nicht allzusehr das düstere Paar der Göttinnen von Eleusis und bleibet eingedenk der heimischen Pallas Athene, der lichten Göttin, der wahren und würdigen Beschützerin attischen Landes und Volkes, deren Bild in heiterem Glanze, alle Geburten der Nacht verscheuchend, ragt auf eurer Burg!"

Als das Weib des Perikles diese Worte gesprochen hatte, das leuchtende Antlitz furchtlos erhoben vor der versammelten, sie umdrängenden Menge, so blickten die Männer einander an und sagten einer zum andern:

„Sie ist, bei den Göttern, ein schönes Weib, diese Aspasia von Milet, und man muß ihr vieles verzeihen!"

So sagten sie und wichen ein wenig auseinander und ließen sie ruhig ihren Weg fortsetzen.

Aber die Freunde des Diopeithes, welche unter der Menge waren, grollten der Milesierin jetzt nur noch mehr und gingen hin zu dem Erechtheuspriester und berichteten ihm, daß Aspasia mit kecker Stirne vor dem versammelten Volke geringschätzend gesprochen von den Heiligtümern und den ehrwürdigen Göttinnen von Eleusis.

Die Stunde der Unterredung bei Diopeithes, zu welcher man den Hipponikos geladen hatte, war gekommen.

Eine Anzahl von Männern düsteren Ansehens, erklärten Gegnern des Perikles, waren bei dem Priester versammelt.

Der zitternde Daduch ließ sich willfährig finden in allen Dingen. Gestützt auf seine Erklärungen und auf jene Ausbrüche des Zornes gegen Aspasia, von welchen Lampon Zeuge gewesen, rechnete Diopeithes ihn fortan unter die Zahl seiner Bundesgenossen und Helfer.

Um seinetwillen, hieß es, wolle man in einer nach den athenischen Gesetzen höchst gefährlichen Sache die Anklage Aspasias solange verschieben, als er sich der Schonung würdig zeige. Um das Weib des Perikles zu verderben, meinten

die Verschwörer, seien auch jene kühnen unehrerbietigen Äußerungen genügend, welche sie vor allem Volke über die eleusinischen Göttinnen sich erlaubte. In jedem Augenblicke könne man um dieser Sache willen die Anklage der Gottlosigkeit, der Religionsverachtung über sie verhängen.

Es waren Männer der Oligarchenpartei zugegen, welche sagten, man müsse weiter gehen, man müsse sich nicht damit begnügen, die Milesierin anzugreifen, welche doch immer nur ein Weib sei, man müsse sich endlich einmal an Perikles selber heranwagen. Auf die verderbliche Umgestaltung des Gemeinwesens deuteten sie hin, die von ihm ausgegangen, auf die unbeschränkte Volksherrschaft, die durch seine Nachgiebigkeit eingerissen, und die durch nichts im Zaume gehalten werde, als durch des volkstümlichen Strategen persönlichen Einfluß. Der Willkür und dem Belieben des einzelnen also seien die Angelegenheiten der Athener preisgegeben. Andere meinten, Männer wie Anaxagoras, Sokrates und die Sophisten seien des Übels eigentliche Wurzel im Staate. Diese hätten die Athener frei zu denken und vermessen zu reden gelehrt über Götter und göttliche Dinge, und diesen vor allen andern müsse man beizukommen suchen. Es gab überdies Gegner und Neider des Pheidias und seiner Schule unter den Anhängern des Diopeithes, welche auch auf diesen die Verfolgung ausgedehnt sehen wollten.

Des Diopeithes Augen funkelten bei der Nennung aller dieser Namen. Ihm waren sie alle in gleichem Maße verhaßt.

„Wir werden sie alle zu fassen wissen,“ sagte er, „alle der Reihe nach oder auf einmal. Aber lasset uns schlau die rechte Gelegenheit erlauern, lasset uns die günstige Stimmung der Athener erwarten. Inzwischen aber lasset uns im stillen nach einem festen Plane alles tun, um das Verderben dieser Schuldigen vorzubereiten.“

So sprach der Erechtheuspriester. Vieles wurde dann noch erwogen, vieles verabredet unter den bei Diopeithes versammelten Männern.

Aspasia war an jenem Tage nicht ins Haus des Hippo-

nikos zurückgekehrt; nur Perikles verfügte sich am Morgen des nächsten Tages, auf dem Punkte mit seiner Gattin Eleusis zu verlassen, noch einmal zu dem Daduchen.

Er stellte ihn zur Rede ob der frechen Beleidigung, welche er Aspasia zugefügt hatte. Hipponikos entschuldigte sich mit der Berauschung, deren Schuld ja zum Teile auf Aspasia selbst zurückfalle, welche durch anakreontische Skolien und Gespräche bei heiterem Mahle ihn zu dionysischer Freiheit aufgestachelt. Dann beklagte er sich bitter über die Verlegenheit und Gefahr, in welche er durch seine Mitschuld an der unrechtmäßigen Einführung Aspasias in die Mysterien geraten sei.

Perikles bedauerte diese Verlegenheiten und versprach ihm seinen Schutz. Aber Hipponikos war nicht zu beruhigen.

Als jedoch Perikles achselzuckend schied, folgte ihm der Daduch bis an die Türe, sah sich mehrmals ängstlich um und flüsterte dem alten Freunde dann ins Ohr:

„Sei auf der Hut, Perikles! Bei Diopeithes wurden gestern im Abenddunkel böse Dinge geplant. Auch ich war dabei — gezwungen — denn es ging mir an den Hals. — Hüte dich vor Diopeithes und mache ihn unschädlich, wenn du kannst. Man will Aspasia und den Anaxagoras und den Pheidias und dich selber verderben. Mich haben sie in der Hand, diese Wüteriche — mußte nur immer so mit dem Kopfe nicken zu allem, was da vorgebracht wurde — aber die Hunde und die Raben sollen ihn zerfleischen, den Erechtheuspfaffen und seinen sämtlichen Anhang!"

---

20. Die Schule der Aspasia.

Seit dem Tage, an welchem der Knabe Alkibiades durch einen Diskoswurf seinen Altersgenossen im Lykeion verwundet hatte, war eine Reihe von Jahren dahingegangen.

Zum Jüngling war der Knabe herangeblüht. Er war

mündig geworden, denn er hatte das achtzehnte Lebensjahr erreicht. Er war nach athenischem Brauche mit den anderen Jünglingen, welche in demselben Jahre in das Alter der Mündigkeit eintraten, in der Volksversammlung vorgestellt worden, er war mit Speer und Schild bewaffnet zum Heiligtum der Agraulos am Fuße der Akropolis geführt worden, er hatte dort den feierlichen Eid geleistet, mit welchem der neue athenische Bürger dem Vaterlande sich weihte: er hatte geschworen, seine Waffe nicht mit Unehre zu tragen und seinen Nebenmann in der Schlacht nicht zu verlassen, zu kämpfen für die Heiligtümer und für das Gemeingut aller, das Gemeinwesen dereinst nicht gemindert, sondern womöglich vergrößert an Macht und Ehre den Nachkommen zu hinterlassen, den Gesetzen, welche das Volk gegeben, zu gehorchen und nicht zu dulden, daß ein anderer sie verletze oder aufzuheben versuche.

Aber das Vaterland, welchem der junge Alkibiades mit diesem Eide Treue schwur, machte für jetzt nur mäßigen Anspruch an seinen Eifer und seine Bemühungen. Der Peribolendienst, welchen die eben mündig gesprochenen athenischen Jünglinge zu leisten hatten, bestand in kleinen Streifungen zur inneren Sicherheit des attischen Landes, und diese waren mehr als ein Vergnügen denn als eine Last zu betrachten.

Das Gemeinwesen ließ dem jungen Sohne des Kleinias hinreichende Muße, sich des Genusses der goldenen Jugend zu freuen. Mit ihm war der junge Kallias herangewachsen, der seinen Vater Hipponikos einen Knauser nannte, und der junge Demos, der durch seine Schönheit bekannte Sohn des Phrilampes, welcher gleichfalls der Meinung war, daß sein Vater Phrilampes von seinen Reichtümern keinen rechten Gebrauch zu machen wisse. Alkibiades, Kallias und Demos waren unzertrennlich. Xanthippos und Paralos wurden bisweilen durch die Laune des Alkibiades, der ihnen den Ruhm der Tugend nicht gönnte, als Helfer bei einem übermütigen Streiche mit herangezogen, aber sie mußten sich mit einer

untergeordneten Rolle begnügen. Denn erstlich fehlte es den Sprößlingen Telesippes an Geist und Witz, und dann strotzte ihr Säckel nicht so voll wie der Säckel jener beiden Söhne der reichsten Männer Athens und wie der Säckel des Alkibiades selbst, welchem mit erreichter Mündigkeit der freie Besitz seines väterlichen Erbes zugefallen war.

Eine Neigung eigentümlicher Art hatte Alkibiades für den jungen Mann gefaßt, jenen Knaben von fremder Herkunft, welchen Perikles aus dem samischen Kriege mitgebracht und welchen er gemeinsam mit seinen Söhnen und mit dem des Kleinias in seinem Hause hatte erziehen lassen. Aber die Bemühungen des letzteren, diesen träumerischen, schweigsamen, etwas schwerfälligen Jüngling in seinen munteren Kreis zu ziehen, mißlangen.

Derselbe Jüngling begann übrigens zu jener Zeit, durch eine sonderbare Art von Krankheit, die ihn befiel, der Gegenstand einer Aufmerksamkeit zu werden, welche mit dem Eindrucke des Unheimlichen verknüpft war. Es entwickelte in ihm sich jener rätselhafte Hang, welcher bekannt ist unter dem Namen des unbewußten Nachtwandelns oder der Mondsucht. In tiefer Nachtstille, wenn alles im Schlummer lag, erhob er sich von seinem Lager, um mit geschlossenen Augen das monderhellte Peristyl zu durchschreiten, dann zum flachen Dache des Hauses emporzusteigen, auch dort eine Weile geschlossenen Auges umherzuwandeln, und zuletzt auf seine Lagerstätte wieder ebenso unbewußt, als er sie verlassen hatte, zurückzukehren. Die Kunde von dem traumwandelnden Jüngling im Hause des Perikles verbreitete sich in ganz Athen, und man begann von diesem Augenblicke ihn wie einen, der unter dem Einflusse dämonischer Gewalten stehe, mit einer gewissen Scheu zu betrachten.

Hatte schon der Knabe Alkibiades die allgemeine Aufmerksamkeit der Athener auf sich gezogen, so machte er begreiflicherweise noch mehr von sich reden, als das Kinn ihm rauh geworden vom „zarten Gekräusel der Mannheit“. Sein tolles Treiben bildete das Tagesgespräch, und nachdem er

frühzeitig den Zauber und den Reiz kennen gelernt hatte, welcher mit dem Rufe eines liebenswürdigen Taugenichts verbunden ist, so legte er sich nicht nur keinen Zwang auf, sondern wenn er einen tollen Streich begangen, über welchen die Athener die Köpfe schüttelten, so brachte er denselben dadurch in Vergessenheit, daß er einen noch tolleren beging. Er wußte ja, daß selbst die Tadler ihn heimlich bewunderten. Es hatte manchmal den Anschein, als wolle er geradezu erproben, ob er nicht doch etwas tun könne, was die Athener ernstlich gegen ihn aufbrächte. Vergebens! Sein Tun mochte so mutwillig sein, als es wollte, er selbst blieb immer liebenswürdig.

Hipponikos verharrte bei dem Gedanken, daß die schönste Jungfrau Griechenlands, seine Tochter Hipparete, nur des schönsten hellenischen Jünglings Gattin werden dürfe. Er erzeigte sich daher so gut er konnte dem jungen Alkibiades gefällig, lud ihn häufig zu Gaste und behandelte ihn fast schon mit der Zärtlichkeit eines Schwiegervaters.

Alkibiades machte sich lustig über ihn wie über alle Welt, und neckte ihn mit übermütigen Scherzen. Eines Tages sandte ihm Hipponikos köstlich zubereitete Fische auf einem goldenen Teller. Alkibiades behielt den Teller und bedankte sich bei Hipponikos mit den Worten: „Es ist allzu gütig von dir, daß du mir außer dem goldenen Teller auch noch so köstliche Fische auf demselben geschickt hast.“ — Hipponikos lachte, daß ihm der Schlemmerbauch wackelte, und pries vor aller Welt den Witz seines künftigen Tochtermannes.

Die holde Jungfrau Hipparete selbst, durch ihren Vater hingewiesen auf den jungen Alkibiades als künftigen Gemahl, war heimlich entbrannt in den herrlichen Jüngling. Sie hatte ihn einige Male bei öffentlichen Festen gesehen. Er aber spottete des züchtigen Jungfräuleins. Er hielt für jetzt sich lieber zu den schönen und geistreichen Hetären, deren Anzahl in der Stadt der Athener sich mehrte.

Insonderheit war es Theodota, welche den Jüngling

einweihte in die Mysterien des heitersten Lebensgenusses. Ungefähr ein Jahrzehnt war verflossen, seit Alkamenes diese Schöne von dem reichen Korinther als Lohn für sein treffliches Kunstgebild sich ausbedungen. Nun war Theodota zu Athen vielleicht nicht mehr die blühendste, aber doch die berühmteste unter ihren Genossinnen.

Sie war für Alkibiades der Mittelpunkt eines Kreises verschwenderisch schäumender Jugendlust und Lebensfreude. Aber sie war eben nur der Mittelpunkt, während der Kreis selbst sich immer weiter zog.

Diopeithes rieb sich vergnügt die Hände und sagte: „Den verheißungsvollen Mündel des Perikles richtet uns Theodota zugrunde!"

Aber wirkliche Gesundheit, wirkliche Kraft und wirkliche Schönheit sind, wie es scheint, zuweilen unverwüstlich. Der zügellose Alkibiades blühte wie eine Rose im Taue des Morgens. Er besaß jene Wangenblüte, welche die Sittenprediger wohlmeinend dem Tugendhaften zuschreiben zu müssen glauben, während eben die Tugendhaften nicht selten mit jenen fahlen Wangen und glanzlosen Augen umhergehen, welche der Sittenprediger hervorzuheben pflegt, wenn er mit Flammenworten das abschreckende Bild des Lüstlings malt.

Theodota erfüllte ihre Aufgabe bei dem lebensdurstigen Jüngling anfangs mit heiterer Hingebung, allmählich aber begannen in ihrem Herzen Regungen einer tieferen Leidenschaft zu erwachen. Die Ärmste! So gewiß es als das beneidenswerteste Glück erschien, von Alkibiades geliebt zu werden, so gewiß war ihn zu lieben das schlimmste Mißgeschick!

Die Mündigsprechung des jungen Alkibiades war wenige Tage nach der Rückkehr des Perikles und seiner Gattin von der elischen Reise erfolgt. Obgleich nun der Jüngling, in den Besitz seines väterlichen Erbes tretend, aufhörte, ein Hausgenosse des Perikles zu sein, führte doch Gewohnheit und Neigung und der Zauber, welchen Aspasia auch auf ihn auszuüben nicht verfehlen konnte, häufig genug ihn

zurück an die Schwelle des Hauses, in welchem er herangewachsen war.

Bedarf es der Erwähnung, daß der verwegene Liebling der Charitinnen es wagen zu dürfen glaubte, auch der noch immer sieghaft schönen Gattin des Perikles mit einem Anfluge jener Art von Huldigung zu begegnen, welche er in der Schule Theodotas gelernt hatte? Aber die schöne Milesierin war noch immer zu jung, um die unentwickelte Mannesblüte verlockend, zu verständig, um sie überhaupt begehrenswert zu finden, und viel zu stolz, um sich, selbst wenn sie die außerordentliche Schönheit des Jünglings in Betracht zog, vor den Triumphwagen eines flaumbärtigen Weiberhelden spannen zu lassen. Sie wußte, daß kein Weib, auch nicht sie selbst, diesen beflügelten Gaukler in der Tat haschen, in Bande schlagen und beherrschen würde. Größer als das zweideutige Vergnügen, die Zahl der Weiberherzen, welche er eroberte, zu vermehren, war für sie der Reiz des Gedankens, ihr Geschlecht an ihm zu rächen, und ihn für einen Flattersinn zu bestrafen, welchen an ihr selbst zu erproben sie ihm nicht einmal Gelegenheit gab. Es kam ihr daher auch nicht in den Sinn, gegen den Jüngling jenen mütterlich zärtlichen, angeblich durch den Unterschied des Alters gerechtfertigten Ton anzuschlagen, in welchem sich oft die Liebeswerbung alternder Frauen birgt, oder die Rolle einer Vertrauten bei ihm zu suchen. Sie erwiderte die Artigkeiten des Jünglings einfach dadurch, daß sie dieselben völlig übersah, daß sie ihm zwar nicht mit mütterlicher Zärtlichkeit, wohl aber mit mütterlichem Ernste begegnete. Dies verblüffte den siegbewußten, verwöhnten Eroberer. Er empfand heimlichen Unmut, aber die Hochschätzung, welche er der Milesierin zollte, wurde dadurch nicht vermindert, sondern wuchs im Gegenteile, ohne daß er sich dessen völlig bewußt war. So fühlte er zu Aspasia sich immer wieder zurückgetrieben und drang ihr jene Vertrautenrolle auf, welche zu suchen sie weit entfernt gewesen war.

Eines Tages verbreitete sich durch Athen die Nachricht

von einem neuen Streiche des Alkibiades, welcher mehr als alle früheren geeignet war, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und alle Zungen zu beschäftigen. Es hieß nämlich, Alkibiades habe auf einem Ausfluge, den er mit den erlesensten seiner Genossen nach Megara gemacht, sich dort in Händel eingelassen, zuletzt gar ein Mädchen geraubt und mit sich fortgeführt, das er nun bei sich zu Athen wie eine Gefangene verborgen halte. Nicht gering sei, so erzählte man, die Erbitterung der den Athenern schon immer feindlich gesinnten Megarer.

Manche sprachen bereits von den öffentlichen Feindseligkeiten, welche infolge dieses Streiches der athenischen Jünglinge zwischen Athen und der dorischen Nachbarstadt zum Ausbruche gelangen würden.

Alkibiades leugnete, wenn er gefragt wurde, die Sache keineswegs und erzählte zuletzt den ganzen Hergang ausführlich, ja mit Behagen seiner mütterlichen Freundin Aspasia.

„Wir waren müde geworden", sagte er, „des langweiligen Peribolendienstes in den ländlichen Gauen — wenn wir auch zuweilen eine Abwechselung in denselben dadurch brachten, daß wir mit den Strolchen und Räubern zechten, die wir fangen sollten, und statt auf diese, lieber Jagd machten auf eine Thraker Magd in den Phelleusbüschen, oder auf eine kernige Acharnerin.

So beschloß ich denn in Gesellschaft meiner Freunde Kallias und Demos wieder einmal eine kleine Meerfahrt auf etliche Tage zu unternehmen. Wir hatten uns schon vor längerer Zeit eine schöngeschmückte, geräumige Lustbarke auf gemeinschaftliche Kosten erbauen lassen, die wir zuweilen auch zum Fischfange benützten. Diese Barke bestiegen wir und nahmen drei junge Jonierinnen mit uns, welche sich nebst ihrer Schönheit vortrefflich auf Musik und Gesang verstanden; ferner ein Paar Jagdhunde, nebst Fangnetzen und Wurfspießen, denn wir hatten die Absicht, längs der Küste hinzurudern, und hier und da auch ein wenig ans

Land zu steigen, um zu jagen. Wir fuhren durch die Meerenge von Salamis. Die „Bacchantin“, so hieß unsere Barke, tanzte lustig über die Wellen hin. Ihr buntbemaltes Vorderteil, welches in ein vergoldetes Panthertier auslief, auf welchem eine Bacchantin ritt, funkelte in der Sonne. Den Mast hatten wir wie einen Thyrsusstab mit Efeu und Blumen umwunden. Der Grund des Fahrzeuges war belegt mit Teppichen und bequemen Ruhekissen. Wir plauderten und scherzten und sangen; von den drei Schönen blies eine die Flöte, die andere spielte die Zither, die dritte schlug das Zimbal, so daß das Meer von Sang und Klang und heiterer Fröhlichkeit widerhallte, und wir die neugierigen Delphine mit Ruderschlägen auf die Köpfe vertreiben mußten, wenn wir nicht wollten, daß sie uns die Barke zerstießen oder umwarfen.

Am Strande hinfahrend, kamen wir an vielen Landhäusern vorüber. Vor einem derselben hielten wir ein wenig, um der Schönen, welche es bewohnt, ein Ständchen zu bringen. Wir sangen und musizierten. Die Schöne freute sich, als sie den Liederklang vom Meere herauf vernahm und die schönbekränzten jungen Freunde erblickte. Lächelnd stand sie auf dem Söller des Hauses: Wir warfen ihr Kränze hinauf und Kußhände. Nun ging es weiter in die See hinaus. Die Sonne brannte, aber wir wußten uns zu helfen. Wir spannten die Obergewande unserer Freundinnen und die eigenen gegen die Sonne über unsern Köpfen aus. Das gab ein schön bewimpelt und besegelt Fahrzeug, und der Widerschein des Purpurs in der See färbte die Wellen. Es schien, als müsse man jetzt und jetzt das helle, glockenreine Lachen einer Sirene vernehmen. Es waren gerade die halkyonischen Tage, während welcher Windstille herrscht und der Eisvogel brütet. Wir hatten die Enge von Salamis hinter uns, und den megarischen Strand zur Rechten vor Augen. Hier begannen die Gestade einsam und einförmig zu werden, von Zeit zu Zeit drang zu uns der Klang einer Hirtenflöte von den Bergeshöhen

herunter, und man sah Rinder-, Lämmer- und Ziegenherden grasen. Wir legten hier und da an und ergötzten uns auf mannigfache Weise. Wir fingen Fische mit Angeln, die wir von Felsen des Ufers an langen Fäden ins Meer hinuntersenkten, erbeuteten auch einige wilde Gänse, Enten und Trappen mit Schlingen.

Als wir eben wieder unser Schiff bestiegen hatten, um den Weg in der Richtung gegen Megara fortzusetzen, begegnete uns ein Lustfahrzeug, das dem unsern an Zierlichkeit und üppigem Schmucke nichts nachgab. In dieser Prachtbarke saß ein betagter Mann mit einem reizend schönen Mädchen an der Seite. Der Anblick dieses Mädchens entflammte mich. Aber allzuflüchtig war die Begegnung. Rasch glitten die beiden Fahrzeuge aneinander vorüber; der megarische Lustfahrer bog unmittelbar darauf um einen Felsvorsprung und entschwand so unsern Blicken.

Wir stiegen wieder ans Land, an einer Stelle, die uns besonders anlockte. Es gab da einiges Gehölz, welches unsere Hunde sogleich durchstöberten. Nach wenigen Minuten scheuchten sie einen Hasen auf, wir griffen nach unsern Fangnetzen und Wurfspießen, und in der Hoffnung, das Tier zu erbeuten, folgten wir demselben und ließen unsere Freundinnen zurück in der Nähe des Fahrzeugs. Der Hase wurde durch die Hunde vom Walde weg in die Felder und Weidetriften gescheucht; indem aber jene mit heftigem Gebell über die Triften und Felder jagten, brachten sie das Volk der Hirten und die Herden selber in Aufruhr. Einem Ziegenhirten aber geschah es, daß seine Herde vor den mitten durch sie hinstürmenden Hunden auseinanderstob und die erschreckten Ziegen sich einzeln bis ans Meer herunter verliefen. Erzürnt über diese Zerstreuung seines Weideviehes, griff der Wicht nach einem spitzen Steine, der ihm gerade vor Augen lag, warf ihn nach einem der Hunde und verwundete denselben tödlich am Haupte. Es war der treue Phylax, ausgestattet mit allen Eigenschaften eines vortrefflichen Fängers.

Als wir den Vorgang aus der Ferne wahrgenommen, ließen wir den Hasen und eilten zornglühend auf den Ziegenhirten los. Dieser aber hatte inzwischen andere Hirten zu seinem Schutze herbeigerufen, und wir sahen uns, als wir hinkamen, einer drohenden Schar gegenüber. Wir machten jedoch Miene, mit unsern Wurfspießen auf sie loszugehen. In diesem Augenblicke kam aus einem nahegelegenen Landhause ein Sklave herbeigerannt, welcher im Namen seines Herrn erkunden wollte, was dieser Aufruhr bedeute. Als wir aus den Reden des Sklaven entnommen, daß der Ziegenhirt im Dienste des Herrn jenes Landhauses stehe, verlangten wir mit diesem selbst zu sprechen, um Genugtuung für das verwundete Tier von ihm zu erhalten. Wir folgten dem Sklaven, und als wir uns dem Landhause näherten, welches ein stattliches Ansehen hatte und als der Besitz eines begüterten Mannes sich darstellte, erstaunten wir nicht wenig, in einem neben dem Hause gelegenen Garten eben jenen Greis und jenes reizende Kind lustwandeln zu sehen, welchen wir kurz vorher auf dem Meere begegnet waren. Wir erzählten dem Manne den Vorfall und sagten, daß wir Rache an dem Hirten zu nehmen gedächten. Der Alte, als ein Megarer und Feind der Athener, antwortete mit unfreundlichen Worten. Die Hirten, von welchen ein großer Teil uns auf dem Fuße gefolgt war, klagten mit heftigem Geschrei uns der Verwüstung ihrer Gefilde, der Zerstreuung ihrer Herden an. Vereinigt mit den Sklaven des Hauses, welche durch Winke ihres Herrn ermuntert worden waren, zwangen sie uns, unter Schmähreden gegen die übermütigen Athener auf uns eindringend, vor ihrer Überzahl ohne erlangte Genugtuung vom Platze zu weichen.

Wie sehr auch der Vorgang mich aufregte, hatte ich doch nicht versäumt, einige Blicke nach der jugendlichen Schönen zu werfen, welche vom Garten aus den Streit nicht ohne ein Gemisch von Neugier und Schrecken mit angesehen hatte. Zurückgekehrt mit meinen Genossen, gab ich diesen sogleich zu wissen, welchen Entschluß ich schon gefaßt hatte, mich an

dem nichtswürdigen Megarer zu rächen. Das schöne Kind hielt ich für eine gekaufte Lieblingssklavin. Mein Anschlag war, mich mit den Genossen eine Zeitlang in der Nähe verborgen zu halten und den Augenblick zu erlauern, wo das Landhaus unbewacht wäre und das Mädchen allein im Gartengehege verweilte, dann uns rasch auf sie zu werfen und sie zu entführen.

Früher als wir gehofft, fand sich die erwünschte Gelegenheit. Bevor der zweite Tag noch verstrichen, hatten wir das Mädchen erspäht, ergriffen, durch eine um den Mund geschlungene Binde am Schreien verhindert und in fliegender Hast auf das unter Felsgeklipp verborgene Schiff hinabgebracht.

Im Schutze der eingebrochenen Dämmerung entflohen wir, die holde Beute an Bord, mit eiligem Ruderschlag den megarischen Küsten."

„Und das Mädchen?" fragte Aspasia.

„Fand sich in sein Los," erwiderte Alkibiades, „obgleich es nicht, wie wir gedacht, eine erkaufte Lieblingssklavin war, sondern eine Freigeborene, die Nichte jenes verwünschten Megarers. Simaitha ist ihr Name und ich nenne sie die reizendste der hellenischen — nicht der hellenischen Frauen, aber doch gewiß die reizendste der hellenischen Jungfrauen!"

Megara! Das Wort hatte einen eigenen Klang für das Ohr Aspasias. Mit unverkennbaren Zeichen des Anteils hatte sie die Erzählung des verwegenen Jünglings angehört.

Sie erkundigte sich nach den Eigenschaften des Mädchens mit vielen Fragen. Alkibiades entwarf eine fast schwärmerische Schilderung von ihr.

Aspasia verlangte Simaitha zu sehen. Gern fand der Entführer sich bereit, ihrem Wunsche zu willfahren. Er brachte Simaitha zu ihr. Das Mädchen war von außerordentlicher Schönheit, so daß Aspasia selbst erstaunte. Aber das Wesen derselben glich einem ungeschliffenen Edelsteine.

War sie doch in Megara erzogen worden. Es war Zeit gewesen, daß sie entführt wurde, wenn nicht diese Perle in der Verborgenheit glanzlos untergehen sollte.

Der reiche Megarer hatte sie als zartes Kind in sein Haus aufgenommen. Er hatte sie besser gehalten als eine Sklavin, aber auch nicht wie eine Tochter.

Er schien, im Hinblick auf ihre vielversprechende Schönheit, sie nur zum willenlosen Werkzeug seines Vergnügens erziehen zu wollen. In keiner Weise glich der alte Megarer jenem herrlichen Greise von Milet, jenem Philammon, welchen Aspasia in der Erzählung ihrer Jugendgeschichte dem Perikles mit solcher Wärme gepriesen. Simaitha haßte ihn und erklärte, daß sie lieber sich töten, als jemals wieder in das Haus des Erziehers zurückkehren würde.

Aspasias durchdringender Blick erspähte die Keime weiblicher Vorzüge höchsten Ranges in dem Wesen des Mädchens, welches das fünfzehnte Lebensjahr kaum überschritten hatte. Aus seinen Augen leuchtete ebensoviel Geist, als Schönheit aus seinen Zügen. Aspasia brannte vor Begier, diese herrlichen Keime zu entwickeln. Rasch war ihr Entschluß gefaßt. Sie sagte dem Alkibiades:

„Das Mädchen ist dein: nicht sowohl durch den Raub, den du verübt, als durch seinen eigenen festen Entschluß, nicht mehr in das Haus des Megarers zurückzukehren. Aber du bist seiner noch nicht wert. Für Knaben deiner Art sind edlere Mädchenblüten, ja selbst das zimberliche Töchterlein des Hipponikos viel zu gut. Weiber vom Schlage Theodotas sind vorhanden für dich und deinesgleichen: an diesen möget ihr euch, sozusagen, die Hörner eures Übermuts ablaufen. Im übrigen würdest du des Besitzes Simaithas, wie sie nun ist, nur halb dich erfreuen. Bald würdest du ihrer überdrüssig werden, denn unentwickelt liegen in ihr noch die Keime jener Eigenschaften, welche nötig sind, wenn der Überdruß nicht zuletzt die Herrschaft über die Liebe erlangen soll. Überlaß mir das Kind auf einige Zeit. Hinterlege bei mir den Schatz, den du erbeutet, lege gleichsam auf

Zinsen deinen Besitz: du wirst ihn, wenn die Zeit um ist, verzehnfacht an Wert aus meinen Händen zurückempfangen."

Alkibiades war allzu jung und allzu flatterhaft, als daß es ihm hätte schwer fallen sollen, das erbeutete Mädchen für einige Zeit aus seinem Hause in das Aspasias auszuliefern.

„Ich bin bereit," sagte er, „meinen kostbaren Schatz bei dir auf Zinsen zu legen. Ich weiß zum voraus, daß diese Zinsen mich reichlich entschädigen werden für die kurze Entsagung, die ja auch nicht eine völlige sein wird, da du mir ohne Zweifel gestattest, das schöne Kind in deinem Hause zu sehen."

„Warum nicht?" erwiderte Aspasia; „du magst ein beständiger Zeuge ihrer Fortschritte sein."

Simaitha wurde zu Aspasia gebracht. Perikles hatte zuerst seine Einwilligung verweigert; aber seiner Seele war eine wundersame Milde eingepflanzt, und auf das immer wiederholte Andringen Aspasias machte er zuletzt das verlangte Zugeständnis, knüpfte es jedoch an die Bedingung, daß der Aufenthalt des Mädchens in seinem Hause nur solange währe, bis über die Auslieferung oder Nichtauslieferung desselben bestimmt entschieden sein würde. Wären die Megarer nicht so sehr zu Athen verhaßt gewesen, man hätte die Nachgiebigkeit des Perikles, welcher aus Liebe zu Aspasia dem Mädchen eine Freistätte in seinem Hause gewährte, ohne Zweifel schärfer beurteilt, als es in der Tat geschah.

Man hatte schon vor längerer Zeit angefangen, zu Athen von einer Schule der Aspasia zu sprechen, und mehr als je war von jetzt an dieser Name gerechtfertigt.

Es gab nun in der Tat nicht weniger als vier, in erster Jugendblüte stehende Mädchen, welche im Hause Aspasias unter der unmittelbaren Zucht der Milesierin lebten. Den schon längere Zeit bei ihr weilenden milesischen Nichten und der von der elischen Reise mitgebrachten arkadischen Kora hatte jetzt das Mädchen aus Megara sich angereiht.

Völlig entsprechend war der Name einer Schule den innersten Absichten Aspasias. Ihre persönlichen Bemühungen, das Frauentum zu Athen veredelnd und befreiend umzugestalten, waren von sehr zweifelhaftem Erfolge gewesen. Der lebendige Drang ihrer Seele aber gönnte ihr nicht Ruhe. Sie glaubte sich überzeugt zu haben, daß es ein vergebliches Bemühen sei, das gereifte, fertige Weib umformen zu wollen. Im knospenden Alter, meinte sie, müsse die Einwirkung beginnen.

Nicht Hetären wollte sie erziehen, sondern Kämpferinnen und Helferinnen, welche durch Geist und Schönheit, in ähnlicher Art wie sie selbst, Einfluß zu erringen geeignet wären. In der Schule, welche sie gründete, sollte ihre Überlieferung lebendig erhalten und von da aus weiter verbreitet werden. Durch ein Wirken vereinigter Kräfte in ihrem Sinne sollten endlich die Vorurteile erschüttert, der Sieg des Geistes, der Schönheit und der Weiblichkeit völlig entschieden werden.

Nicht im Vordergrunde stehend, aber doch auch nicht fremd war der hochstrebenden, kühl berechnenden Milesierin der Gedanke an die Vorteile, welche in anderer Hinsicht dieser ihrer Schule entsprießen konnten. Ihre Schülerinnen konnten, der Meisterin gleich, mächtige und hervorragende Männer zu Gatten gewinnen, die perikleische Herrschaft sichern und befestigen helfen, und durch ihren Einfluß das Aufstreben seiner Gegner bekämpfen.

Trug die Gattin des Perikles kein Bedenken, eine Anzahl jugendlich reizender Mädchen unter den Augen ihres Gatten bei sich zu versammeln? Erhaben war diese stolze, kühne, nach lebendiger Wirkung strebende Seele über feige Rücksichten und kleinliche Gefühle; nicht war sie, wie ein gewöhnlich Weib, zufrieden mit persönlichen Erfolgen, sondern für einen großen Gedanken lebte und wirkte sie. Und sie wußte, daß Aphroditens Gürtel noch immer in ihrer Gewalt war, daß er in ihrer Hand noch nichts von seinem Zauber eingebüßt. Sie wußte, daß sie noch lange die

Meisterin unter ihren Schülerinnen bleiben werde, und daß diese erst werden müßten, was sie war. Und was insonderheit Perikles betraf, so hatte sie die Überzeugung, daß nichts in der Welt die Kraft des Bannes brechen oder mindern würde, mit welchem sie sein Herz bestrickt hatte, und der durch die Gewöhnung nur immer fester geworden.

Eine Laune der Natur hatte Aspasia die Freuden der Mutterschaft versagt. Sie ertrug es ohne Klage. War es ihr nicht vergönnt, weibliche Sprossen ihres Leibes zu ihren Ebenbildern heranzuziehen, so führte ihr das Schicksal in jenen vielverheißenden Mädchenblüten einen Ersatz entgegen, an welchem sie nach Herzenslust die Zauberkraft ihrer bildenden Meisterhand erproben konnte.

Die Musen und die Charitinnen schienen vom Olymp herabzusteigen und sich gleichsam als Lehrmeisterinnen in der Schule Aspasias zu verdingen. Da wurde die hohe Lehre gedeutet, wie die Natur zur edlen Kunst geläutert, und die Kunst wieder Natur werden müsse. Da wurde die Einheit alles Schönen begriffen und verwirklicht: da wurde die Musik zum Tanz der Seelen, und der Tanz eine Musik der Glieder — da wurde die Schönheit Poesie und die Poesie Schönheitszauber.

Aspasias Bemühen war, in ihren Schülerinnen durch die Schönheit und um der Schönheit willen den Geist zu erwecken und den erweckten zu befreien.

Als geisterweckend aber diente ihr nicht bloß jede Art von Kunst, auch manches von Weisheit, von Erkenntnis, von der Ausbeute des Wissens wurde wie befruchtender Samenstaub auf den Flügeln der Eroten in die Schule Aspasias getragen. Ausgeschlossen war nur das Ernste, das Strenge, das Düstere. Heiterkeit blieb verkündet als der Schönheit und des Lebens oberstes Gesetz.

Was Aspasia ihren Schülerinnen vor allem lehrte, war dies, wie töricht es wäre, allen Erfolg von ihren Reizen zu erwarten. Sie zeigte ihnen, daß diese noch lange nicht für sich allein das Liebenswürdige seien. Sie sagte

ihnen, Schönheit sei eine Tugend und müsse wie jede andere erlernt, geübt und ausgebildet werden. Sie machte ihnen klar, daß auch nur der Geist die Würze sei, welcher, der Schönheit beigemischt, sie frisch erhalte. „Eine blöde Schönheit altert schnell,“ sagte sie, „und bald verwelkt auch der Reiz, den die Gemeinheit wie ein trüber Sumpf umgibt. Nichts zerstört so rasch die Blüte, als ein stumpfsinnig Hinleben in geistloser Alltäglichkeit. Schön sein“, sagte sie, „ist kein Zustand, sondern ein Tun, ein Wirken. Schönheit ist die höchste Wirksamkeit, und ihr Tun beruht auf der Zusammenstimmung aller edelsten Wirksamkeiten — auf einer anmutigen und harmonischen Regsamkeit des Leibes und der Seele. Sie ist kein totes Schaustück, kein regungsloses Licht, sondern wie das Sonnenrad, ein lebendiges Strahlenspiel, ein Funkensprühen.“

„Man kann sich die Schönheit nicht unmittelbar geben,“ pflegte sie auch zu sagen, „aber man kann überall das Häßliche ersticken, dämpfen, mildern. Nicht allzuoft könnt ihr einen Blick in den Spiegel werfen: nicht um zu sehen, wie schön ihr seid, sondern um euch auf der Häßlichkeit zu ertappen. Nur so werdet ihr erfahren, daß niemand immer schön, und niemand immer häßlich ist — daß die Blüte jeder Schönheit wohl hundertmal in des Tages Lauf Gestalt und Farbe wechselt, daß sie, sich selbst überlassen, halt- und bestandlos schwankt, daß eine Schönheit, welche, ihrer selbst sicher, die Hand in den Schoß legen darf, ein Traum der Törinnen, und daß schön zu sein eine schwere Kunst ist auch für die Schönsten. Lasset in keiner Gestalt das Häßliche an euch kommen! Zahllos sind seine Gestalten, seine Verkleidungen. Das Häßliche ist ein Dämon, mit welchem wir alle Tage ringen müssen, wenn er uns nicht schleichend überwältigen soll. Am öftesten aber wendet er vom Hinterhalt der *Seele* aus gegen des Leibes Blüte seine tödliche Waffe.“

Aber nicht mit ermahnenden Worten bloß, auch tätig unterstützte Aspasia ihre Schülerinnen im Kampfe gegen

jenen tückisch bedrohlichen Dämon. Sie war hinter den Keimen und Spuren jeder Häßlichkeit her, gleich dem Häscher hinter dem Diebe. Wie Meister der Schule einen Stab oder eine Rute, so trug sie einen kleinen Silberspiegel in der Hand und hielt ihn der Schuldigen vor, in welcher ein Funke leiblicher oder seelischer Häßlichkeit aufblitzte. So lehrte sie jene Mädchenblüten Selbstbeherrschung, Unterdrückung jeder entstellenden Laune und Leidenschaft, Ruhe, Heiterkeit, edles Gleichmaß des Leibes und der Seele.

Von den beiden Nichten Aspasias entwickelte die eine, Drosis, eine glänzende Naturanlage für den mimischen Tanz, Prasina dagegen glänzte vornehmlich durch Fertigkeit in Gesang und Saitenspiel. Aber Aspasia litt nicht, daß die eine oder die andere sich etwa ganz auf die Ausbildung einer solchen einseitigen Fertigkeit legte. Sie verlangte von jeder, daß sie nicht durch eine bestimmte Kunstausübung, sondern durch eine harmonisch entwickelte Persönlichkeit zu gefallen suche. „Einseitige Kunstausübung", sagte sie, „veranlaßt immer eine Vernachlässigung der Persönlichkeit selbst und ihrer harmonischen Ausbildung."

Drosis war von Natur bezaubernd durch ihre Anmut. Ihre Gestalt war schlank und zierlich, so ätherisch leicht und schwebend, daß sie, einer Nymphe gleich, keinen Halm und keine Blume im Hinwandeln über das Gefilde knicken zu können schien. Ihre Glieder waren von jener Schlankheit, von jener jugendlichen Feinheit und anmutigen Zartheit, welche die Sinne noch weit mehr berückt als plumpe Üppigkeit.

Prasina war ihr ähnlich an Schönheit, aber sie hatte den Vorzug der hellen Silberstimme voraus, mit welcher sie, die Lieder Sapphos zur Laute singend, jedes Ohr entzückte. Gibt es überhaupt etwas Süßeres als den jungfräulichen Klang einer sechzehnjährigen Mädchenstimme? Prasinas Stimme übertraf an Lieblichkeit, Schmelz und süßem Feuer die Nachtigallstimmen der Kephissostäler.

Aber die reizende Drosis, die feurige Prasina, sie wurden

bald überflügelt durch die herrlich sich entfaltende Blüte Simaithas. In Simaithas Gestalt, in ihren Zügen fand der edelste hellenische Formenzauber in reinster Verkörperung sich ausgeprägt. Züge von dieser wunderbaren Reinheit der Linien hatten selbst die Meister der Bildkunst kaum geträumt. Sie besaß jene unbeschreibliche Klarheit, jene glanzvolle und doch etwas träumerisch angehauchte Frische des Auges, welche zuweilen bei Mädchen in zarter Jugendblüte mit hinreißender Wirkung hervortritt. Aber wie an Wohlgestalt, so stand auch an Geist und Seele Simaitha der Meisterin Aspasia am nächsten. Innig verwandt erschien sie ihr durch die ganze sich entwickelnde Art des Denkens und Empfindens. Nicht weniger als die Milesierin versprach sie eine Verkörperung des echten sinnenfreudigen und schönheitseligen Hellenengeistes zu werden. Mit glühender Begeisterung erfaßte sie die Gedanken Aspasias. Sie übertraf an hellem Verstande bei weitem ihre Gespielinnen. Sie liebte die Künste, und für die Bildkunst schien sie das unvergleichlich sinnige und verständnisvolle Auge Aspasias zu besitzen. Auch darin glich sie ihrer Meisterin, daß sie auf keine einzelne persönliche Kunstbefähigung Gewicht legte, sondern alle Fähigkeiten in schöner Harmonie entwickelte. So war sie denn die Perle der Schule der Milesierin, welche fast mit der Zärtlichkeit einer Mutter sie liebte und ihre schönsten Hoffnungen auf sie setzte.

Und Kora, das Mädchen aus Arkadien? Es war schwer zu sagen, ob man sie zur Schule Aspasias rechnen durfte. Als Aspasia sie ihrer arkadischen Heimat entführt hatte, reizte sie eben die Sprödigkeit des Stoffes, ihre bildende und erziehende Kunst daran zu versuchen. Aber die Sprödigkeit des Stoffes erschien bald größer noch als die Meisterschaft der bildenden Kunst Aspasias. Kora diente den Gespielinnen zum Gespött, und man erniedrigte sie fast zur Dienerin. Aber das Mädchen aus Arkadien hatte doch auch wieder etwas in seinem Wesen, was es nicht ganz zur Sklavin herabsinken ließ. Nicht reizend war sie, nicht von

edler Wohlgestalt, auch nicht heiteren Geistes, sondern ernst und nachdenklich, und was sie Eigentümliches in ihrem Wesen nach Athen mit sich gebracht, das blieb unverändert. Aber sie überraschte durch Blitze und Funken des Geistes und des Gemütes, welche immer etwas Ursprüngliches und Ungewöhnliches hatten, und dadurch einen Anteil besonderer Art für sie erweckten. Wie ein Wesen erschien sie aus einer fremden, bis jetzt noch unbekannten Welt.

Aspasia fand es geraten, ihre Zöglinge, der athenischen Sitte zuwider und ihres jugendlichen Alters ungeachtet, in den freien bildenden Verkehr mit der Welt und den Menschen zu bringen. Nach wie vor besuchten ihr Haus Männer von hervorragendem Geiste, durch deren Gespräche die Seelen der Mädchen frühzeitig über die dumpfe Alltäglichkeit erhoben werden konnten. Aber auch weibliche Besuche waren nicht ausgeschlossen. Wer von jenen hervorragenden Männern eine schöne Freundin in diesen Kreis einführen wollte, dem war es gern gewährt. Unter denjenigen, welche von dieser Freiheit Gebrauch machten, befand sich der junge Bildhauer und Architekt Kallimachos, welcher ein verwaistes, durch Schönheit ausgezeichnetes junges Mädchen, Philandra mit Namen, von Korinth nach Athen gebracht hatte. Er liebte das Mädchen zärtlich und schien entschlossen, es zu seiner Gattin zu machen. Aber von ärmlicher Herkunft und noch im zarten Alter stehend, entbehrte Philandra einer des Freundes würdigen Bildung. Wie konnte ihr diese besser zuteil werden, als durch den Verkehr mit dem Kreise Aspasias? Diese verschmähte es durchaus nicht, den Kreis ihrer Schule über den Bann ihres Hauses hinaus zu erweitern.

Philandra war eine Schönheit von üppigen, aber edlen Formen der Glieder. Sie verriet eine leidenschaftliche, heftige Natur und erschien ihres stattlichen Ansehens wegen reifer als sie war.

So hatte sich denn, man mochte sagen, ein weiblicher Olymp in dem Hause Aspasias zusammengefunden. Der junge Alkibiades pflegte die Mädchen nach den Göttinnen

zu benennen, welchen sie am ähnlichsten waren. Künstler begeisterten sich in diesem Olymp zu schönen Gebilden, Dichter zu anmutigen Gesängen. Aber der Übermut und alles Unedle blieb verbannt aus diesem Kreise. Aspasias Blick wußte selbst den kühnen, sprudelnden Alkibiades im Zaume zu halten, und immer behielt die Priesterin der Schönheit auch die Zügel des edlen Maßes in der Hand. Eingedenk blieb Aspasia immer, was sie der Ehre des Hauses ihres Gatten schuldig sei. Und zu verhüten wußte sie, daß in betreff der Schule, die sie um sich versammelt hatte, die Bedenken ihres Gatten nicht bis zur Entfremdung, nicht bis zum Zerwürfnis fort sich steigerten.

Eines Tages lud der junge Alkibiades Aspasia und ihre Mädchen zu einer Meerfahrt auf sein Lustfahrzeug. Aspasia nahm die Einladung des Jünglings an, unter der Bedingung, daß er darauf verzichte, einen seiner übermütigen Altersgenossen mit sich zu nehmen.

An einem Sommermorgen voll leuchtender Frische bestieg Aspasia mit Drosis, Prasina, Simaitha und Kora das Schiff des jungen Alkibiades. Ihnen schloß noch Kallimachos mit Philandra sich an, und im Geleite Philandras eine Freundin derselben, Pasikompsa mit Namen, welche, gleich Philandra selbst, bei Aspasia eingeführt und von dieser würdig erachtet war, eine Gespielin ihrer Schülerinnen abzugeben. Außer diesen Genannten und einigen Ruactersklaven befand sich niemand auf dem Schiffe.

Man fuhr den Strand entlang und gelangte bald in die schöne Bucht von Salamis. Zur Linken hatte man die grüne, im Taue des Morgens funkelnde Insel, zur Rechten das attische Gestade, an welches die ägaleischen Hügel herantraten.

Nichts vermag die Seele lieblicher und harmonischer anzuregen, als das Vergnügen einer Kahnfahrt über einen sonnigen blauen Meeresgolf. Kein herrlicheres Meeresblau aber gibt es, als das der Bucht von Salamis. So fühlte denn auch die Gesellschaft auf dem Schiffe des Alkibiades sich von des Meeres und der Freude Wellen anmutig ge-

schaukelt. Über den Häuptern das Blau des Äthers, unter sich das ätherische Blau des Meeres, schwammen sie gleichsam zwischen zwei Himmeln, sich wiegend in einem seligen Blau. Ob das des Äthers lieblicher, oder das des Meeres, wußten sie nicht zu sagen, noch fragten sie danach: sie sahen nur, daß zuweilen die Vögel auf einen Augenblick aus dem Ätherblau herab in das des Meeres tauchten, wie um seinen Reiz zu verkosten, die Fische dagegen aus ihrem Meeresblau zuweilen für einen Moment lustig emporschnellten ins Ätherblau, wie um einen flüchtigen Wonnetrunk daraus zu tun.

Die Gesellschaft auf dem Schiffe des Alkibiades glich diesen munteren, am Reize des Meeres und des Äthers sich erquickenden Fischen und Vögeln. Sie sogen alles Wonnige in sich und machten sich dabei so wenig Gedanken, als die Vögel und die Fische. Die jugendlich reizenden Gespielinnen Aspasias sahen vom Schiffsrand in die schöne Meereswelle hinunter, aber nur um ihre lieblichen Gesichter darin zu spiegeln. Nur Kora sah, wenn sie in die Flut hinunterblickte, nicht ihr Gesicht, sondern das Meer selbst. In ihrem Gemüte allein wurde der Meereszauber lebendig und seiner selbst bewußt.

Die andern Mädchen spiegelten sich im Meere, das Meer aber spiegelte sich in Kora.

Fast bis zum Schrecken stieg in ihrem Gemüte der Eindruck. Denn sie begann zuletzt mit einer Art von Angst in den Zügen nach dem Meeresgrunde hinunterzuhorchen. Und als man sie lächelnd fragte, ob sie etwa die Stimmen lockender Sirenen aus der Tiefe herauf vernehme, so bejahte sie dies, und das helle Gelächter ihrer Gespielinnen klang auf ihre Kosten weithin übers Meer.

Vielleicht angelockt von der Musik dieser Stimmen, begleitete die Lustfahrer ein Delphin, der ganz auf der äußersten Oberfläche der Wellen dahinglitt. Ein Vögelchen, das sich zu weit vom Lande ins Meer hinaus verirrt hatte, setzte sich einen Augenblick, wie um zu rasten, auf den Rücken desselben, ohne daß er es merkte.

Gerade als das silberstimmige Lachen über Kora wieder auf dem Fahrzeuge des Alkibiades erklang, kam an der Lustbarke ein großes Kauffahrerschiff vorbei. Da der Kauffahrer an der Barke ganz nahe vorüberfuhr, so konnte die Bemannung desselben und die Gesellschaft in der Barke des Alkibiades mit Blicken sich mustern. Die Männer auf dem Kauffahrer hatten ein rauhes, wildes Ansehen und blickten aus buschigen Brauen finster, fast bedrohlich wie Habichte, auf die Taubenschar im Schiffe des Alkibiades herüber. Da aber der Kauffahrer weit schneller ruderte, ließ er bald die Barke hinter sich, und die muntere Gesellschaft achtete auf ihn nicht weiter. Ein Megarerfahrzeug wollte Kallimachos in demselben erkannt haben.

In einer kleinen Bucht wurde angehalten, und man beschloß zu landen, um sich da eine Zeitlang auf dem lieblich anlockenden Gestade zu vergnügen. Es war eben die Stelle, wo man den Felsenstuhl des Perserkönigs Xerxes zeigt, auf einem gegen das Meer hin abfallenden Hange der ägaleischen Berge, jenen Felsenstuhl, den der große König, als er seine Flotte hier zur Entscheidungsschlacht entfaltete, an erhöhter Uferstelle einnahm, und von welchem aus er erst mit stolzer Siegeszuversicht und dann mit wachsendem Grausen dem salaminischen Schlachtgewitter zusah.

Kallimachos und Alkibiades geleiteten Aspasia und die Mädchen hinauf zu diesem Felsensitze, und Alkibiades forderte Aspasia auf, sich als die Würdigste auf demselben niederzulassen. Aspasia folgte der Aufforderung. Kallimachos nahm an ihrer Seite Platz. Die Mädchen mit Alkibiades blieben in anmutiger Gruppe um sie gelagert.

Büschel von Meergras und Myrtengesträuch voll dunkler und heller Beeren sproßten zwischen den Klippen.

Es lag ein wunderbarer Friede über das sonnige Land und das flimmernde Meer gebreitet. Doppelt lieblich erschien von dieser erhöhten Stelle aus gesehen das gegenüberliegende Salamis. Zwischen der Insel und dem Festlandufer blaute das regungslose Meer. Silberhelle, glitzernde

Streifen durchfurchten hier und da das tiefe Blau wie schimmernde Brücken. Kein Laut in der ganzen Weite, als das leise Rauschen und Knirschen der breiten, in gleichmäßigem Rhythmus langsam heranziehenden und wieder zurückweichenden Wellen drunten im Ufersande, und von Zeit zu Zeit das Gekreisch einer Möwe, welche den Klippenstrand umschwirrte.

„Bei allen Meeresnymphen!“ sagte Alkibiades, „es ist hier so friedlich, so idyllisch-still, wie am sikelischen Meergestade. Man meint, es müsse hier in der Nähe irgendwo der verliebte Kyklop Polyphemos sitzen, aufs Meer hinausstarrend, wo das Bild der Galathea in der Flut sich spiegelt, indem sie darüber hinwegwandelt. Des plumpen Schäfers Hund rennt bellend an den Strand hinab ihr entgegen, die Nymphe aber bespritzt lachend den Liebesboten mit einer rollenden Schaumwoge, so daß er winselnd zurückläuft . . .“

In der Tat, es herrschte eine wonnige Stille, von welcher man nicht glauben konnte, daß sie jemals unterbrochen worden sei, noch daß sie jemals unterbrochen werden könne.

Aspasia warf von ihrem Felsensitze aus einen Blick hinüber nach den Bergen des Peloponnesos.

„Wenn es möglich ist,“ sagte sie, „alles widerwärtig Düstere, was ich jenseits der Berge dort gesehen und erlebt, aus meiner Seele hinwegzuspülen, so ist es in dieser Stunde möglich. Zu lichtvoll ist das Meer an diesem Gestade und der Äther darüber, als daß hier das Düstere jemals wie dort drüben zum Siege gelangen könnte. Ich fordere dich mutig heraus zum Kampfe, rauher Peloponnesos!“

„Ich mit dir!“ rief Alkibiades und ballte die Faust gegen die Berge von Argolis.

„Wir alle!“ riefen lachend die Mädchen.

In diesem Augenblicke fiel Aspasias Blick, rechtshin schweifend, auf das Megarerfahrzeug. Es erschien jetzt klein in der Entfernung. Es schien still zu stehen. Aspasias

stolzer, beinahe verachtender Blick glitt rasch wieder davon ab. In ihren Augen blitzte jetzt etwas von jenem Übermute, der das Herz des Perserkönigs erfüllte, als er auf diesen Felsenstuhl sich niederließ.

Ein Sklave brachte auf den Wink des Alkibiades einen Schlauch mit köstlicher Labung, und bald erklangen die Becher und ein hellstimmiger Rundgesang dazu. Reizvoll klang das Freudenlied in der schönen Meereseinsamkeit, und weithin widerhallte die friedliche Seebucht.

Getrieben von dionysischem Geiste, zerstreuten sich die Mädchen teils am muschelreichen Strande, teils auf den Hängen, wo zwischen dem Gestein duftige Kräuter sproßten. Gaukelnden Faltern waren sie zu vergleichen, geneckt, gehascht von Alkibiades.

Bald liefen sie mit hellem Ausruf zusammen, um ein totes Meergetier, einen Polypen etwa, oder einen Delphin, der früher, die Salzflut durchjagend, die kleinere Meeresbrut in Schrecken gesetzt und des Nereus Töchter auf seinem Rücken getragen, und den eine schäumende Woge im Sturm ans Felsengestade geworfen. Dann wieder saßen sie und Alkibiades erzählte den Aufhorchenden wunderliche Jagdgeschichten: etwa wie er kürzlich einmal am Meergestade einen großen Polypen und einen Hasen zugleich erbeutete, indem er angelnd den Polypen aus dem Gewässer ans Land schleuderte, dieser aber auf einen Hasen fiel, der im Meergrase schlummernd versteckt lag, und der sofort von den hundert Armen des Polypen umstrickt ward.

Inzwischen unterredete sich Kallimachos mit Aspasia.

Die Stellung des Kallimachos zu der schönen Gattin des Perikles war von sonderlicher Art. Herzliche Freundschaft vereinigte ihn mit Alkamenes, und durch diesen unterrichtet von allem, was zwischen dem Nebenbuhler des Agorakritos und der schönen Milesierin jemals vorgefallen, hatte er aus Korinth, woher er kam, ein Vorurteil, ja fast einen geheimen Groll gegen Aspasia nach Athen im Herzen mitgebracht. Nach der heftigen Szene, welche zwischen Alkamenes und

Aspasia in Olympia sich ereignet hatte, und von welcher Kallimachos ebenfalls Kenntnis erhalten, hatte er mit seinem Freunde zu einer Art von Rachebund gegen Aspasia sich verschworen. Zu Athen näherte er sich der Milesierin, und, von ihrem Zauber angezogen, vergaß er halb, doch eben nur halb, jene Rachegedanken.

Aspasia selbst brachte die Rede auf Alkamenes und rühmte den Flug seiner gestaltenden Phantasie.

„Du tust wohl," sagte sie, „daß du Freundschaft hältst mit diesem Manne, und mich dünkt, daß eine gewisse Seelenverwandtschaft euch zusammengeführt hat. Denn, so wie ihn, scheint auch dich ein gewisser Drang zu beseelen, die Kunst auf neue Bahnen zu lenken."

Aspasia spielte mit diesen Worten darauf an, daß dem Kallimachos der Meißel schon nicht mehr genügte, daß er mehr mit dem Bohrer als mit dem Meißel arbeitete und die Einzelheiten seiner Werke mit einem so wunderbaren Fleiße, einer so glänzenden Kunstfertigkeit ausführte, wie man es vor ihm nicht gesehen.

„Wenn man mir zugesteht," sagte Kallimachos, „die Bildkunst durch fleißige Anwendung des Bohrers weiter gefördert zu haben, so möchte ich mich auch der verschwisterten Baukunst nützlich erweisen. Schon lange beschäftigt mich eine Sache, die, wie es scheint, sehr leicht und einfach ist, in der Tat aber — du wirst lächeln, wenn du es hörst — mir durchaus nicht gelingen will. Die fortschreitende Kunst scheint mir für unsere Säule einen reicheren Schmuck zu fordern. Die ionische Schnecke ist das äußerste, wozu wir es gebracht haben. Damit begnügen wir uns seit Jahrhunderten. Liegt es nicht nahe, mit einem kühnen Griffe sich darüber hinauszuwagen?"

„Im Morgenlande", versetzte Aspasia, „sah ich Blätter- und Blumenformen mit feiner Phantasie zum Schmuck der Kapitäler verwendet. Wir sind schüchtern, wie du mit Recht bemerkst. Warum wagst du nicht, was du doch für nötig hältst?"

„Wirst du es glauben," erwiderte Kallimachos, „daß nun schon seit Jahren um dieser Sache willen mein Gehirn sich zermartert? Hundert Formen habe ich ausgesonnen, keine hat bisher mir ganz genügt!"

„Warum willst du die neue Form ersinnen und erklügeln und ganz aus dir selber schöpfen?" fragte Aspasia. „Die Natur ist eine große Lehrmeisterin, ihr muß der Baumeister wie der Bildner sein Bestes ablauschen. Halte die Augen offen und was du suchst, wird dir begegnen. Du brauchst es dann nur recht zu erfassen und mit klugem Sinne völlig auszugestalten."

In diesem Augenblicke wurden Kallimachos und Aspasia durch die herbeikommenden Mädchen unterbrochen, welche erzählten, daß sie an einer verborgenen lieblichen Stelle des Felsufers ein kleines Grabdenkmal entdeckt hätten. Sie wünschten es Aspasia zu zeigen.

Aspasia und Kallimachos folgten der Aufforderung und ließen von den Mädchen sich an die Stelle führen, wo das kleine Denkmal sich befand. Es lag zwischen den Uferfelsen verborgen und war durch überhängendes Gestein beinahe verdeckt. Aus einem einfachen schmalen Steine bestand es, auf welchem eine kurze Inschrift eingegraben war. Über der Steinplatte stand ein zierlicher Korb, gefüllt mit welken Blumen und Kränzen. Aspasia versuchte die Inschrift zu lesen und entzifferte halb einen Mädchennamen, aber es fiel ihr schwer, denn reichlich sprossender Akanthus hatte mit seinem großen edelgeformten Laube nicht bloß den Denkstein selbst schon fast überwuchert, sondern rankte auch an dem Korbe sich empor. Bedeutsam stach sein frisches, lebendiges Grün gegen die traurig-welken Blumen ab, welche in dem Korbe lagen.

Aspasia und die Mädchen sprachen ihre Verwunderung aus, an dieser Stelle ein Grabdenkmal zu finden. Kallimachos aber sagte:

„Mir war das Vorhandensein dieses kleinen Denkmals kein Geheimnis."

Als hierauf die Mädchen neugierig nach dem Ursprunge desselben forschten, erwiderte Kallimachos:

„Derjenige, welcher dies Denkmal mit dem Korbe hier stiftete, war mein Freund, und ich bin einer der Wenigen, welchen er die Geschichte desselben anvertraute.“

„Der Freund, von welchem ich spreche,“ fuhr er fort, „war ein trefflicher athenischer Jüngling und betrieb die Bemalung von Gefäßen und Graburnen mit großer Tüchtigkeit zum Erwerbe seines Unterhalts. Während er zu Korinth verweilt, begegnet seinem Auge das reizendste Blumenmädchen jener Stadt und er entbrennt in Liebe für dasselbe. Aber auch ein junger Sparter, der eben zu Korinth mit einigen Freunden sich aufhielt, liebt das Mädchen und will es besitzen. Durch Gewalt und Drohungen weiß er es einzuschüchtern und steht auf dem Punkte, es von Korinth zu entführen. Der Athener, entflammt von leidenschaftlichem Zorne, stellt sich dem Nebenbuhler zum Kampfe und tötet ihn. Hierauf, um der Rache der Freunde des Getöteten zu entgehen, zieht er das willig folgende und seine Liebe erwidernde Mädchen mit sich fort, besteigt ungesäumt einen Kahn mit ihr und entflieht nach dem heimischen Athen.

Heiter fährt das Liebespaar den Strand entlang: voll seliger Lust das Herz des Jünglings, und das Mädchen strahlend in der Blüte seiner bräutlichen Jugend und Schönheit. Sie besitzt außer ihrem Liebreiz nichts als das Blumenkörbchen, gefüllt mit frischen Blumen, wie sie es auf dem Markte zu Korinth am Morgen jenes Tages eben in Händen trug, als der Geliebte sie entführte. Die Perlen des Meeres sprühen um den Kahn und benetzen die Rosen im Korbe. Während aber der Jüngling einen mutwilligen Kuß auf die Lippen des Mädchens drückt, entgleitet der Blumenkorb über den Rand des Kahns ins Meer hinab, das Mädchen bückt sich hastig, ihn wieder zu erhaschen, indem sie allzuweit die Hand ausstreckt, schwankt der Kahn und die Ahnungslose folgt aus dem halbumgestürzten Fahrzeug dem Korbe hinab in die Meerflut. Mit verzweifeltem Ausruf wirft der Jüng-

ling sich in die Wogen, erfaßt, eine Zeitlang mit diesen ringend, den Leib des Mädchens und schwimmt damit dem nahen Ufer zu. Dort klettert er mühsam an Geklipp empor, den Leib der Geliebten mit der Linken fest an sich gedrückt. Nun bettet er sie auf eine flache Stelle des Felsgestades. Ihre Augen sind geschlossen, ihr Antlitz bleich, vergebens ruft er tausend Liebesworte ihr ins Ohr. Er hat nur einen Leichnam gerettet.

Den Tag lang starrt er regungslos auf die Entseelte, dann schickt er sich an, sie zu bestatten. Er höhlt ihr das Grab an der Stelle, wo er sie ans Land gebracht. Was begegnet da plötzlich seinem Auge zwischen den Felsen? Der Blumenkorb des Mädchens ist, auf den Wellen schwimmend, dieser Uferstelle zugetrieben worden und ruht nun da festgehalten zwischen den Klippen. Er steigt hinab, und traurig seufzend hebt er das zierliche, mit den frischen Blumen gefüllte Körbchen empor und stellt es, betaut von seinen Tränen, auf des Mädchens Grab. Er geht nach Athen und kehrt bald wieder zur verborgenen, vom Meer umrauschten Grabesstelle mit diesem einfachen Denkstein. Er richtet ihn hier auf, und darüber stellt er wieder den Korb mit den welkenden Blumen. Die Verborgenheit der Stelle sichert ihn vor unfrommen Händen, und auch der Akanthus hat, wie ihr seht, die Rolle des Beschützers übernommen, indem er Denkstein und Korb mit den Ranken seines herrlichen Laubes fast bedeckt."

Aufmerksam hörten die Mädchen die Erzählung des Kallimachos, und laut beklagten sie des jugendlichen Paares Trauerlos.

Aspasia aber sagte nach einer Pause: „Wie sehr deine Geschichte, Kallimachos, das Gemüt zum Mitleid anregt, kann ich doch auch dem Eindrucke mich nicht verschließen, welchen dieser schmale, flache Stein, dies Grabdenkmal, für welches die Natur weit mehr als die Kunst getan, auf mich, und gewiß auf alle machen wird, die es schauen. Wie zierlich rankt das vom Boden aufsprießende Laub des

Akanthus sich um den anmutigen, mit welken Blumen gefüllten Korb über der weißen Marmorplatte! Ist dies nicht eine jener Gestaltungen, welche der Natur gleichsam in spielender Laune gelingen, und welche kaum ein Bildner jemals so reizend erfinnen würde?"

Kallimachos antwortete nicht, aber er war von einem Gedanken wie von einem Blitze durchzuckt.

Er starrte eine Zeitlang auf den laubumrankten Korb, dann rief er, zur Milesierin gewendet:

„In der Tat, o Aspasia — dieser anmutvoll umrankte Korb ist eines jener Gebilde, für welche, wie du früher sagtest, der Bildner die Augen offen behalten muß, weil er von ihnen lernen kann . . ."

„Und weil er vielleicht in ihnen finden kann," fiel Aspasia lächelnd ein, „was er mit vergeblicher Anstrengung lange gesucht hat."

Begeistert verbreitete sich Kallimachos nun sogleich über das, was seine Seele erfüllte.

Während er aber der Milesierin die in ihm erweckte Idee des neuen Säulenschmuckes auseinandersetzte, welcher in der Tat berufen war, siegreich in der Welt des Schönen hervorzutreten und dessen Ruhm mit dem Namen des Kallimachos für immer verknüpft bleibt, verloren die Mädchen sich, um Blumen zu pflücken, mit welchen sie das Grab der jungen Korintherin zu schmücken gedachten.

Bald gaukelten sie wieder fröhlich umher am Gestade, Nymphen des Meeres ähnlich, unter welchen die Rolle des neckenden und haschenden Triton Alkibiades erneuerte.

Allmählich aber begann die Sprödigkeit und Zurückhaltung der an einsamer Uferstelle zurückgebliebenen Kora auf den mutwilligen Jüngling einen größeren Reiz zu üben, als die Munterkeit ihrer Gespielinnen.

Daß er eine scherzende Unterredung mit dieser suchte, daß er gegen ihren Willen mit ihr sich belustigte, merkte die reizende Simaitha ohne irgendwelche Regung der Eifersucht, denn auch darin war sie das Ebenbild ihrer Meisterin, daß

sie für solche Leidenschaft nur wenig Raum hatte in ihrer siegesstolzen Seele. Auch sie schien nur jener Liebe fähig, welche die heitere Ruhe des Gemütes nicht bedroht. Und welche verächtliche Nebenbuhlerin war überdies das Hirtenkind für die glänzendste Perle der Schule Aspasias!

Weltentrückt erfreuten sich jene dort der holden Stille dieser Meeresbucht, welche, wie es schien, durch nichts in der Welt gestört werden konnte.

Und doch waren auf die zwanglos Fröhlichen feindselige Augen fernher lauernd gerichtet.

Als jenes Megarerfahrzeug an der Lustgondel des Alkibiades vorübergefahren war, hatten die Männer, welche sich darauf befanden, einen spähenden Blick in dieselbe geworfen.

Nachdem sie daran vorbeigekommen, sagte einer von ihnen erregt und hastig zu seinen Genossen:

„Habt ihr den Athenerjüngling gesehen, der da mit jungen Hetären auf dem Meere sich umhertreibt? Das eben ist jener freche, nichtswürdige Mädchenräuber Alkibiades. Ich erkenne ihn! Mehrmals habe ich zu Athen ihn gesehen. Und unter den jungen Mädchen war Simaitha — die geraubte Simaitha!“

„Wie?“ riefen die megarischen Männer, heftig erglühend, „wie? Dies ist jener Verwegene, der das Mädchen aus dem Landhause des Psaumias raubte, und der seines Raubes noch immer ungestraft sich erfreut?“

„In der Tat“, sagte jener, „freut er sich noch seines Raubes ungestraft, denn er steht unter mächtigem Schutze. Vergebens waren, wie ihr wißt, alle Bemühungen des Psaumias und seiner Mitbürger, welche die Auslieferung des Mädchens von den übermütigen Athenern verlangten. Glauben diese Athenerhunde nicht von jeher, des megarischen Gemeinwesens spotten zu dürfen? Es wird die Zeit kommen, ihnen zu beweisen, daß sie mit Unrecht die Dorerstadt an ihren Grenzen verachten. Für jetzt aber, Freunde, müssen wir, was Simaitha betrifft, die Genugtuung uns nehmen, zu welcher die Gelegenheit in dieser Stunde sich

bietet. Auf jenem Lustfahrzeuge befinden sich neben dem unbärtigen Mädchenräuber, einem anderen 'unbewehrten' Manne, und den wenigen Ruderſklaven nur Weiber. Unser aber sind genug, um das ganze Schiff, wenn wir es angreifen, wegzunehmen, jedenfalls aber Simaitha zurückzurauben und sie nach Megara mit uns zu entführen."

Dieser Anschlag gefiel den megarischen Männern. Während sie aber berieten, wie sie das Schiff angreifen wollten, war die Genossenschaft des Alkibiades in der kleinen Felsbucht gelandet. Die Megarer bemerkten dies aus der Ferne.

„Desto besser!" sagte ihr Führer. „Wir werden hier unser Schiff am Strande verbergen und unsere Beute auf dem Lande verfolgen. Der größere Teil von uns wird das Fahrzeug verlassen, um jenen einzeln sich näherzuschleichen, und dann etwa zu zweien am klippenreichen Gestade, wo jene sich zerstreut umhertreiben, in den Hinterhalt zu legen. Leicht wird es uns fallen, im rechten Augenblick hervorzubrechen, und des Mädchens, auf welches wir es abgesehen haben, uns zu bemächtigen, ohne daß die beiden athenischen Jünglinge und ihre Ruderſklaven es verhindern können, ja vielleicht ohne daß sie es merken. Denn wenn wir den Moment erlauern, wo Simaitha getrennt von ihren Gespielinnen, und die Aufmerksamkeit der Männer anderswohin gewendet ist, so gelingt es uns vielleicht, Simaitha völlig unbemerkt aufzuheben, und wir sind dann vor jeder Verfolgung sicher. Jene wissen dann nicht, wohin das Mädchen gekommen, bis wir den Raub in Sicherheit gebracht. Müßten wir aber Gewalt anwenden, so wäre zu fürchten, daß jene Jünglinge doch vielleicht durch ein des Weges kommendes athenisches Fahrzeug Verstärkung erhalten, und daß man uns den Raub, noch bevor wir das Schiff erreicht haben oder auf dem Meere selbst, wieder abjagt. Darum also lasset uns Vorsicht brauchen und aus dem Hinterhalte die günstige Gelegenheit erlauern!"

So sprach der Führer des megarischen Fahrzeuges, und die Männer taten, wie er sie anwies. Sie verbargen sich

einzeln oder zu zweien am Ufer und auf den Hügeln und blickten aus ihrem Versteck scharf beobachtend auf die arglos Schwärmenden.

Lange wollte der für die Megarer günstige Augenblick nicht kommen. Endlich geschah es, daß Simaitha, Drosis und Prasina, Blumen pflückend, einem umbuschten Felshange sich näherten, hinter welchem einige von den Megarern sich verborgen hielten. Alkibiades war in weiter Entfernung mit Kora beschäftigt und Kallimachos noch immer in Gesellschaft Aspasias bei dem Grabdenkmal des korinthischen Mädchens.

Die Megarer stürzten hervor, um sich geradeswegs auf Simaitha zu werfen.

Diese, als sie die wild aussehenden Männer plötzlich auf sich zukommen sah, entfloh mit Angstgeschrei, Drosis und Prasina folgten ihr, nicht weniger die Lüfte mit lautem Hilferuf erfüllend.

Simaitha aber kam den beiden Gespielinnen weit voraus auf ihrer Flucht. Schon hatte sie beinahe die Stelle erreicht, wo Alkibiades verweilte. Dieser, sowie Kallimachos und auch die Ruderer unten bei dem Schiffe vernahmen das Angstgeschrei der Mädchen und eilten rasch herbei. Alkibiades trug beständig einen Dolch, diesen zog er hervor, auf die Räuber in Gesellschaft der mit Ruderstangen bewaffneten Sklaven loszugehen.

Aber nicht ohne Beute wollten die Megarer vom Platze weichen. Sie haschten und ergriffen, da ihnen Simaitha entgangen war, die Genossinnen derselben, Drosis und Prasina, welche in ihrer Angst, gescheuchten Tauben ähnlich, nicht so sicher den Weg der Flucht gefunden hatten.

Gefahr in der Säumnis erkennend, und aus den früher erwähnten Gründen offenen Kampf vermeidend, rissen die Megarer Drosis und Prasina mit sich fort, hinunter ans Gestade, warfen sich mit den beiden in ihr Schiff und eilten der Bucht von Megara zu, bevor Alkibiades mit den Helfern seine Barke zu ihrer Verfolgung besteigen konnte.

Dennoch wollte der Zornentbrannte sich blindlings in sein Fahrzeug stürzen, um den Räubern nachzueilen. Aber als er sich dazu anschickte, erhoben die Mädchen ein lautes Geschrei, wehklagend, daß sie am Ufer verlassen und vielleicht noch lauernden Feinden preisgegeben würden. Sie aber mit sich ins Fahrzeug zu nehmen, und so den Feinden nachzusetzen, war ihm nicht minder verwehrt durch die Angst der Mädchen, welche in solcher Art dem Feinde als Beute gleichsam entgegengeführt zu werden vermeinten. Kallimachos, die Ruderer und Aspasia vor allen gaben ihm zu bedenken, daß die Verfolgung unmöglich, und daß der Mittel und Wege genug sich finden würden, den Übermut der Megarer zu züchtigen.

Aspasia war beim Anblick jener Tat der Megarer bleich geworden, und rasch war dem Erbleichen ein zorniges Erröten gefolgt. Nun aber war sie die erste wieder gefaßt und ruhig; fast lächelnd forderte sie den Alkibiades zur unverweilten Heimkehr auf. Eilig bestiegen alle das Fahrzeug wieder zu schleuniger Rückkehr nach Athen.

„Rache den Megarern!“ rief Alkibiades und schleuderte, aufrechtstehend im Fahrzeug, während es vom Ufer stieß, einen Becher gegen das scharfe Felsgeklipp.

„Wie dieser Becher am Geklipp, wird Megaras Zwergentrotz und der Trotz aller seiner Stammesgenossen schmählich zerschellen an der Felsenstirn der athenischen Akropolis!“

---

21. Der Maulesel des Kallikrates.

Ein leichtes war es dem Perikles, sich seiner Gemahlin anzunehmen, und die beiden geraubten Mädchen von den Megarern zurückzufordern. Denn die Megarer zu züchtigen war damals zu Athen aus mancherlei Gründen das Losungswort des Tages.

Die Megarer aber erwiderten, daß sie Drosis und Pra-

sina, welche vorläufig als Geiseln dem Gewahrsam eines angesehenen Mitbürgers übergeben worden, auszuliefern nicht säumen würden, sobald die von den athenischen Jünglingen geraubte Simaitha zurückgegeben würde. Gegen diese Zurückgabe aber verwahrte sich mit flehentlichen Bitten Simaitha selbst und fand eine mächtige Stütze an Aspasia. Das Mädchen aus Megara war der Liebling Aspasias geworden.

Die Megarer waren zu Athen so verhaßt wie die Athener zu Megara. Perikles hatte mehr als einen Anlaß, einen Volksbeschluß durchzusetzen, welcher den Megarern den Besuch der athenischen Häfen und des Marktes von Athen so lange verbot, bis sie nicht bloß jene Mädchen ausgeliefert, sondern den Athenern auch in einigen andern Angelegenheiten die verlangte Genugtuung gegeben haben würden.

Empfindlich traf diese Ausschließung vom athenischen Markte die Megarer, und nicht lange, meinte man, würden sie trotzen.

Da aber zu fürchten stand, daß die Megarer sich insgeheim an die Sparter wenden würden, um die tätige Vermittlung derselben zu suchen, und da überdies durch ziemlich ernste Händel mit Korinth und durch den Abfall der attischen Kolonie Potidaia eine gewisse Unruhe sich der Athener bemächtigte, so benützten die Feinde des Perikles und der Aspasia den Anlaß, das Volk gegen sie aufzuregen. Durch den Übermut des ausländischen Weibes, sagten sie, und durch die Zügellosigkeit ihrer Freunde werde nun gar der öffentliche Friede von Hellas bedroht, und um zweier geraubter Hetärlein willen schleudere Perikles den Volksbeschluß gegen die Megarer wie eine Brandfackel unter die Griechen.

Große und beliebte Staatsmänner pflegen volkstümlichen Satzungen nicht immer zu widerstreben, weil sie wissen, daß das Volk ja doch zuletzt in einer Art blinden Vertrauens ihrer Leitung folgt, und das Gefährliche jener Satzungen durch die Macht ihres persönlichen Einflusses wenigstens für so lange, als sie selbst am Ruder stehen, ausgeglichen wird. Aber die Ängstlichen fragen, was geschehen solle, sobald die

Männer solcher Art, etwa durch den Tod abgerufen, die Zügel des Gemeinwesens nicht mehr in ihrer festen Hand halten. Andererseits erblicken die Volksfreunde, welche um die Aufrechterhaltung der Volksherrschaft besorgt sind, gerade in jener schmiegsamen Übereinstimmung des allgemeinen Willens mit dem Willen und den Ansichten eines einzelnen ausgezeichneten Mannes die größte Gefahr für die Freiheit. So kam es, daß der allvermögende Perikles doch insgeheim die Kämpen der unbedingten Volksherrschaft ebensowohl als die Partei der Oligarchen gegen sich hatte.

Der Gerber Kleon, der Schafhändler Lysikles und der Wurstmacher Pamphilos waren der Meinung, daß die Weisheit eines einzelnen im Staate gefährlicher sei, als die Torheit der Menge, und erneuerten ihren Mitbürgern gegenüber, so oft sie konnten, die Warnungen vor dem „neuen Peisistratos“.

Die Leute von der Art jenes Gerbers Kleon, jenes Schafhändlers Lysikles und jenes Wurstmachers Pamphilos wagten es schon bisweilen in der Volksversammlung, mit ungebärdigem Geschrei der Würde des Perikles entgegenzueifern.

Nicht gleichgültig sah Perikles auf die Verlegenheiten, welche ihm manches im Tun Aspasias, und welche ihm die Ausgelassenheit des Alkibiades bereitete. Aspasia war unangreifbar in ihrem Wesen. Der Sturm vermag Eichen zu entwurzeln, aber nicht eine Blume zu knicken. Dem jungen Alkibiades aber verwies Perikles mit ernsten Worten seine Zügellosigkeit, durch welche nun zum Teil jener unliebsame megarische Handel veranlaßt war. Er ermahnte ihn, seinen Vätern nachzueifern, sich verdient zu machen um das Vaterland und nach der Auszeichnung rühmlicher Taten zu streben.

„Das will ich!“ versetzte der junge Alkibiades in halb ernstem, halb scherzhaftem Tone. „Wer aber ist schuld als du, Perikles, daß ich keine Gelegenheit finde, durch rühmliche Taten mich auszuzeichnen? Wie lange noch sollen wir uns hinschleppen in diesem langweiligen Frieden? Gib mir

eine Flotte, so will ich dir Karthago und Sizilien erobern! Aber selbst die wenigen, armseligen Dreiruderer versagst du mir, die nötig wären, um die beiden heiterblickenden Mägdlein Drosis und Prasina aus der Gefangenschaft des elenden Megara heimzuholen. Mir bleibt nichts übrig, wenn ich mich für das Vaterland verdient machen will, als etwa nach Sparta zu gehen und das Weib des Sparterkönigs zu verführen, damit ich das dorische Blut fälsche mit ionischem zugunsten der Athener! Gewiß, o Perikles, es fehlt mir nicht an Tatendrang ..."

„Sprudelnder Tatendrang ohne Würde und Ernst der Gesinnung", sagte Perikles, „wird niemals Nutzen stiften, sondern immer sich nur verderblich erweisen. Deine Vorzüge, mein Alkibiades, sind keine Hoffnung, sondern eine Gefahr für das Vaterland, solange sie mit Untugenden, wie die deinigen, vereinigt sind."

„Ist es eine Untugend," rief Alkibiades, „das Vergnügen zu lieben, und ist nicht die Jugend des Genießens beste Zeit?"

„Du irrst!" versetzte Perikles ernst; „die Jugend ist nicht die Zeit des Genusses selbst, sie ist die Zeit, an Leib und Seele sich auf den wirklichen Genuß des Lebens vorzubereiten. Sie ist die Zeit, die Fähigkeit des Genießens auszubilden, nicht sie abzustumpfen. Du meinst zu genießen, jugendlicher Sohn des Kleinias! Aber dein Umhernaschen in allen Freudenkelchen ist nicht viel mehr als knabenhafter Mutwille, gedankenloses Spiel!"

„Nur ein Leben geben die Götter zu genießen!" sagte Alkibiades.

„Eben deshalb", erwiderte Perikles, „sollen wir es nicht zu vergeuden, sondern zu erhalten bedacht sein!"

So unterredete Perikles mahnend sich mit dem Jüngling.

Dieser aber ging von Perikles zu seiner Freundin Theodota, wiederholte ihr mit lächelndem Munde die Worte des Perikles und fügte hinzu:

„Nun sehe ich, daß mein alter Freund, mein vielge-

liebter Sokrates, in der Tat weiser ist als Perikles, und als all die andern weisen Männer zu Athen. Denn dieser Sokrates allein unter allen hat es längst völlig begriffen, daß bei dem Sohne des Kleinias Ermahnungen von jener Art töricht und vergeblich sind!"

Eine geraume Zeit war verstrichen, seit Perikles und Aspasia von der elischen Reise nach Athen zurückgekehrt waren, und der Erechtheuspriester Diopeithes geheim zu Eleusis mit den Feinden des edlen Paares sich verschworen hatte.

Aber nicht unbenutzt war diese Frist dem Diopeithes verstrichen. Schon vorher war die Waffe für den ersten Angriff geschmiedet worden. Diopeithes hatte die Abwesenheit des Perikles von Athen benutzt, um in der Versammlung des Volkes mit dem Vorschlage eines Gesetzes gegen diejenigen hervorzutreten, welche die Religion des attischen Landes verleugneten, und gegen die Philosophen, deren Lehren im Widerspruche wären mit dem vätererererbten Götterglauben. Mit dem Ansehen eines Gottbegeisterten war der Erechtheuspriester vor die Menge getreten, und so leidenschaftlich entflammt war seine Rede gewesen, so gewürzt zugleich mit Drohungen und unheilkündenden Orakelsprüchen, daß es ihm in der Tat gelang, die entscheidende Mehrzahl der Stimmen auf der Pnyx für sein Gesetz zu gewinnen.

Seit jenem Tage hing das Schwert des Damokles über dem Haupte des greisen Anaxagoras. Auf ihn war zunächst der Pfeil des Diopeithes berechnet; aber seine Absichten gingen noch weiter. Im geheimen warb er Bundesgenossen und Helfer, verbündete sich mit des Perikles Feinden jeder Art.

Der Groll in seiner Seele fand neue Nahrung mit jedem Tage. Denn ihm vor Augen schritt noch immer jener verhaßte Kallikrates unter wimmelnden Arbeiterscharen auf der Höhe der Akropolis umher, das Prachtwerk der Propyläen unter des trefflichen Mnesikles Leitung mit gleichem Eifer fördernd, wie vordem das des Festhauses der Pallas. Ein

Greuel war Kallikrates dem Priester, ein Greuel waren ihm die Helfer desselben, welche bei Tage das verhaßte Werk betrieben, des Nachts aber in Scharen auf Gestein oder Haufen Sandes zum Schlummer sich hinstreckten, ein Greuel war ihm auch jenes Tier, jener betagte Maulesel, welcher, wie schon erzählt, die unfreiwillige Muße seines Alters nicht ertragen konnte, sondern nach alter Gewohnheit auf der Akropolis umherging, und welchem die Vergünstigung zuteil geworden, daß der Schaden, den er etwa grasend und naschend irgendwo an fremdem Eigentume verursachte, von Staats wegen ersetzt werden sollte.

An kleine Ursachen knüpfen, wie das Sprichwort sagt, sich große Wirkungen.

Übermütig geworden durch die offenbare Gunst, welche das Volk der Athener ihm zuwandte, setzte der Maulesel des Kallikrates, auf der Akropolis umherschweifend, das ungezügelte Verhalten fort, durch welches er schon längst die Erbitterung des Diopeithes aufs Äußerste gebracht. Er wagte sich ohne Scheu an die Heiligtümer des Erechtheion heran. Er schien nichts so schmackhaft zu finden als die Kräuter, welche im Tempelbezirke des Erechtheion wuchsen. Er fürchtete nicht die giftigen Blicke, welche Diopeithes auf ihn warf, ja kaum die feindseligen Püffe, mit welchen die Tempeldiener ihn zu vertreiben suchten. Er beschnüffelte nach wie vor bisweilen die Opferkuchen, welche auf den vor dem Erechtheion im Freien stehenden Altar des Zeus von Frommgesinnten niedergelegt wurden. Beklagte Diopeithes sich über den Frevel bei Kallikrates, so berief dieser sich achselzuckend auf die gesetzlichen Vorrechte des Tieres und auf die Bereitwilligkeit der öffentlichen Schatzmeister, den von ihm etwa angerichteten Schaden zu vergüten. So mit seinen Klagen wenig erwirkend, hatte der Priester längst dem frechen Tiere Rache geschworen.

Dieses aber, blindlings in sein Verderben rennend und das Maß seiner Frevel unbewußt erfüllend, vermaß sich eines Tages, durch die zufällig offene und unbewachte Tür

ins innerste Heiligtum des Erechtheus und der Athene Polias sich einzuschleichen, und die entsetzten Tempeldiener trafen es mit verwegener Schnauze an einem frischen Kranze naschend, mit welchem man das uralte Holzbild der Göttin am Morgen jenes Tages umwunden hatte.

Am nächsten Tage lockte Diopeithes den Maulesel des Kallikrates heimlich an sich und warf ihm einen Kuchen vor.

Am Abende desselben Tages fand man das Tier verendet liegen an den Stufen des Parthenon.

Einer von den Arbeitern des Kallikrates hatte es aus der Ferne bemerkt, daß der Erechtheuspriester dem Maultiere eine Speise vorgeworfen, und nun waren alle überzeugt, das Tier sei der Rache des Diopeithes zum Opfer gefallen.

Einige schwuren, ihn dafür zu züchtigen, sammelten sich vor dem Erechtheion und überhäuften den Priester mit lauten Schmähungen. Wäre nicht der zur rechten Zeit erscheinende Mnesikles eingeschritten, so wäre es dem Diopeithes unter den Händen der Werkleute des Kallikrates übel ergangen.

Voll war jetzt die Schale des Zorns im Busen des Erechtheuspriesters. Er konnte nicht länger säumen, sich Luft zu machen, Hand ans große, langbedachte Werk der Rache zu legen.

Eine Sturmnacht war es, eine Nacht, in welcher der Himmel sich verdüstert hatte und zerrissene Wolken den Mond umflogen. Da kamen in der öden Eumenidengrotte auf dem Hügel des Areopag drei Männer zu heimlicher Unterredung zusammen.

Diopeithes war einer von diesen Männern, und er war es auch, der die beiden andern zur Unterredung dorthin eingeladen. Denn allzusehr den Späheraugen des Kallikrates ausgesetzt war auf der Akropolis sein Verkehr mit den heimlichen Verbündeten.

Der zweite jener Männer, welche in der Eumenidengrotte auf dem Areshügel zusammenkamen, war der von Perikles gestürzte Oligarch Thukidydes. Er und Diopeithes betraten

zuerst die Grotte. Nun kam der dritte der Männer, halb vermummt, einem nächtlichen Diebe nicht unähnlich, auf leisen Sohlen geschlichen.

Mit einer gewissen Neugier blickte der Oligarch diesem Dritten entgegen. Diopeithes hatte ihm den Namen desselben nicht genannt. Als aber nun der neue Ankömmling den beiden andern Männern in der verborgenen Grotte gegenüberstand, und das Antlitz desselben beim einfallenden Lichte des in demselben Augenblicke sich zufällig entschleiernden Mondes sichtbar wurde, da fuhr der Oligarch mit einer unwilligen Gebärde zurück. Seine Lippen umspielte ein Lächeln des Unmuts und der Verachtung.

Er hatte die plumpen Züge des Gerbers Kleon erkannt, des ihm und der gesamten Oligarchenpartei tödlich verhaßten Volksredners, dessen rohes Ungestüm mit polternden Reden auf der Pnyx die von Perikles begründete, aber auch durch seine weise Einsicht gezügelte und gelenkte Volksherrschaft über jede Schranke hinauszutreiben bestrebt war.

Mit Staunen und Unmut wendete sich der Oligarch zu Diopeithes:

„Mit welchem Manne", sagte er, „führst du mich da zusammen?"

Aber auch Kleon warf mit dem Ausdrucke der Verwunderung in den Mienen und mit einem spöttischen Lächeln dem Erechtheuspriester die Äußerung entgegen:

„Einen wunderlichen Bundesgenossen bietest du, o Diopeithes, dem Volksmann Kleon!"

„Ich habe euch nicht hierhergeladen," sagte der Erechtheuspriester, „um den Kampf der Oligarchie und der Volksherrschaft miteinander auszufechten. Ich habe euch gerufen zum gemeinsamen Kampfe gegen gemeinsame Feinde."

„Soll ich Feinde bekämpfen", sagte der Oligarch, „zum Vorteil eines Mannes, der ärger ist als sie?"

„Soll ich die Gegner verderben", sagte Kleon, „mit Hilfe desjenigen unter diesen Gegnern, der mir vor allen am meisten verhaßt ist?"

Von solcher Art waren die Ausrufe der beiden Männer im Augenblicke der ersten Begegnung.

Aber nach einer Stunde heimlichen Gesprächs, in welchem das Wort meist der schlaue und tückische Erechtheuspriester führte, hätte ein Späherauge, wenn ein solches gewacht hätte in jener öden Nacht auf dem Felshügel des Ares, dieselben beiden Männer beim Heraustreten aus der Grotte sich, wiewohl nur flüchtig und ohne Herzlichkeit, die Hände reichen sehen.

Diopeithes befaßte sich scheinbar gar nicht mit politischen Dingen. Er stand mit dem wüsten Volksführer Kleon auf so gutem Fuße wie mit dem Oligarchen Thukidydes. Er kämpfte, so behauptete er, nur für das Ansehen der Götter des Landes und ihrer Heiligtümer. In diesem Kampfe ihn zu unterstützen, trug weder der Volksmann, noch der Oligarch Bedenken, wenn sie dafür, wie sie beide glaubten, eines nicht zu verachtenden Bundesgenossen in der Verfolgung ihrer eigenen Pläne sich versicherten. In der Tat aber waren beide nur Werkzeuge in der Hand des weit schlaueren Priesters, dessen einziges Ziel war, seine persönlichen Feinde, zunächst Anaxagoras, Pheidias und Aspasia, zu verderben.

Um diese zu verderben, mußte er sie in gefährliche Anklagen verwickeln. Um sie anklagen zu können, hatte er ein auf sie berechnetes Gesetz persönlich veranlaßt. Damit sie aber verurteilt würden, mußte er des Volkes sicher sein.

Er mußte Einfluß zu gewinnen suchen auf die Stimmen der Menge. Dazu aber bedurfte er der Helfer und Bundesgenossen.

Daher seine Befreundungen, sein heimlicher Verkehr mit Personen der verschiedensten Art. Sein erster, gleichsam vorbereitender Angriff sollte dem Anaxagoras gelten, dann sollte ein Hauptschlag, der auch den Perikles mittreffen mußte, gegen Aspasia geführt werden. Zuletzt sollte das Schwerste, das anscheinend Unmögliche versucht und alle Kräfte vereinigt werden zum Sturze des von der großen Mehrzahl des Athenervolkes geliebten Perikles.

Er spürte alles auf, was in Athen von Gegnern Aspasias zu finden war und scharte es insgeheim um sich. Er lenkte und führte es wie ein wohlgeordnet Heer, und verwendete jeden einzelnen als Kämpfer und Sendboten in einem bestimmten Kreise.

Er stand durch die ihm nahe Poliaspriesterin in Beziehung zur Frauenwelt Athens, zu Telesippe und der Schwester des Kimon. Er knüpfte Verbindungen an mit dem finsteren Agorakritos. Er machte sich zum Bundesgenossen eines Kratinos, eines Hermippos und der anderen Komödiendichter, welche gegen Aspasia doppelt aufgebracht waren, seit auf ihre Klagen hin Perikles sich endlich entschlossen hatte, die Zügellosigkeit der Komödie zu beschränken. Seine Verbindungen erstreckten sich bis auf den tollen Menon, den gewesenen Sklaven, den stadtbekannten und bei der Hefe des Volks beliebten Sonderling, welcher willig die Hände zu allen Ränken bot, und welcher es gerne auf sich nahm, mit boshaften und sarkastischen Einfällen, rohen Scherzen und plumpen Erfindungen den Pöbel in den Straßen aufzuhetzen gegen die Philosophen und gegen das Weib des Perikles.

Kaum war ein Mond verstrichen seit der Zusammenkunft jener drei Männer auf dem Areshügel, als die größere Hälfte des Athenervolkes durchdrungen war von feindseliger Gärung wider Aspasia und wider die besten Freunde des Perikles.

Was den Anaxagoras betraf, so war man darüber einig, daß er ein Gottesleugner sei.

Es gab kaum einen, der nicht irgendeines kühnen Ausspruchs sich erinnert hätte, welchen er auf der Agora, im Lykeion, oder an einem andern öffentlichen Orte aus dem Munde des Philosophen vernommen. Was man früher kaum beachtet, ja zum Teil mit Beifall aufgenommen, das fand der Wankelmut des Volkes nun auf einmal bedenklich, nachdem die Stimmung umgeschlagen und durch den mit Diopeithes heimlich verbündeten Kleon Haß gegen die Philosophen in der Hefe des Volkes gesät worden war.

Eines späten Abends, als die Straßen von Athen schon menschenleer geworden, ging ein Mann mit eiligen und verstohlenen Schritten, nicht ohne eine gewisse Besorgnis, gesehen zu werden, um sich blickend, und offenbar im Schutze des Dunkels, das bei wolkenverhangenem Himmel ihn umgab, von der Tripodenstraße herkommend, in der Richtung gegen den Ilissos hin.

Er war ohne das Geleit eines Sklaven, welcher doch sonst hinter einem nächtlichen Wanderer mit einem Fackellichte herzugehen pflegte. Als jener Mann den Ilissos erreicht hatte, überschritt er denselben und setzte seinen Weg fort bis zum itonischen Tore, wo nur mehr wenige und unansehnliche Behausungen standen.

An eines dieser unansehnlichen Häuser klopfte der Mann. Es wurde ihm geöffnet, und er sprach leise ein paar Worte mit dem öffnenden Sklaven.

Darauf führte ihn dieser in das Schlafgemach des Greises. Das Gemach war ärmlich, und auf einem ärmlichen Lager ruhte der Greis.

Dieser Greis war Anaxagoras, und sein später nächtlicher Besucher war Perikles.

Ein wenig verwundert blickte der Alte auf den Freund, den er nun schon geraume Zeit nicht gesehen und von welchem er sich beinahe vergessen glaubte.

„Nicht mit einer erfreulichen Botschaft", sagte Perikles, „bin ich veranlaßt, deinen nächtlichen Schlummer zu stören; aber daß ich es bin, der sie dir bringt, mag dir als eine tröstliche Vorbedeutung erscheinen. Und nicht als Bote bloß, sondern auch als Berater und Helfer möchte ich gekommen sein."

„Wenn es nur mehr die schlimmen Nachrichten sind," versetzte der Greis, „welche den Perikles zu seinem alten Freunde Anaxagoras führen, so mögen auch diese willkommen sein. Sprich es einfach und ohne Rückhalt aus, was du zu sagen hast!"

„Der ehrgeizige und, wie ich weiß, von dem Erechtheus-

priester heimlich geköderte Kleon hat am heutigen Tage eine Klage wider dich auf Leugnung der Götter beim Archon Basileus übergeben."

„Auf Götterleugnung", sagte ruhig Anaxagoras, „steht, soviel ich mich erinnere, der Tod nach dem Gesetze des Diopeithes. Eine gelinde Strafe für einen alten Mann!"

„Ein bedrohtes, ehrwürdiges Greisenhaupt", versetzte Perikles, „erweckt größeres Mitleid als ein jugendliches. Indessen für deines Hauptes Sicherheit würde ich mit dem meinigen einstehen. Ich selbst würde vor deine Richter hintreten als dein Fürsprecher, und für dein Haupt, wenn es nötig sein sollte, das meinige bieten. Was ich aber zu hindern nicht imstande bin, ist dies, daß man bis zur Entscheidung deiner Sache dich in den Kerker führen wird — und lange währen kann die schnöde, mitleidlose Haft."

„Laß sie mich gefangen setzen", erwiderte Anaxagoras. „Was hilft es mir, den Fuß frei zu haben, wenn mein Wort es nicht mehr ist?"

„Das wird vorübergehen!" versetzte Perikles. „Auch deinem Worte wird die Freiheit wieder gegeben werden, und eine Beute der nagenden Mäuse wird das Gesetz werden, welches der Erechtheuspriester tückisch bei dem eingeschüchterten Volke durchgesetzt, als ich fern von Athen weilte und mein Wort nicht zur Entscheidung in die Wagschale werfen konnte. Für jetzt aber weiche der Nötigung des Augenblicks. Erhebe dich und binde die Sohlen unter deine Füße. Verlaß unverweilt und heimlich Athen für einige Zeit! Alles ist vorbereitet zu deiner Flucht. Drunten an der einsamen Bucht von Phaleron steht ein Fahrzeug bereit, dich dorthin zu tragen, wohin du selbst es willst. Mit meinem Freunde Kephalos habe ich alles für dich beraten und vorgesehen, und er selbst wird dich geleiten auf deiner Flucht, bis dein erkornes Asyl erreicht ist. Schwer fällt mir's, in der Nacht ans Lager des schwachen Greises zu treten und ihm zu sagen: Mache dich auf und gehe! Aber ich muß es. Im verschwiegenen Dunkel dieser Nacht noch führe ich

dich selbst hinab zur Bucht von Phaleron, wo Kephalos dich erwartet."

„Ich habe keinen triftigen Grund zu gehen," sagte Anaxagoras, „aber noch weniger einen zu bleiben, denn ich bin alt, und alle Wege der Welt führen zur letzten Ruhe des Hades. Und wenn der Mann in Phaleron mit dem Fahrzeug auf mich wartet, warum sollte ich ihn vergebens warten lassen? Bringt mich an die mysische Küste, nach Lampsakos! Dort wohnen mir befreundete Männer. Dort mögen sie mich bestatten und das Wort Wahrheit auf mein Grab setzen, und die Enkel der Athener mögen es lesen; wenn sie Lampsakos besuchen und sehen, daß man am Gestade des Hellesponts, nahe dem Gebiete der Barbaren, der Wahrheit und einem sterbenden Greise, der sie predigte, eine Stätte vergönnt hat. Rufe meinen alten Sklaven, Perikles, damit er mir die Sandalen an die Füße bindet, und jenen zweiten Chiton dort und die wenigen Bücherrollen in ein Bündel schnürt, und mich damit ans Meer hinunter und weiter, wenn er will, begleitet.

Der Greis erhob sich mit Hilfe des Perikles von seinem Lager, ließ sich von dem Sklaven die Sandalen unter die Füße binden, bekleidete sich mit dem Chiton, und in einigen Augenblicken war er bereit zur Wanderung.

Dann gingen die beiden Männer, hinter ihnen der Sklave, unter dem Schutze der tiefen, dunklen Nacht still durch das itonische Tor und hinunter neben der langen Mauer auf dem öden Wege gegen die Bucht von Phaleron.

Nun hatten sie die Bucht erreicht und fanden den Kephalos an einer felsumhegten Stelle, wo das Meer nur leise wie im Traume an das Ufer schlug. Mit schweigendem Händedruck begrüßten sich die Männer.

Anaxagoras stand bereit, sich von Perikles zu verabschieden und vom Strande hinab in das Fahrzeug zu steigen.

Und indem sich beide zum Abschiede die Hände reichten, sah Perikles mit einem Blicke tiefer Rührung auf den Greis,

der nächtlicherweile hinausgestoßen ward in die Fremde und auf das wogende Meer.

„Warum bedauerst du mich?“ sagte der Greis. „Mich trifft in der Welt nichts unvorbereitet. Ich habe in meinem langen Lebenslaufe Stück für Stück von dem, was in uns fähig ist zu leiden, ertötet. Als feuriger Jüngling litt ich viel, ich sah, wie verlockend das Leben, aber auch wie flüchtig und eitel. Da warf ich alles nach und nach von mir und tauchte immer tiefer hinab in die ruhigen Abgründe wunschloser Betrachtung. So bin ich alt geworden und morsch mein Leib, aber die feste Säule des unzerstörbaren Friedens steht unverrückt fest in meiner Seele. Auf das schwanke Meer vermeint ihr Athener mich hinauszusenden, und auf sicherem Festlande zurückzubleiben. In der Tat aber bin ich es, der vom ruhigen Strande aus euch schwanken sieht auf wüstbewegter Schaukelwelle des Lebens! — Dir, mein Freund, ist anders als mir das Los gefallen. Du hast dem Schönen, dem Glücke, dem Leben, dem Genusse, der Herrschaft, dem Ruhme nachgetrachtet. An einem schönen Weibe hängst du, das deine Sinne gefangennahm, an einem Weibe, schön genug, dich zu beseligen. Selig preis' ich dich darum, aber soll ich dich auch glücklich preisen? Selig ist der Genießende, aber glücklich nur, wer nichts verlieren kann, und welchen das Leben zu täuschen nicht vermag, weil er nichts von ihm fordert.“

„Verschiedene Wege zu gehen“, erwiderte Perikles, „ist dem Sterblichen vom Schicksal zugeteilt. Ich habe vielem nachgetrachtet, manches erreicht, aber erst der letzte Augenblick schließt die Rechnung ab, und nur der Tod zieht die Summe des Lebens. Ich hänge, wie du sagst, an einem Weibe. Einen Bund neuer Art bin ich mit ihr eingegangen, zu schönem, freiem und edlem Genusse des Daseins. Neues zu erproben vereinigten wir uns, und wie es in der Probe sich bewähren wird, noch ist es meinem Geiste verborgen. Manches Verwirrende tritt dazwischen, ein bitterer Tropfen fällt zuweilen in den Freudenkelch, und etwas wie

Unruhe überschleicht nicht selten mein Gemüt. Habe ich vielleicht allzuviel der Schönheit und dem Leben und dem Glücke, und ihren leuchtenden Verheißungen vertraut? Wie immer es kommen mag, die Würfel des Lebens sind gefallen und das Geschick will männlich erfüllt sein!"

So tauschten Perikles und Anaxagoras in stiller Nacht, am Wogenschlage des Meeres voneinander Abschied nehmend, das Tiefste und Innerste ihrer Seelen aus.

Dann gedachten sie ihrer vierundzwanzigjährigen herzlichen Freundschaft und umarmten und küßten einander.

Anaxagoras blickte noch einmal nach der dämmernden Stadt zurück und sprach:

„Lebe wohl, du Stadt der Pallas Athene! Lebe wohl, attische Erde, die du mir lange gastlich gewesen! Du hast meinen Samenkörnern eine Stätte geboten. Aus dem, was sterbliche Hände säen, keimt Gutes und Schlimmes allzugleich; aber nur das Gute hat unsterbliche Dauer. Ruhig und mit Segenswünschen trete ich, von dir scheidend, hinab in das schwankende Fahrzeug und vertraue als Greis derselben Woge mich wieder, die mich als jugendkräftigen Mann an dein Gestade getragen!"

Nach diesen Worten stieg der Weise von Klazomenä in das Fahrzeug hinab.

Noch einmal winkte er mit erhobenem Arme dem Perikles, dann erklangen einige Ruderschläge — ein leises Wellengeplätscher — und das Schiff glitt still und rasch über den grauen Wellenspiegel ins umdunkelte offene Meer hinaus.

Einige Meervögel in den Klüften des Felsufers fuhren aus ihrem Schlummer empor, sträubten ein wenig die Schwingen und entschlummerten wieder.

Perikles stand am einsamen Ufer und sah dem enteilenden Fahrzeug lange nach.

Dann ging er in tiefen Gedanken zurück gegen die Stadt, umweht von den kühlen Schauern des ersten Morgengrauens.

Als er auf die Agora kam, sah er, daß trotz des

frühen Morgens schon eine große Menge Volkes um die sogenannte königliche Halle sich drängte.

Die Menge staute sich vor einer Schrift, welche eine Veröffentlichung des Archonten enthielt. Es war die Abschrift einer öffentlichen Anklage.

Da nun das Gedränge groß war und die Hintenstehenden ungeduldig wurden, so las ein hochgewachsener Mann mit einer Stentorstimme diese Anklageschrift vor, welche ausgehängt war vor dem Amtssitze des Archon Basileus in der königlichen Halle.

Sie lautete wie folgt:

„Anklage, unterzeichnet und vertreten unter eidlicher Bürgschaft von Hermippos, Sohn des Lysides, gegen Aspasia, Tochter des Axiochos von Milet: Aspasia ist schuldig des Verbrechens, die Götter des Landes nicht anzuerkennen, unehrerbietig gesprochen zu haben von den heiligen Gebräuchen der Athener, sich den Erörterungen und Meinungen der götterleugnenden Philosophen anzuschließen. Sie ist ferner schuldig des Verbrechens, durch gefährliche Reden die Jugend zu verführen und zu verderben, und sowohl junge Mädchen, welche sie bei sich im Hause hält, als auch freigeborene Frauen, welche sie bei sich empfängt, zur Zuchtlosigkeit und zur Preisgebung ihrer selbst zu verleiten. Strafantrag: Der Tod."

Laut erklangen diese Worte über den Markt hin, als eben Perikles, unbemerkt von dem der königlichen Halle zugewandten Volke, vorüberging. Er erbleichte . . .

„Heißa!" rief einer in der Menge. „Das fällt ins Eheglück des Perikles wie der Blitzstrahl in ein Taubennest!"

„Und Hermippos der Ankläger!" rief ein Zweiter. „Hermippos, der Komödiendichter!"

„Das war zu erwarten!" versetzte ein Dritter. „Hab' es selber aus des Hermippos Munde gehört, nachdem Perikles auf Aspasias Antrieb der Komödie die Flügel beschnitten. Nur zu! sagte er; wenn man uns auf der Bühne den Mund schließt, so werden wir auf der Agora ihn öffnen!"

Selten waren durch eine Anklage die Gemüter der Athener in gleichem Maße erregt, selten der Widerstreit der Parteien in solchem Maße entflammt worden, als durch die Anklage der Gattin des Perikles, und mit nicht geringer Ungeduld sah man dem Tage entgegen, an welchem die Klage vor den Heliasten öffentlich verhandelt werden sollte.

Zur selben Zeit kam Pheidias von Olympia nach Athen zurück, und Diopeithes war nicht wenig erbittert, als er den ihm verhaßten Mann nun wieder häufig auf der Akropolis hin und her wandeln, mit Mnesikles und Kallikrates sich unterreden und durch seinen Rat die Arbeiten der Propyläen fördern sah.

Eines Tages erblickte Diopeithes, hinter den Säulen des Erechtheion stehend, den Pheidias in Gesellschaft seines einstigen Lieblings Agorakritos. Die beiden Männer schritten eine Zeitlang in Gesprächen zwischen dem Parthenon und dem Erechtheion auf und nieder, dann näherten sie sich einem Marmorblock, welcher ganz in der Nähe des von ihnen nicht bemerkten Diopeithes lag, ließen auf diesen sich nieder und setzten hier ruhend ihre Unterredung fort. Dem Erechtheuspriester war es leicht, das ganze Gespräch der beiden mit anzuhören.

„Wunderliche Wege“, sagte Agorakritos, „beginnt die Bildkunst der Athener einzuschlagen. Dinge von eigentümlicher Art finde ich, nach mancher Irrfahrt Athen wieder besuchend, zur Schau gestellt in den Werkstätten der jüngeren Kunstgenossen. Wo ist die alte Erhabenheit und Würde hingeschwunden? Hast du den Eingeweideröster des Styppax gesehen? Wir wendeten unser Bestes an die Bilder der Götter und Heroen; und nun wird mit allen Feinheiten der Kunst ein armseliger Sklave hingestellt, welcher, Eingeweide röstend, aus vollen Backen das Feuer anbläst. Des jungen Strongylion Kunst versucht sich an der wüsten Aufgabe, das trojanische Pferd in Erz zu gießen. Von Demetrios sah ich einen alten Mann mit Schmerbauch und kahler Platte des Hauptes, strotzenden Adern und einem Barte, von welchem

einzelne Haarbüschel wie vom Winde bewegt aus der Masse herausflattern."

„Die Bildner würden nicht solches schaffen," sagte Pheidias, „wenn es nicht anfinge, den Athenern zu gefallen. Wer möchte verkennen, daß Entartung leider sich einschleicht in Herz und Adern des Athenervolkes. Wie in der Bildkunst das Häßliche anfängt, sich neben das Schöne zu stellen, so wird ja auch auf der Pnyx neben dem olympischen Rededonner des edlen Perikles mehr und mehr das wüste Geschrei eines Kleon vernehmlich. Und vordem hatten wir einen Hipponikos und einen Pyrilampes, jetzt haben wir ihrer hundert."

„Üppigkeit und Genußsucht überwuchert", sagte Agorakritos. „Und wer hat sie zuerst offen gepredigt, die Botschaft der Üppigkeit und der Genußsucht? Seit die Freundin des Perikles meinem, und fast darf ich sagen, auch deinem Werke einst den Preis entriß zugunsten des übermütigen Alkamenes, seit jenem Tage ist der Groll gegen das betörende Weib mir nicht aus der Seele geschwunden. Als sie schnöde meine Aphrodite zur Nemesis umdeutete, da zuckte mir durchs Gehirn der Gedanke: Ja, zur Nemesis soll sie dir werden, meine Aphrodite! Du sollst sie empfinden, die Macht der rächenden Göttin! Und in der Tat, mit langsamen, aber sicheren und unabwendbaren Schritten naht sie, die Rache!"

„Gleichmäßig und billig werden die Götter richten!" versetzte Pheidias ernst. „Und wenn sie den lächelnden Übermut der Milesierin dämpfen, so werden sie auch die geheime Tücke jenes Diopeithes strafen, zu dessen Bundesgenossen dein Rachedurst dich gemacht hat. Was wir auch immer an dem Weibe des Perikles zu tadeln und zu rächen haben mögen, vergiß nicht, daß ohne ihr mutiges und herzeinschmeichelndes Wort die Zinnen unseres Parthenon nicht hier vollendet emporragten, und daß wir keinen grimmigeren Widersacher bei eben diesem Werke gehabt haben, als den tückischen Erechtheuspriester!"

„Du wirfst dich also zum Freunde und Beschützer der Milesierin auf?" sagte Agorakritos.

„Nicht das!“ versetzte Pheidias. „Ich liebe Aspasia so wenig als den Erechtheuspriester, und ich weiche beiden aus, indem ich von Athen sogleich wieder zurückgehe nach dem mir liebgewordenen Olympia. Ich habe die Elier dankbarer gefunden als die Athener. Ich habe, dünkt mich, genug getan für Athen. Den Rest meiner Tage will ich dem großen Hellas weihen. Ich überlasse Athen seinen Aspasien, seinen Demagogen, seinen Schlemmern und seinen tückischen, nichtswürdigen, rachesüchtigen Erechtheuspriestern!“

„Du tatest recht,“ sagte Agorakritos, „daß du Athen den Rücken kehrtest; die Athener hätten vielleicht selbst deine Kunst verweichlicht und verderbt: nach ihrem neuesten Geschmacke müßtest du vielleicht Priape meißeln statt der olympischen Götter . . .“

„Oder dieses Bettlers ekle Mißgestalt, die auf der reinen Höhe wie ein sumpf-entschlüpfter Molch sich sonnt!“ sprach Pheidias, und wies auf den wohlbekannten Krüppel Menon hin, der eben zwischen den Säulen in der Sonne lag.

Der Bettler hatte die Worte des Pheidias vernommen, grinste, ballte hinter ihm die Faust und sandte ihm eine Verwünschung nach.

Pheidias erhob sich mit Agorakritos, und einen Schritt weiter in der Richtung des Erechtheion machend, sah er Diopeithes hinter den Säulen stehen.

„Ei siehe, wie wachsam sind die Eulen des Erechtheion!“ sagte Pheidias.

Einen düsteren Blick des Hasses warf der beschämte Lauscher auf den Bildner herüber.

„Scharfe Schnäbel und scharfe Klauen haben sie, die Eulen des Erechtheion!“ rief er. „Gib acht, daß sie nicht zur Unzeit deinem Auge begegnen!“

So Diopeithes. Der Bildner aber wiederholte auch jetzt wieder jenes homerische Wort:

„Nie läßt mich zittern Pallas Athene!“

„Wohlan!“ murmelte vor sich hin Diopeithes, als die beiden Männer sich schon abgewendet hatten. „Baue auf den Schutz deiner Pallas, ich baue auf die Macht der meinigen!

Lange genug vorbereitet ist er, der Entscheidungskampf zwischen deinem gold-elfenbeinernen Machwerk und dem echten alten Götterbilde da drinnen im heiligen Raume des Erechtheion!"

Er wollte sich eben entfernen, als der tolle Menon mit seiner Krücke, noch immer den Pheidias im Selbstgespräche schmähend, gegen eine der glatten schimmernden Säulenschäfte schlug, so daß ein Splitter davon lossprang.

Dies gewahrend, trat Diopeithes näher zu Menon heran; die Blicke des tollen Bettlers und des Erechtheuspriesters begegneten sich.

Sie kannten einander.

Menon war einst, wie schon erwähnt, mit den übrigen Sklaven seines angeklagten Herrn gefoltert worden. Nicht anders als mit der Folter wurden hellenische Sklaven vor Gericht befragt. Unter der Folter also hatte Menon seine Aussage gemacht, und auf Grund derselben Aussage war der Athener freigesprochen worden. Aber dem Sklaven Menon war von der Zeit jener peinlichen Befragung vor Gericht eine Verkrümmung der Glieder zurückgeblieben. Er war zum Krüppel geworden. Aus Mitleid hatte sein Herr ihn freigegeben und ihm, als er starb, eine beträchtliche Summe vererbt. Der halbverrückte Menon aber warf das empfangene Geld in den Erdschlund des Barathron, und zog es vor, als müßiger Bettler unter den Athenern sich umherzutreiben. Er lebte zum Teil von den Speisen, welche man den Toten auf die Gräber legte. Wenn er im Winter fror, so wärmte er seine gichtbrüchigen Glieder an den Essen der Schmiede, oder an den Öfen der öffentlichen Bäder. Sein Lieblingsaufenthalt war ein unheimlicher Ort in Melite, wo man die Körper der Hingerichteten und die Stricke und Kleider der Selbstmörder hinwarf. Er sammelte die Stricke sorgfältig und zählte sie täglich. Ein Hund, welcher räudig geworden und deshalb von seinem Herrn fortgejagt worden, war ihm zugelaufen und seither unzertrennlich von ihm. Menon war von boshafter, tückischer Natur, und sein höchstes

Vergnügen schien es, wenn er Unfrieden stiften konnte oder anderes Unheil unter dem Volke. Von einem heimlichen Rachegefühl schien er durchdrungen, und alles, was er tat, schien darauf berechnet, das Sklaventum an den freien Unterdrückern zu rächen. Absichtlich gab der zum Krüppel Gefolterte sich verrückter als er war, um den Athenern ungescheut die derbsten Wahrheiten ins Angesicht zu schleudern und überhaupt alles wagen zu dürfen, was man einem Menschen von gesunden Sinnen nicht verziehen hätte. Er war immer auch auf der Agora oder sonst an öffentlichen Orten zu sehen, und auf der Akropolis war er heimisch geworden, wo er im Schwarme der Werkleute sich umhertrieb. Denn überall befand er sich wohl, wo es von Menschen wimmelte, und wo er seine tückische Rolle zu spielen vermochte.

Insbesondere aber hatte es ihm auf der Akropolis von dem Augenblicke an gefallen, als er gemerkt hatte, daß der Erechtheuspriester Diopeithes und der Baumeister Kallikrates mit Erbitterung sich befehdeten. Er schien seine Aufgabe darin zu finden, die Tempeldiener des Erechtheuspriesters und die Leute des Kallikrates gegeneinander zu hetzen. Er ließ sich auch willig als Zwischenträger oder als Späher verwenden. Beiden Parteien diente er, und beide haßte er gleichmäßig, wie er alle haßte, welche freigeboren und Athener waren.

Diopeithes selbst unterredete sich zuweilen mit ihm und erkannte bald die Brauchbarkeit dieses Werkzeugs. War der Mann doch immer unter dem Volke, erspähte und belauschte alles. Niemand glaubte vor dem Blödsinnigen etwas verbergen zu müssen, und der beißende Witz seiner bösen Zunge machte ihn ebensowohl beliebt als gefürchtet auf dem Markte und in den Straßen.

Menon also und Diopeithes kannten einander, und sie verstanden sich sehr gut. Der Instinkt des heimlichen Grolls und der Rachsucht machte den lahmen Bettler und den Priester zu Verbündeten.

„Du zürnst dem Pheidias?" begann Diopeithes.

„Schnappe der Höllenhund nach ihm mit seinen hundert Rachen zugleich! — Hochmütiger Wicht! Stieß mich immer zur Tür hinaus, wenn er es merkte, daß ich mich wärmte am Feuer der Schmelzöfen in seiner Werkstätte — faselte von meiner Ungestalt — ‚Du bist ein Unhold, Menon', sagte er, ein Scheusal! — Wollte nur olympische Götter und Göttinnen um sich sehen — ha, ha, ha — Daß der Blitz ihn erschlage, ihn und die sämtlichen Athener!"

„Du verweiltest also öfter in seiner Werkstätte?"

„Sah mich nicht immer — ich aber ihn — Menon weiß zu kauern in Winkeln — sah ihn betreiben sein eitel gleißend Tagewerk — sah ihn hantieren, ihn und die Seinigen, mit dem weißen Gestein, und dem Erz, und dem Elfenbein, und dem gleißenden Golde . . ."

„Sahst ihn hantieren mit dem Golde?"

Seltsame Lichter begannen bei diesem Worte um die Augen, die Lippen des Erechtheuspriesters zu spielen.

„Sahst ihn mit dem Golde hantieren, Menon?" wiederholte er mit unheimlich zwinkernden Augen; „mit dem gleißenden Golde, welches die Stadt der Athener ihm in seine Werkstätte geliefert, damit er daraus und aus dem Elfenbein die Götterbilder der Akropolis fertige?"

„Freilich, freilich — mit dem gleißenden Golde der Athener — sah ihn wühlen in ganzen Schatzkammern von Gold und Elfenbein — das flimmerte, das glitzerte . . ."

„Ob wohl das gleißende Gold der Athener immer alles in den Schmelzofen wanderte, Menon? Ob nicht vielleicht zufällig etwas davon hängen blieb an den Fingern derjenigen, welche damit hantierten?"

Bei dieser lauernden Frage sah der Bettler den Priester grinsend an. Dämonisch zuckte es auf in seinem Angesicht.

„Ha, ha, ha," lachte er — „Menon weiß zu kauern, zu lauern — sah ihn hantieren, auch wenn er sich allein und unbemerkt glaubte — sah ihn Schreine heimlich öffnen, wo das Verborgene funkelte — ha, ha, ha — das helle

Gold — das Gold der Athener — Augen machte er da wie ein schatzhütender Greif — griff darein wie mit Krallen — so — Trat ihm der Schaum vor die Lippe, als er mich entdeckte — stieß mich zur Türe hinaus — wollte nicht, daß ich mich wärmte — Warte, du Wicht — Blitze nur mit den Augen, alter, grauer Greif . . ."

Und wieder erhob der Bettler den Krückenstock wie drohend gegen den Parthenon, als wollte er diesen dem Meister zum Trotz in Trümmer schlagen.

Nach einer kleinen Pause trat der Priester noch näher heran und flüsterte:

„Höre, Menon, was du da gesagt, würdest du das auch auf der Agora sagen — vor den sämtlichen Athenern?"

„Vor den sämtlichen Athenern — vor den sämtlichen zwanzigtausend Lumpenhunden von Athenern! — Daß die Pest sie verderbe!"

Von der Stunde dieser Unterredung an verbreitete sich durch ganz Athen die Kunde von harten, stolzen, kränkenden Reden, welche Pheidias geführt habe gegen seine Kunstgenossen und gegen das gesamte Athenervolk. Erzählt wurde, wie er die Volksherrschaft geschmäht, und wie er, sein Vaterland verachtend, die Elier gepriesen, und wie er Athen den Rücken zu kehren und fortan nur andern Hellenen seine Dienste zu weihen geschworen. Zugleich wurde geflüstert von dem Golde, das man ihm von Staats wegen geliefert, und das nicht rein und voll aufgegangen in den Schmelzöfen seiner Werkstätte . . .

Wie ein böser Samen ausgestreut, schossen diese Reden empor im Volke zu einer Giftsaat der Erbitterung und der Feindseligkeit auch gegen den edlen, still wirkenden Meister des Parthenon.

Der Tag war gekommen, an welchem die Sache Aspasias vor den Heliasten unter dem Vorsitz des Archon Basileus in einem der Gerichtshöfe der Agora verhandelt werden sollte.

Vom frühen Morgen an umwogte das Volk den Gerichtshof.

Ruhig und gefaßt war an jenem Tage unter allen Athenern nur Aspasia selbst. Sie stand im oberen Gelasse des Hauses und blickte durch eine fensterartige, gegen die Straße hinausgehende Öffnung auf den Schwarm hinab, welcher gegen die Agora zog.

Sie war etwas bleich, doch nicht vor Angst, denn um ihre Lippen schwebte ein verachtendes Lächeln.

Perikles trat zu ihr.

Er war bleicher als Aspasia, und ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen. Er warf schweigend einen Blick nach dem trüben Himmel hinauf. Es war ein grauer Tag. Schwärme von Kranichen zogen vom nordischen Strymon her über Attika, und ihr Gekrächze schien den Regen herbeizurufen.

Nun kam ein langer Zug von meist betagten Männern die Straße herauf. Es war die Abteilung der Heliasten, welchen die Sache Aspasias zugewiesen war. Es waren die Richter, vor welchen das Weib des Perikles sich stellen, von welchen ihr Urteil gesprochen werden sollte.

„Da sieh' die alten Bursche!“ sagte Aspasia lächelnd und auf die Heliasten hinunterdeutend. „Die Hälfte von ihnen trägt schäbige Mäntel und hat ein hungriges Aussehen und stützt sich im Gehen auf die langen, mir unleidlichen Athenerstöcke, welche nicht einmal Pheidias in seinem Friese auf der Akropolis den Augen der Schönheitsfreunde erspart hat. Es sind auch welche darunter, die Knoblauch kauen, und die schmutzigen Obolen, welche sie als Richtersold für diesen Tag soeben bekommen, zwischen die Lippen gesteckt tragen . . .“

„Es sind Männer aus dem Volke“, sagte Perikles achselzuckend. „Es sind Männer jenes Volkes der Athener, welches dir einst wohlgefiel und welchem zu Liebe du, wie du mir erzähltest, den Perserhof und dein schönes Milet verließest und von Sehnsucht getrieben übers Meer herüberkamst, um es aufzusuchen und unter ihm zu leben . . .“

Aspasia antwortete nichts.

„Dieses Knoblauch kauende, lange Stöcke tragende,

Obolen in den Mund steckende Athenervolk", fuhr Perikles fort, „ist eben dasselbe, dessen Wohlgestalt und ungezwungener Anstand dir bewundernswert erschien, dessen Vaterlandsliebe dich rührte, dessen kunstsinniger Geist dir nicht bloß in den Werken der schaffenden Bildner und Poeten unvergleichlich schien, sondern auch in der Begeisterung, in dem feinen Verständnis der Schauenden, Hörenden und Genießenden . . ."

„Nun aber weiß ich," erwiderte Aspasia, „dem vielgerühmten, feinen attischen Volke ist ein Rest von Roheit, ich möchte sagen von Barbarei noch immer beigemischt . . ."

„Nichts Vollkommenes wandelt unter der Sonne!" sagte Perikles, „und großen Lichtern gesellen sich um so größere Schatten. Ich erinnere mich, kürzlich in der Werkstätte eines unserer Bildner ein sonderbares Bildwerk gesehen zu haben: es war eine Gestalt mit Flügeln an den Schultern und mit Bocksfüßen. Dieser Mischgestalt ähnlich erscheint mir das athenische Volk. Es ist beschwingt zum höchsten Fluge, aber es wandelt auch auf Bocksfüßen. Im übrigen bedenke, daß das athenische Volk seine größten Vorzüge für sich allein hat, seine Schwächen aber mit andern teilt. Und wie das schönste Weib noch immer Weib, so bleibt das begabteste Volk noch immer Volk, behaftet mit den Schwächen und Leidenschaften dessen, was man eben das Volk, die Massen, die große Menge nennt."

„Mehr als andere", rief Aspasia aufwallend, „ist das athenische Volk undankbar, wankelmütig, von jedem Hauche erregbar, leichtgesinnt . . ."

„Aber es ist liebenswürdig!" sagte Perikles mit leichter Ironie, „und genußliebend, und heiter, und ein begeisterter Freund und Pfleger des Schönen . . . Was willst du noch mehr, Aspasia? — Hast du nicht selber oft genug den armen Grübler Sokrates belächelt und bespöttelt, weil er vom Volke der Athener noch andere Tugenden zu verlangen schien, als diejenigen, die ich eben dir nannte?"

Aspasia wandte stolz und wie verletzt sich ab.

„Es ist Zeit," sagte nach einer Pause Perikles, „zu gehen und uns in den Gerichtshof auf die Agora zu begeben, wo die Richter dich erwarten. — Hast du keine Furcht, Aspasia? Deine Züge verraten nichts davon. Willst du die bange Besorgnis mir allein zu tragen überlassen?"

„Ich fürchte", versetzte Aspasia, „weit mehr des Knoblauchs Mißduft in jenen Räumen, als das Urteil, das aus dem Munde jener Männer mich treffen kann. Noch fühle ich von demselben Mute mich beseelt, der unter dem Pöbel von Megara und im Volksgedränge der Straßen von Eleusis in mir aufflammte."

Während dieses Gesprächs der beiden waren die Heliasten im Gerichtshofe auf der Agora angelangt, auch der Archon Basileus mit einigen untergeordneten Amtspersonen, öffentlichen Schreibern, hatte sich eingefunden, ferner die aufgerufenen Zeugen des Klägers und der Angeklagten.

Vor dem Gerichtshofe aber tummelte sich der Schwarm des Volkes in lebhafter Bewegung. Bunt durcheinander schwirrten da die Reden, Urteile, Wünsche, Vorhersagungen. Man konnte Gegner, man konnte Anhänger der Angeklagten, man konnte Unparteiische vernehmen.

„Wißt ihr, warum sie den Anaxagoras angeklagt haben und die Aspasia?" rief einer. „Weil sie den Perikles empfindlich treffen möchten und sich an ihn selber nicht wagen. Denn es gibt keinen Menschen in ganz Athen, der es wagen möchte, den Perikles selber offen anzugreifen . . ."

„Aber könnte man's nicht?" rief ein verschmitztes Männchen mit lauernden Augen, herantretend. Könnte man's nicht? Könnte man von Perikles nach langjähriger Verwaltung nicht bessere und genauere Rechnungslegung verlangen, als er bisher geleistet hat? Kommen in seinen Rechnungen nicht Posten vor mit der bloßen Bezeichnung: „Zweckmäßig verwendet?" Was soll das heißen, ich bitt' euch, zweckmäßig verwendet? He? Kann man

dem Volke frecher Sand in die Augen streuen? Hört doch einmal, zweckmäßig verwendet ...“

So rief der Mann und setzte seinen Weg durch die Menge fort und fragte überall, was das heißen solle: „zweckmäßig verwendet!“

„Das sind Summen,“ bemerkte ihm einer geheimnisvoll, „welche Perikles aufwendet, um einflußreiche Männer im Peloponnesos mundtot zu machen, damit sie nichts Böses anstiften gegen Athen ...“

„Damit sie ihn nicht hindern an der Aufrichtung der Tyrannis zu Athen!“ fiel der Verschmitzte mit den lauernden Augen höhnisch lachend ein. „Denn wenn ihr euch einbildet, daß der Gelehrte Perikles, so oft er mit seinen Freunden flüstert, mit ihnen nur Flohfußlängen und Mückensteißweiten berechnet, so irrt ihr! Er faselt schon lange von der Einheit des Gesamthellenenlandes — er möchte, um es kurz herauszusagen, Tyrann von ganz Hellas werden. Sein Weib, die Milesierin, hat ihm diesen Wurm ins Ohr gepflanzt, der sich jetzt in sein Gehirn einbohrt und ihn in Raserei versetzt. Nach nichts Geringerem als nach einer Krone gelüstet's dieser Hetäre: sie möchte gerne Königin heißen — Königin von Hellas; die Lorbeeren ihrer Landsmännin lassen sie nicht schlafen.“

So der scharfzüngige Tyrannisriecher. Im Gerichtshofe auf der Agora aber saßen bereits, des Beginns der Verhandlung gewärtig, auf ihren hölzernen Bänken die Richter. Den Vorsitz führte der Archon Basileus, umgeben von Schreibern und Dienern.

Von Schranken umschlossen war die Gerichtsstätte, eine Gittertür gewährte nur denjenigen Einlaß, welche der Archon Basileus aufrief.

Jenseits dieser Schranken drängte sich das Volk, soviel dessen Platz fand, um die Verhandlung mit anzuhören.

Den Bänken der Richter gegenüber war dem Angeklagten sowohl als dem Kläger eine etwas erhöhte Bühne ein-

geräumt, welche die Gestalten derselben weithin sichtbar, die Stimmen derselben weithin vernehmlich machten.

Auf dem einen dieser erhöhten Plätze saß Hermippos, ein Mann von unheimlichem Wesen, dessen stechendes Auge unruhig umherschweifte.

Auf dem andern saß Aspasia, neben ihr Perikles. Denn als Weib, mehr noch als Ausländerin, mußte sie vor Gericht sich vertreten lassen von einem Manne, einem einheimischen Bürger.

Ein das Herz vieler bewegendes Schauspiel war es, das schönste und gefeiertste Weib ihrer Zeit, das Weib des großen Perikles, auf der Bühne der Angeklagten zu sehen.

Daß Perikles neben ihr saß, ihr Mitangeklagter gleichsam, vermehrte noch das Ernste und Ergreifende des Anblicks.

Mit einem gewissen Stolze warfen die Richter und die Mehrzahl des Volkes selbst sich in die Brust, da sie sahen, wie auch die Mächtigsten vor ihrem Richterstuhl sich stellen, dem allwaltenden Bürgergesetze sich unterwerfen mußten.

Mit boshaften Augen blickte Hermippos auf das schöne Weib herüber, über dessen Antlitz eine sanfte Blässe lag, die den Eindruck des ungebeugten Sinnes, welcher aus ihren Zügen leuchtete, kaum zu mildern vermochte.

Jetzt eröffnete der Archon Basileus die Verhandlung. Er nahm dem Kläger einen Eid ab, daß er nur um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen die Anklage eingebracht. Die Richter selbst hatten schon beim Antritt ihres Amtes den Eid der Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit geleistet.

Nun ließ der Archont durch einen öffentlichen Schreiber zuerst die Klageschrift, dann die auf die Klageschrift eingereichte Gegenschrift verlesen.

Dann forderte er den Kläger auf, seine Klage mündlich und ausführlich zu begründen.

Hermippos erhob sich. Seine Rede troff von Sarkasmen. Man fühlte sich auf die komische Bühne versetzt. Er besprach mit scharfen, einschneidenden Worten die Tatsachen,

auf welche, seinem Vorgeben nach, die Anklage gegen Aspasia sich stützte: wie sie zu Eleusis vor allem Volke unehrerbietig gesprochen von den eleusinischen Göttinnen und von den heiligen Gebräuchen des Landes; wie sie Verkehr gepflogen mit Sophisten, mit Anaxagoras, mit Sokrates, vor allem aber mit jenem beredtesten Götterleugner Protagoras, welcher eine geraume Zeit zu Athen gelebt, gegenwärtig aber sich wieder, Irrlehren predigend und die Jugend verderbend, umhertreibe in andern hellenischen Städten; wie sie ferner ihr ganzes Trachten darauf gerichtet, die athenischen Frauen zur Widerspenstigkeit gegen die Satzungen des Landes aufzustacheln, und wie sie einmal bei Gelegenheit des Thesmophorienfestes vor alle Athenerinnen hingetreten, um sich mit ihnen zu verschwören zum Umsturz jener ehrwürdigen Gesetze, durch welche die Ehe und das Familienleben der Athener geheiligt sind; wie sie ferner freigeborene Frauen in ihr Haus gelockt, um sie zur Buhlschaft und zu den Gesinnungen der Hetären zu verführen, endlich gar so weit gegangen, eine Anzahl von Mädchen im Hause zu halten, offenbar zu keinem andern Zwecke, als um sie zur Selbstpreisgebung heranzubilden und sie angesehenen Männern Athens zu verkuppeln.

Als Zeugen führte Hermippos viele von denjenigen vor, welche zu Eleusis die öffentlichen Äußerungen Aspasias mit angehört; von einigen aber ließ er die schriftlichen Aussagen durch den öffentlichen Schreiber vorlesen. Die Aufreizung der Frauen zur Verschwörung gegen die Staatsgesetze ließ er von Weibern bezeugen, welche an jenem Thesmophorienfeste teilgenommen. Den Versuch der Verführung freigeborener Frauen zur Zuchtlosigkeit ließ er durch die vorgelesene Aussage der Gattin des Xenophon bekräftigen, welcher diese Zeugenschaft erpreßt worden war von Telesippe und der Schwester des Kimon. Was die jungen Mädchen im Hause Aspasias anlangte, berief er sich auf die allgemeine Kenntnis der Athener von dieser Sache, und versäumte nicht, hervorzuheben, wie eben um jener Mädchen willen in letzter Zeit

der athenische Staat selbst in nicht ungefährliche Verwicklungen geraten sei mit Megara und mit den Verbündeten dieser feindselig gesinnten dorischen Nachbarstadt.

Er schloß mit der Darlegung, daß Aspasia sich dreifach vergangen: gegen den Götterglauben und die Religion des Landes, gegen den Staat und das Ansehen seiner Gesetze, gegen die gute Zucht und die Sittlichkeit. Er ließ von dem Schreiber eine Anzahl von Gesetzen vorlesen und wies nach, daß nach athenischem Recht alle jene Handlungen straffällig, und daß auf die meisten derselben der Tod als Strafe gesetzt, Aspasias Haupt und Leben also, nachdem sie jener Verbrechen überführt worden, dem Gesetze verfallen sei. Er bat schließlich die Richter in leidenschaftlich gesteigerter Erregung und mit gehobener Stimme, sich des Heiligsten, was ein Gemeinwesen besitze, anzunehmen, den auf den Umsturz vätererererbter Satzungen abzielenden Übermut jener Fremden zu züchtigen und den bisher göttergeliebten, göttergesegneten Staat der Athener nicht untergehen zu lassen in der Schule der Zuchtlosigkeit, der Gesetzesverachtung und der Götterverleugnung.

Die feurige Rede des Hermippos machte einen tiefen Eindruck auf die Richter, deren Mehrzahl betagt und aus den untersten Klassen des Volkes hervorgegangen war. Auch in dem Schwarme, welcher jenseits der Schranken mit lautloser Stille der Auseinandersetzung des Hermippos gefolgt war, erhob sich ein Gemurmel:

„Hermippos hat glänzend gesprochen — seine Beweisführung war scharf und schlagend — er hat die Gesetze auf seiner Seite — das Haupt der Milesierin ist dem Tode verfallen.“

Nachdem Hermippos geendet und auf seinen Sitz sich niedergelassen, erhob sich Perikles.

Augenblicklich herrschte wieder die tiefste Stille, und jedes Ohr horchte gespannt nach dem ersten Laut aus dem Munde des Gatten Aspasias.

Perikles schien verändert in seinem Wesen. Nicht so er-

schien er, wie vor dem Volke auf der Pnyx, wenn er die Rednerbühne bestieg und in würdevoller Ruhe, sicher des Erfolges, seine Meinungen kundgab. Zum ersten Male schien die Ruhe erkünstelt, die er äußerlich auch heute zur Schau trug, und ein leises Erzittern der Stimme machte sich bemerklich, als er anhub zu reden.

Er leugnete die Schuld Aspasias. Er suchte, einen Klagepunkt um den andern vornehmend, darzutun, daß es nur der gehässigen Übertreibung gelungen, Aspasias Verhalten bis auf das Gebiet todeswürdiger Verbrechen hinüberzuziehen. Und wo er nicht leugnen konnte, daß des athenischen Gesetzes Buchstabe wider Aspasia spreche, da berief er sich von den Handlungen auf die edlen Absichten und suchte klarzumachen, daß edles Bestreben niemals verbrecherisch sein könne.

Aber es war diesmal etwas Unsicheres in der Beweisführung des gepriesenen Redners, welcher den Beinamen des Olympiers führte. Und man mußte bemerken, daß seine Worte nur einen geringen Eindruck auf die Hörer hervorbrachten. War die innere Bewegung zu groß, die seinen Sinn befing?

Zuletzt aber tat Perikles, wie Hermippos getan. Er ließ seiner Auseinandersetzung eine Ansprache an die Richter folgen, welche, aus dem Gemüte kommend, sich an die Gemüter wendete.

Er sagte: „Dies Weib hier ist meine Gattin. Und wenn sie schuldig ist der Verbrechen, deren jener sie anklagt, so bin ich ihr Mitschuldiger. Hermippos klagt uns an, daß wir das Ansehen der Götter geschmälert, das des Staates beinträchtigt, die Zucht und die Gesittung geschädigt. Männer von Athen! Wenn ich mir etwas vom Ruhme dessen anmaßen darf, was ihr getan auf mein feuriges Betreiben, so habe ich das Ansehen der Gottheiten des Landes nicht geschmälert, sondern sie verherrlicht wie keiner vor mir durch prächtige Tempel und ragende Bildwerke auf der Akropolis und zu Eleusis. Ich habe den Staat nicht beeinträchtigt,

sondern für ihn gekämpft in Schlachten, ich habe die Macht der Oligarchen gebrochen und dem Volke die Freiheit gegeben. Ich habe die Zucht und die Gesittung nicht geschädigt, sondern gefördert, indem ich unter euch die Pflege des Edlen und des Schönen zu verbreiten suchte, dieser ewigen Überwinder alles Gemeinen und Rohen. Und in solchem Bemühen, Männer von Athen, hat mich dieses Weib, Aspasia von Milet, nicht gehindert, sondern unterstützt und angespornt. Ihr Verdienst ist zum nicht geringen Teil, was das Volk und die Stadt der Athener vielleicht für alle Zeiten verherrlicht! Nicht mit dem Verfall dieses Gemeinwesens, sondern mit der edelsten Blüte, Macht und Herrlichkeit wird ihres Namens Andenken für immer verknüpft sein. — Dies sind die Tatsachen, ihr Männer von Athen, und wir beide glauben uns verdient gemacht zu haben um Volk und Stadt der Athener. Jener Hermippos aber kommt und ruft euch zu: „Reißt das erkorne, das angetraute Weib vom Busen des Perikles und schleppt sie vor seinen Augen zum Tode!"

Bei diesen Worten trat eine Träne in das Auge des Perikles.

Eine Träne im Auge des ruhigen, würdevollen Perikles! Eine Träne im Auge des Olympiers! Sie wirkte wie etwas, das nicht denkbar ist nach gewöhnlichem Naturgesetz. Sie wirkte verblüffend, wie eine Wundererscheinung, wie ein Meteor, wie ein göttergesandtes Zeichen vom Himmel . . .

Diejenigen, welche mit eigenen Augen gesehen hatten, wie die Träne einen Moment erglänzte in dem männlichen Auge des Perikles, um rasch zerdrückt wieder zu verschwinden, sahen sich mit ernster Miene an.

Sie flüsterten einander zu:

Perikles hat geweint!

Vom Saale des Gerichts verbreiteten sich hinaus auf die Agora die Worte:

Perikles hat geweint!

Von der Agora lief es in kurzer Zeit durch die ganze Stadt Athen:

Perikles hat geweint!

Zu gleicher Zeit kam nach Athen die Nachricht von einem Seetreffen bei Sybota, in welchem athenische Schiffe den Kerkyräern gegen die Korinther siegreich zu Hilfe gekommen. Aber man hörte nur halb auf die Kunde — man sprach von der Träne des Perikles.

Der Rede des Hermippos vor den Heliasten war eine Schranke gesetzt worden durch die ablaufende Sanduhr, der Rede des Perikles machte die hervorquellende Träne ein Ende.

Ein Diener trat auf den Wink des Archonten hervor und verteilte die Stimmsteine unter die Richter. Jedem von ihnen gab er vor aller Augen einen weißen und einen schwarzen Stein, einen lossprechenden und einen verdammenden.

Dann verließen die Heliasten ihre Sitze, näherten sich einer nach dem andern einer ehernen Urne und warfen einen Stimmstein in dieselbe, den von weißer oder den von schwarzer Farbe. Den zweiten übrig gebliebenen Stein warfen sie in ein anderes hölzernes Gefäß.

Die erste Abstimmung der Heliasten galt der Schuld oder Unschuld. Die zweite galt im Schuldfalle der beantragten Strafe des Angeklagten.

Nun waren die Stimmsteine sämtlicher Heliasten abgegeben. Sorgsam wurden die weißen und die schwarzen sofort gezählt unter den Augen des Archonten.

Mit unendlicher Spannung waren die Augen aller auf die aus der Urne hervorrollenden weißen und schwarzen Steine gerichtet.

Und siehe da! Die hellen Lebenslose mehrten sich, und siegreich überglänzten sie die dunklen Todeslose.

Das Weib des Perikles war freigesprochen. In die Wagschale der Themis war entscheidend die schwerwiegende Heldenträne gefallen.

Aus dem Munde des Archonten erklang die Entscheidung und verbreitete sich wie auf Schwingen getragen über die ganze Agora.

Aspasia erhob sich. Ein leichtes Erröten färbte ihr Antlitz. Ihr Blick streifte einen Moment mit hellerem Glanze die ehrwürdigen Häupter der Heliasten. Dann reichte sie stumm ihre Hand dem Perikles. Und dieser führte sie hinweg. Ein Schleier deckte ihr Gesicht, während sie die Menge durchschritten.

Auf der Agora empfing und begleitete den Perikles ein hellstimmiger Gruß der Athener.

In allen Gassen, welche Perikles heimkehrend durchschritt mit seiner verschleierten Gattin, staute sich das Volk und das Verschiedenste wurde nach der Gesinnung des einzelnen bei Aspasias Anblick ausgerufen oder geflüstert. Ein Ausruf aber war es, der immer und überall wiederkehrte, und dieser Ausruf lautete:

„Welch ein herrliches Weib ist noch immer Aspasia!“

Dieser Ausruf erhielt zuletzt die Oberhand über alle andern, und nur noch der verrückte Menon rief der schönen Milesierin, als sie an ihm vorüberkam, ein freches Schmähwort nach.

Plötzlich stand, aus der Menge auftauchend, Sokrates neben Perikles und Aspasia.

„Ich wünsche dir Glück, Aspasia!“ sagte er, sich den Wandelnden anschließend. „Welche Stunden der Qual waren diese letzten für deine Freunde!“

„Wo warst du,“ fragte Aspasia, „während das Entscheidungsurteil gefällt wurde?“

„Immer mitten unter dem Volke!“ erwiderte Sokrates.

„Und welche Reden vernahmst du im Volke während dieser langen Zeit?“ fragte Aspasia wieder.

„Viele und mannigfache,“ versetzte Sokrates, „zuletzt blieben aber nur zwei davon übrig und gingen von Mund zu Munde.“

„Und wie lauteten diese?“

„Perikles hat geweint!“ und „Welch ein schönes Weib ist noch immer Aspasia!“

„Sonderbares Zusammentreffen!“ fuhr Sokrates in seiner klügelnden und wunderlichen Weise fort. „Das schönste Weib ist Aspasia und des schönsten Weibes glücklicher Gatte hat geweint! — Gib acht, Aspasia, daß diese Träne des Perikles die letzte bleibe! Denn nur die erste Träne des Mannes ist erhaben, die zweite wäre lächerlich. Nur die erste ergreift, erschüttert — eine zweite bliebe wirkungslos. Perikles darf niemals wieder weinen! Hörst du, Aspasia? Perikles darf niemals wieder weinen!“

„Bin ich es etwa, welche darauf ausgeht, Tränen dem Auge des Perikles zu entpressen?“ fragte geheim verletzt Aspasia.

„Ich behaupte nichts, als dies, daß Perikles niemals wieder weinen darf!“ erwiderte Sokrates und verlor sich unter der Menge.

Aspasia war erregt. Wie? Das feindlich gesinnte Volk der Athener hatte sie heute freigesprochen, und aus der Schar versöhnter Feinde trat ein Freund hervor, mit nörgelndem, unheilkündendem Wort sie anzuklagen?

„Du kennst den Wunderlichen!“ sagte Perikles. „Habe Geduld mit ihm! Du weißt, er meint es gut mit uns!“

Aspasia aber zürnte. Und ein Gedanke, längst gehegt in ihrer Brust, den Sonderling zu strafen für den immer bereiten, immer verwegenen Freimut seiner Zunge, erwachte mit verstärkter Gewalt aufs neue in dem hochgesinnten Weibe, während es siegesstolz an der Seite des Gatten dahinschritt.

Zwei Männer folgten in einiger Entfernung dem Paare mit lauernden Blicken; ein höhnisches Lächeln umspielte ihre Lippen, während sie miteinander flüsterten.

Es war Diopeithes und der Oligarch Thukidydes.

„Das Weib ist uns entwischt!“ sagte finster blickend der Oligarch.

„Desto schlimmer für sie!“ versetzte der Priester. „Du

kennst das Volk. Wäre sie verurteilt worden, so würde man sie bedauern und den Perikles bemitleiden; nachdem sie frei ausgegangen, wird man alsbald sagen, daß die Richter doch zu milde geurteilt haben, und daß die Macht des Perikles immer gefährlicher wird, wenn man ihm zuliebe die Schuldigen freispricht!"

„Triumphiere nur für heute!" fuhr Diopeithes fort, aus der Ferne die Faust hinter dem Gatten Aspasias ballend: „Die Pfeile, die du vom Haupte deines Weibes abgelenkt, sie werden um so sicherer dein eigenes treffen!"

---

22. Kämpfe und Siege.

Perikles betrat mit seinem Freunde Sophokles in morgendlicher Stunde die Agora, als der finsterblickende Euripides, begleitet von dem Wahrheitsucher, des Weges kam. Ein wenig überrascht durch den Anblick des Gepäcks, welches einige Sklaven hinter ihm hertrugen, standen jene beiden stille und fragten den Reisefertigen, was dieser Aufbruch bedeute, und wohin er die Fahrt zu richten gedenke.

„Ich schiffe nach Salamis hinüber", versetzte Euripides. „Auf dem stillen Eilande hoffe ich endlich die Abgeschiedenheit und den Frieden zu finden, dessen ich bedürftig bin. In der Ufergrotte, in welcher ich das Licht der Welt zuerst erblickte, will ich fortan meinen Lieblingsruhesitz aufschlagen und ohne Störung meinen Gedanken mich überlassen."

„Bietet denn nicht dein Landhaus dir der Stille genug und der Abgeschiedenheit?" fragte Perikles.

„Sprecht mir nicht von dem Landhause!" erwiderte unwirsch der Dichter. „Gründlich ist dies mir verleidet worden durch das Überhandnehmen der Froschbrut, welche des Abends in dem nahen Weiher quakt, noch mehr aber der Grillenschar, welche durch ihr unablässiches Gezirpe bei Tag und

Nacht mich stört im Denken und Dichten. Der alte Schwätzer Anakreon hat sie besungen, diese ‚hellstimmigen Zikaden‘, ich aber verwünsche sie! Wund ist mir das Haupt und schier verrückt bin ich geworden vom schrillen Gelärm dieser Quälgeister, dieser zirpenden bösen Dämonen! Vergebens half Freund Sokrates mir ein paar Tage lang, sie in ihren Löchern zu haschen und auszutilgen . . . Du lächelst, lammherziger Sophokles? Du bist freilich imstande, uns stehenden Fußes eine begeisterte Lobrede auf die Grillen und die Frösche zu halten!“

„Warum nicht?“ sagte Sophokles lächelnd. „Die ganze Natur ist ja klangfroh und singt. Es singen die Wellen, es singen die Winde, die Fichte singt, es singt der Stein, wenn ihn der Fuß des Wanderers anstößt. Und so gerne hört der Klang sich selbst, daß er, ein Narziß, sein eigenes Bild beliebäugelt im Spiegel der Eccho. Darum, trefflicher Euripides, laß uns auch den Grillen und den Fröschen..“

„Da haben wir's!“ fiel Euripides dem Sprecher mit Heftigkeit ins Wort. „O diese Schöngeister, diese ‚Schönheitseligen‘, diese ‚Schönlebenden‘, und wie sie sich sonst genannt wissen mögen! Alles, auch das Verwünschteste, verstehen sie mit dem Firnis schöner Redensarten zu übertünchen, nirgends gewillt, dem Ernste des Lebens ernst ins Auge zu blicken! Ich sage euch, die Zikaden bleiben ein unleidliches Geschmeiß, was auch der alte Anakreon und nach ihm der fromme Sophokles hier darüber poetisch flunkern mögen. Im übrigen sind es, wie ihr wißt, nicht bloß die Grillen und die Frösche, welche mir den Aufenthalt auf attischer Festlandserde verleiden. Es gefällt mir nicht mehr zu Athen. Man hat nicht Lust, um eines entlaufenen Weibes willen den Spott der Gassenjungen zu ertragen, so attisch gewürzt er auch sein mag. Nicht nach meinem Geschmack ist diese Verlotterung des Lebens, und allerlei Bedrohliches liegt auch sonst noch in der Luft. Wozu sind wir denn aufgeklärter geworden, wenn sich die Sitten verschlechtern? — Lebet wohl! Ich gehe vorläufig nach Salamis hinüber . . .“

„Soll denn unser Glück vom Orte abhängen?“ wandte Sophokles ein. „Man muß ausharren an seiner Stelle. Des griechischen Mannes Stolz soll es sein, denke ich, bei allem Herben und Düsteren, das etwa hereinbricht, in sich selbst unverändert zu bleiben, fortzuleben in ungetrübter Heitre und Schöne, als einer, der das Höchste und Beste des Menschheitslebens in der schönen Harmonie des eigenen Wesens verwirklicht und durch nichts gestört wird im edelsten Genusse des Daseins.“

„Und wenn das Alter dir naht mit den schlotternden Knien,“ warf Euripides ein, „und die Quellen des Genusses versiegen?“

„Dann werde ich auf den Genuß, dessen Quellen versiegen, Verzicht leisten,“ entgegnete Sophokles, „aber nur, um des Mannes froher Lebenslust, die noch immer mit einer gewissen Unruhe verknüpft ist, die noch unvergleichlich schönere, wahrhaft göttliche Ruhe und Heiterkeit, den halkyonischen, durch die Schönheit erst recht verklärten Frieden des Greises folgen zu lassen.“

„Du sprichst als ein Sohn der guten alten Zeit“, sagte Euripides, „und bedenkst nicht, daß wir allgemach zu nachdenklich geworden, um in idyllisch-schöner Heiterkeit so hinzuleben.“

„Was mich betrifft,“ hub jetzt Sokrates bedächtig an, „so finde ich es von Sophokles wunderbar gesagt, daß wir eine schöne Harmonie des eigenen Wesens bewahren müssen. Ich möchte nur erfahren, und es drängt mich, unsern Sophokles ausdrücklich zu fragen, ob er, von ‚schöner Harmonie‘ sprechend, das Sittliche im Auge hat, oder ob er die Harmonie in jenem Sinne schön sich denkt, wie man etwa Frauen oder Werke der Bildkunst schön und angenehm und für das Auge wohlgefällig nennt? Ob er, um es anders zu sagen, das Hauptgewicht auf das Gute legt, oder auf das in gewöhnlichem Sinne schön Genannte? Womit wir denn wieder bei jener alten, so oft zwischen uns aufgeworfenen und niemals von uns erledigten Frage angelangt wären, ob

das Schöne vor dem Guten oder dieses vor jenem den Vorrang verdiene?“

Mit Spannung blickte nach diesen Worten der Wahrheitsucher dem Dichter ins Angesicht, die Antwort desselben erwartend.

In demselben Augenblicke aber entstand ein Lärm und eine Bewegung unter dem Volke, welches inzwischen auf der Agora sich angesammelt hatte. Das Zeichen zum Beginne der Volksversammlung auf der Pnyx war gegeben worden, und alles setzte sich dahin in Bewegung.

Lächelnd sagte, ebenfalls diese Richtung einzuschlagen sich anschickend, Perikles:

„Auch heute, vielwerter Sohn des Sophroniskos, werden wir deine Lieblingsfrage nicht erledigen. Denn auf die Pnyx wird das Volk der Athener soeben berufen, und Dringenderes gibt es für uns dort zu entscheiden . . .“

Sokrates stand da, schweigend und betroffen, wie einer, dem neuerdings so recht zur Unzeit das Wort sozusagen vor dem Munde abgeschnitten worden.

„Myrmekides,“ sagte ein athenischer Bürger zu seinem Nachbar, im Begriff, die Agora zu verlassen und mit den übrigen erregten Massen des Volkes gegen die Hochfläche der Pnyx emporzusteigen, „was wir auch immer heute da oben beschließen mögen, mir ahnt Schlimmes, Schlimmes für Hellas. Es verlauten Orakel — Unheils-Orakel; auch Orakel des Bakis gehen um, die jetzt auf einmal verständlich werden. Aber was das bedenklichste, du weißt, daß Delos, das heilige Delos, die Insel des ionischen Stammgottes Apollon, niemals heimgesucht wurde von einem Erdbeben.“

„Niemals!“ versetzte Myrmekides; „jeder Knabe weiß von Kindesbeinen an, daß das heilige Delos wie mit ehernen Ketten befestigt ist am Meeresgrund, und nicht wie die andern Eilande des Archipelagos erschüttert werden kann durch das unterirdische Gewitter.“

„So glaubte man bis gestern,“ fuhr Kynogenes fort, „aber gestern ist die Nachricht eingelaufen, daß ein minuten-

langes Beben verspürt worden ist auf der Insel, und daß dumpf und drohend das untere Gewitter unter derselben dahinfuhr."

„Delos erschüttert?" rief Myrmekides; „dann gibt es nichts Feststehendes mehr in Hellas!"

Andere Männer gesellten sich zu Myrmekides und Kynogenes, in ihr Gespräch sich mischend. Aber sie wurden bald unterbrochen und veranlaßt, sich umzuwenden, durch einen lauten Tumult, der hinter ihnen noch im Bereiche der Agora sich erhob.

„Ein Megarerhund!" erscholl es, „ein Megarerhund! — Tötet ihn, steiniget ihn!"

Eine große, schreiende Menge hatte rasch um einen Mann sich versammelt, welcher von einigen Athenern ergriffen worden und unter Ausbrüchen des Zornes festgehalten ward.

Es war nicht das erstemal, daß ein Megarer in böse Händel verwickelt wurde zu Athen. Schon bevor der athenische Markt und die Häfen Athens der dorischen Nachbarstadt untersagt worden, war mancher Bürger derselben, der etwa fett gemästete Ferkel oder anderes auf den Markt zu Athen brachte, dort schmählich geneckt, gescholten oder gezaust worden.

Zur Wut aber hatte sich der Groll gegen die Megarer bei den Athenern gesteigert, seit jene in barbarischer Roheit es gewagt, den von Athen nach Megara gesendeten Herold zu erschlagen. Seit jenem Tage hatte das athenische Volk geschworen, jeden Megarer, der sich zu Athen betreffen lassen würde, augenblicklich zu steinigen.

Der Ergriffene flehte um sein Leben und schwur bei allen Himmlischen, daß er kein Megarer, daß er aus Eleusis komme.

„Glaubt es nicht!" rief derjenige, der ihn zuerst gefaßt hatte und ihn noch immer wie mit eherner Hand festhielt. „Glaubt es nicht! Ich kenn' ihn! Ein Megarerhund ist's — ein Megarerhund!"

In diesem Augenblick kamen einige Archonten vorüber, und diese, nachdem sie die Sache erkundet, verhinderten des Mannes Ermordung, riefen einige szythische Bogenschützen herbei und ließen denselben gefangen hinwegführen.

Oben auf der Pnyx, ein wenig abseits vom Orte der Volksversammlung, flüsterten drei Männer leise, doch eifrig zusammen. Es war der Gerber Kleon, der Schafhändler Lysikles und der Wurstmacher Pamphilos. Sie schienen unter sich nicht einig zu sein . . .

Jetzt schritten die Gesandten der Lazedämonier den Weg der Pnyx herauf, um sich in die Volksversammlung der Athener zu begeben. Genugtuung zu fordern waren sie gekommen für das ihnen stammverwandte, verbündete Megara. Mit feindseligen Blicken maßen sich diese spartanischen Männer und die Mehrzahl der sie umgebenden Athener.

Aber ein Oligarch flüsterte dem andern leise ins Ohr: „Sollen wir Krieg oder Frieden wünschen?"

„Er wäre vielleicht ersprießlich," versetzte der andere, „wenn die Peleponnesier kämen und ein wenig aufräumten im Lande . . ."

Erregter als es die Pnyx bestiegen, kam das athenische Volk nach Verlauf einiger Stunden wieder von dort herab. Auf der Agora bildeten sich zahlreiche Gruppen.

„Ich finde, daß Perikles niemals so trefflich gesprochen!" rief Myrmekides. „O, dieser Fuchs mit dem Löwenantlitz! Wie maßvoll er sich benahm, wie ruhig, wie voll scheinbarer Nachgiebigkeit! Wie schien er bereit zu jedem möglichen Zugeständnis! Nur stellte er Gegenforderungen, von welchen er wohl wußte, daß man sie niemals gewähren würde! Welch ein Meisterzug, als er sagte, Athen sei bereit, seinen Bundesgenossen die volle Freiheit zurückzugeben, nur müßten die Sparter vorher mit den ihrigen das Gleiche tun!"

„Ich wittere Teergeruch, Rudergeknarr, Trierarchengeschrei, Pallasbildervergolderei im Piräus" — sagte der Bartscherer Sporgilos bedenklich.

„Warum nicht, du Hasenfuß?“ riefen die andern. „Hast du keine Lust zu einem fröhlichen Seezug?“

„Ei, das Meer ist doch immer so eine salzig bittere Sache!“ gab Sporgilos zurück.

„Laß dich mit Knoblauch füttern!“ scholl es um ihn, „mit Knoblauch, du Memme, wie die Kampfhähne, damit du hitziger wirst und Mut bekommst!“

Jetzt wurde die Stimme Kleons, die Stimme des berufenen Gerbers Kleon in einer andern dichten Gruppe vernehmlich. „Ich will Krieg, aber *ohne den Perikles*!“ rief er. „Der Krieg darf den Perikles nicht noch größer machen. Wie wollen wir Rechenschaft von ihm verlangen, wie wollen wir ihm beikommen, wenn er an der Spitze eines Heeres oder einer Flotte steht? Also fort mit Perikles! Die Forderung der Sparter, daß er als Alkmäonide aus Athen verbannt werde, *diese* einzige Forderung hätte man bewilligen sollen! Man verbanne den Perikles! Man verbanne den Perikles!“

So rief Kleon unter heftigen, plumpen Gebärden, indem er immer sich mit dem ganzen Leibe herumwarf und keinen Augenblick auf derselben Stelle verharrte.

„Krieg, aber ohne den Perikles!“ wiederholte er unablässig.

Derselben Meinung war Pamphilos, welcher jedoch mit wetteiferndem Geschrei hinzufügte, daß man den Perikles nicht verbannen, sondern um seiner Staatsverwaltung willen zur Rechenschaft ziehen und in den Kerker werfen müsse.

Nun kam der alte Kratinos herbei mit Hermippos, und einem dritten Begleiter, einem Jüngling, welcher in noch weit höherem Grade den „attischen Blick“ hatte als die beiden, und von welchem es hieß, daß er nächstens ebenfalls mit einer Komödie hervortreten werde.

„Bist du für den Krieg oder für den Frieden, alter Satyr?“ rief dem weinseligen Alten einer aus der Menge entgegen.

„Ich,“ versetzte dieser, „ich bin für gebratene Hasen, Wein

im Kruge, Silber im Kasten, Feigen im Speicher, bekränzte Böcke, Lämmergeblök, Dionysosfest, frischen Most, umgestürzte Kannen, dralle, hochaufgeschürzte tanzende Dirnen . . ."

„Dann bist du also für den Frieden?"

„Jawohl, und dagegen, daß man den Megarern den athenischen Markt versperrt. Nehmt Vernunft an, ihr veilchenbekränzten Athener! Laßt ab davon, jede Vettel, die auf dem Markt sich blicken läßt, zu beargwöhnen, daß sie ein Mann und verkleideter Megarer sei! Seit ihr die Megarer vom Markte ausschließt, ist kein gutes gebratenes Ferkel mehr zu haben, wie es alte Marathonssieger verdienen. Bald wird es dahin kommen, daß wir gebratene Grillen verzehren. Im übrigen, was zankt ihr euch denn da noch über Krieg und Frieden? Sind die Sparter aus der Volksversammlung mit einem andern Bescheide hinweggegangen, als Perikles beantragt hat? Laßt doch den Perikles walten und die andern dergleichen, die Volksmänner, die Gerber und Wollviehhändler und Wurstmacher, die euch den Bart krauen und die Fliegen vom Kopf wedeln und den Staub von den Schuhen putzen und die Flocken vom Gewand herunterlesen . . ."

Diese Stichelreden versetzten das Blut des Kleon in Wallung. „In einem Punkte", rief er, „hat Perikles recht getan: indem er dem bissigen, zuchtlosen Völkchen der Komödienschreiber einen Maulkorb anzulegen versuchte — diesen Kötern, die nach jedermanns Wade schnappen..."

„Ei siehe da, Kleon!" rief Kratinos; „Kleon, der Fürchterliche! Hätt's gar nicht gewagt, hierherzukommen, wenn ich gewußt, daß der Gieriggezahnte, Grausige mit den rollenden Augen da ist. Schon der fernhin verbreitete Ledergeruch hätte mich eines Besseren belehren sollen."

Kleon ergrimmte. Myrmekides hielt ihn zurück, während Kratinos fortfuhr:

„Zuchtlos nennst du uns, dieweil wir die Fuchtel über den Köpfen schwingen, unbekümmert wen es trifft? Trifft es nicht immer den rechten Mann, so trifft es doch die

rechte Sache vielleicht! Fragt Zeus im Himmel, wenn es blitzt, wohin es trifft? Ihm ist's genug, wenn er die Lüfte gereinigt."

„Alter Geiferer!" rief Kleon; „bist du nicht der Mann, von dem es heißt, daß er seine Begeisterung vom Fasse zapft?"

„Und du," entgegnete Kratinos, „bist du nicht der Giftgeschwollene, von dem es heißt: eine Schlange biß ihn neulich und — krepierte? Aber das tut nichts. Wir fürchten uns nicht. Wir nehmen den Kampf auf mit dem Seehundsledergestank, mit den Wutblicken der rollenden Triefaugen, mit hundert rotbehaarten Zerberusköpfen. Und wenn wir nur erst mit dem Weiberhelden Perikles fertig geworden: mit den Schalksnarren, den Wurstmachern, den Wollviehhändlern, den Gerbern denken wir und die sämtlichen ‚veilchenbekränzten Athener' in halbem Schlafe fertig zu werden!"

Bei diesen Worten des Kratinos erscholl plötzlich hinter einer Säule hervor ein gelles Hohngelächter. Man blickte hin und sah hinter der Säule den tollen Menon kauern.

„Sieh' da, Menon!" rief jener jüngste von den drei Komödiendichtern. „Der Kerl sieht so zerrissen und schmutzig aus, daß ihn ohne Zweifel Euripides nächstens zum Helden eines Rührstücks machen wird!"

Die Athener lachten. Menon fletschte die Zähne und rief: „Lumpenhunde! Veilchenbekränzte Lumpenhunde!"

Man wollte ihn prügeln; er hetzte seinen Hund gegen die Angreifer.

Jetzt hob man Steine auf, um sie nach seinem Kopfe zu werfen. In diesem Augenblicke kam aber Sokrates herbei, erbarmte sich des Mannes und führte ihn aus dem Gedränge fort.

Die Menge zerstreute sich dann. Pamphilos erblickte, zornig hinweggehend, den Perikles, schloß sich ihm an und verfolgte ihn den ganzen Tag, so oft er ihn sah, mit Schmähreden.

Wieder ging er hinter ihm her. „Du bist ein Tyrann, wie Peisistratos!" sagte er. „Zum Scheine nur hältst du die Volksherrschaft aufrecht. In der Tat bist du es allein, der die Zügel Athens in Händen hat!"

Perikles schwieg.

„Du willst die Athener in einen Krieg stürzen," fuhr Pamphilos fort, „um das Heft in der Hand zu behalten und nicht Rechenschaft legen zu müssen!"

Perikles erwiderte nichts.

„Du lässest das Verdienst anderer Männer, die nicht weniger als du zu Rednern und Volksführern geboren sind, nicht aufkommen!" eiferte Pamphilos.

Perikles blieb stumm.

„Du hast deine Herrscherkunst gelernt im Umgang mit Sophisten und Buhlerinnen! — Du hast die Kraft des Athenervolkes in wachsender Üppigkeit und Weichlichkeit ersticken lassen!"

Bei diesen Worten des Pamphilos war Perikles vor seinem Hause angelangt. Es herrschte schon völlige Dunkelheit in den Straßen. Perikles hatte einen Sklaven mit einer angezündeten Fackel nach athenischem Brauche hinter sich. Der Sklave klopfte an die Tür. Der Pförtner öffnete. Pamphilos stand noch immer da.

„Geleite diesen Mann zurück mit der Fackel durch die Gassen, denn es ist sehr dunkel geworden!" sagte Perikles zu dem Sklaven und trat ruhig in sein Haus.

Noch immer ging Sokrates, bald mit, bald ohne die Gesellschaft seines Busenfreundes Euripides, in des Perikles Behausung ein und aus. Noch immer besuchte er Aspasia, noch immer liebte er es, sich mit ihr zu unterreden, nur daß die Reden von seiner Seite immer verworrener, immer rätselhafter, immer orakelhafter klangen.

Wenige Tage nach jener entscheidenden Versammlung auf der Pnyx betrat Sokrates wieder das Haus Aspasias. Bald war er in ein lebhaftes Gespräch mit ihr verwickelt.

Aspasia sprach mit freudigem Mute von dem bevorstehenden Kampfe gegen die Dorer, aber mit Unmut von den Parteiungen der Agora, von den feindlichen Plänen des Erechtheuspriesters, von den Umtrieben der Lakonerfreunde, von der Roheit der Demagogen. „Um dieser barbarisch gesinnten Männer willen“, sagte sie, „stehen wir vielleicht bald vor der welkenden Blüte von Hellas!“

„Vor der welkenden Blüte von Hellas?“ rief Sokrates. „Wie wäre dies möglich? Du irrst gewiß! Wie lange ist es denn her, daß gesagt wurde, Hellas nähere sich seiner vollendetsten Blüte? Seit jenem Tage, als wir festfreudig auf der Akropolis vor dem vollendeten Parthenon standen und ich schon den Augenblick jener herrlichsten Blüte gekommen glaubte, du aber sagtest, daß zwar unsere Kunst nun beinahe göttlich geworden, aber noch manches fehle, um auch unser Leben durchaus und in jedem Betracht schön zu gestalten — seit jenem Tage war ich immer sehr gespannt auf den versprochenen Augenblick der vollendeten Blüte und wartete mit Ungeduld darauf. Und da ich von Blumen des Morgenlandes gehört, welche nur in einer einzigen Mitternacht, von den Augen des Zeus heimlich angestrahlt, ihren Wunderkelch völlig entfalteten, und ich dachte, die Blütenalter der Sterblichen seien vielleicht auch von dieser Art, so ließ es mir sozusagen auch des Nachts keine Ruhe, und ich fürchtete immer, ich könnte das Schönste schlafend versäumen. Insbesondere aber habe ich jenen ganz neuen, merkwürdigen Liebes- und Ehebund, welchen Perikles und du vor meinem Bilde der Charitinnen auf der Burg geschlossen, immer im Auge behalten; denn in seinem Gelingen schien mir eben die schönste Blüte des hellenischen Lebens besiegelt. Und da ihr uns Nebenstehende damals ausdrücklich zu Zeugen aufriefet, so habe ich meines Zeugenamtes fortwährend bei euch in Treue gewaltet, denn ich habe es ernst genommen und glaubte mich berufen, nicht bloß einen Augenblick, sondern für immer ein aufmerksamer Zeuge jenes wunderbaren Bündnisses zu sein. Wie man aber im

Garten ein besonders seltenes und fruchtverheißendes Bäumchen Tag für Tag besucht, immer fürchtend, es einmal von einer rauhen Hand gebrochen, oder vom Reife versengt, oder verdorrt zu finden, und immer aufs neue seiner unversehrten Frische sich freuend, so komme ich zu dir, nicht mehr um zu hören, wie einst, sondern um zu sehen, was die Liebe ist, und wie sie sich entwickelt, und von welchen Punkten sie ausgeht, und zu welchen Zielen sie hinführt. Es ist gewiß eine wichtige Sache, wenn Jonier und Dorier zum endlichen Entscheidungskampfe sich rüsten; aber fast wichtiger noch ist mir die Geschichte eures Liebesbundes und die endliche Entscheidung des Kampfes, den ihr außer euch und in euch kämpft. Denn die Völker sind unsterblich, oder wenigstens langlebig, und ihre Geschicke können sich immer wieder von neuem umgestalten und ausgleichen; ein Menschenlos aber ist im engsten Kreise beschlossen; wie es fällt, so bleibt es meist besiegelt, denn zur Erneuerung und Ausgleichung gönnt die Parze keine Frist. Ich verfolge die innere und äußere, fortschreitende Geschichte eurer so wundersamen, auf die Freiheit gegründeten Liebe. Und so leise der Schritt sein mag, mit welchem sie fortschreitet, meine Sinne sind nicht allzu stumpf, ihn wahrzunehmen."

„Du bist also", sagte Aspasia, „aus einem Liebenden ein Zuschauer und Zeuge fremder Liebe geworden?"

„Seit dem Tage im Lykeion, wo du, rasch von mir hinwegeilend, mir zuriefst, den Charitinnen zu opfern," erwiderte Sokrates, „seit jenem Tage habe ich den Charitinnen geopfert; aber vergebens, wie es scheint. Nicht feiner sind meine Lippen, nicht anmutiger meine Züge geworden. Und ich habe seither begriffen, daß die Schönheit mit dem Geiste zu erfassen und zugleich mit den Sinnen zu genießen selten oder niemals einem und demselben Sterblichen beschieden ist."

Aspasia bezweifelte, daß die Glut, welche damals im Gemüte des jungen Grüblers einen Augenblick schrankenlos aufgelodert war, nun völlig erloschen sei.

Die Zeit, den kleinen Racheplan, mit welchem sie seit

langem zu erneuerter Demütigung und Beschämung des Philosophen sich trug, schien ihr gekommen.

Arglistig begann sie:

„Jener Augenblick im Lykeion, dessen du nach langer Zeit nun wieder gedenkst, ist auch meinem Gedächtnis nicht entschwunden, und, daß ich es dir offen gestehe, ich bedauerte manches Mal im stillen, daß ich ohne Not und in einer falschen Voraussetzung damals dich gekränkt, indem ich von dir hinwegfliehend dir zurief, den Charitinnen zu opfern, welchen Zuruf du so gedeutet, als hätte ich dir sagen wollen, du müßtest, um geliebt zu werden, erst jene Eigenschaften zu erwerben suchen, welche liebenswürdig machen. Ich hätte bedenken sollen, daß du ein Weiser bist, dem es nicht einfallen konnte, ernstlich nach meiner Liebesgunst zu trachten. Es war mir seit jener Zeit beständig zumute, Sokrates, als ob ich dir eine Genugtuung schuldete.“

„Du mir?“ sagte Sokrates mit schmerzlichem Lächeln. „Nein, von dir hatte ich keine Genugtuung zu fordern; aber ich selbst glaubte mir eine solche schuldig zu sein seit jenem Augenblicke . . .“

„Ich war damals töricht!“ sagte Aspasia. „Arglos würde ich heute mein Haupt an deine Brust lehnen, denn ich kenne dich nun . . .“

Aspasia saß mit Sokrates in einem Gemache, welches sehr traulich war und üppig ausgestattet und durchhaucht von feinen, berauschenden Düften, welche von Aspasia selbst auszuströmen schienen; denn sie war, wie die Götter und Göttinnen des Olymps, immer von einem gewissen himmlischen Wohlgeruch umflossen. Sie strahlte von unverwelklichblühendem Reize, und eine bezaubernde Heiterkeit umspielte ihre Züge. Sie schien in der trefflichsten Laune zu sein — wenn etwas so Kleinliches, wie die Laune ist, für Aspasia überhaupt vorhanden war.

Eine Taube flatterte im Gemache hin und her. Es war der geflügelte Liebling Aspasias, ein anmutiges Tier, von

glänzend weißem Gefieder, mit einem reizenden, blauschillernden Ringe um den Hals.

Nicht selten flog die Taube auf die Schulter Aspasias und suchte den gewohnten Leckerbissen zwischen den Lippen der Schönen. Häufig aber flog sie auch auf das Haupt des Sokrates und ließ da mit solcher Hartnäckigkeit sich nieder, daß Aspasia zu wiederholten Malen sich genötigt glaubte, in eigener Person den Gast von dem zudringlichen Vogel zu befreien, wobei sie nicht vermeiden konnte, jenem sich unmittelbar zu nähern.

Wenn sie nun das Tier mit Mühe vom Scheitel des Sokrates weggescheucht hatte, so flatterte dieses fort und ließ sich anderswo nieder, nicht ohne vor dem Niedersitzen sein dumpfes „Gru, Gru" ertönen zu lassen.

„Wenn es nicht durch das allgemeine Urteil der Menschen festgestellt wäre, daß das Gegirre der Tauben zärtlich und lieblich klingt," sagte Sokrates, „so würde ich es in meinem Ungeschmack für häßlich halten. Ich möchte es ein sehr abgedämpftes Gewieher nennen."

„Wie?" rief Aspasia, „du schiltst den Vogel der Aphrodite? Gib acht, daß nicht der Vogel oder die Göttin selbst sich an dir räche!"

„Sie haben es zum voraus getan!" versetzte Sokrates.

„Unberechenbar sind die Götter," sagte Aspasia, „einmal sind sie mißgünstig und halten ihre Gaben zurück, ein andermal sind sie günstig gestimmt und gewähren zehnfach, was sie früher versagten. Die launenhafteste aller Göttinnen aber ist Aphrodite. Sie verlangt durchaus, daß jemand, der eine Gnade von ihr wünscht, den rechten Augenblick und die rechte Laune erwarte, und öfter wiederkehre. Töricht ist, wer nur einmal sein Glück bei ihr versucht. Ist dir dies unbekannt, Sokrates? Und machen es die Schönen nicht vielleicht ebenso wie die Göttinnen?"

„Ich weiß es nicht," sagte Sokrates, „denn ich habe es nicht erprobt."

„Daran tatest du unrecht!" sagte Aspasia. „Es ist

nun deine Schuld, wenn du nicht weißt, ob Aphrodite und die Frauen dir günstig oder nicht."

Solche und ähnliche verwunderliche und neckende Reden führte Aspasia. Dabei liebkoste sie die Taube und wechselte mit ihr Küsse. Sokrates erinnerte sich nicht, sie jemals so bis zur Ausgelassenheit heiter gesehen zu haben. Je mutwilliger sie wurde, desto schweigsamer, desto gedankenvoller und ernster zeigte er sich selbst.

Wieder flog die Taube mit einem Girren, das jetzt fast einem Gekicher ähnlich war, auf den Scheitel des Sokrates. Diesmal aber verwickelte sie sich mit der kleinen Kralle ihres Fußes so fest in sein Haupthaar, daß sie nicht wieder loskommen konnte. Aspasia beeilte sich, ihm zu Hilfe zu kommen und die Kralle der Taube aus seinen Haaren zu lösen. Er spürte ihren Finger in seinen Haaren. Die unmittelbare Nähe eines duftigen, lebenswarmen, reizvollen Frauenleibes durchrieselte ihn — der Busen des schönen Weibes wogte nahe vor seinem Antlitz, nahe vor seinen Lippen — nur die kleinste Bewegung und seine Lippen mußten die lieblich wogende Welle berühren. Keine Meerflut wogt so tückisch, mit solcher Gefahr des rettungslosen Versinkens, als die Brust eines Weibes.

So nahe war des Sokrates Lippe dieser lieblichen Welle, wie sie dem Rosenmunde der Schönen gewesen, als der Grübler mit Aspasia vertraulich plaudernd in der einsamsten Halle des Lykeion saß.

Nur die kleinste Bewegung — und der neuerdings entflammte Sokrates holte sich eine neue Beschämung, kränkender als die einstige im Lykeion, vollendete durch eine neue Übereilung des Herzens und der Sinne den Triumph der arglistigen Schönen, der heimlichen Gegnerin.

Was ging vor in der Seele des Sokrates in jenem Augenblicke?

Ruhig und gefaßt erhob er sich und sagte:

„Laß die Taube, Aspasia! Ich glaube nicht zu teuren Kaufes loszukommen von dem rachsüchtigen Vogel, wenn ich

eine Locke meines Hauptĥaares in der Kralle desselben zurücklasse . . ."

„Ich begreife es," erwiderte Aspasia mit einer veränderten, etwas spöttischen Art von Übermut, „ich begreife es, daß du die Kahlheit nicht fürchtest. Hängt die Kahlheit doch mit der Weisheit zusammen, und du bist ein vollendeter Weiser geworden! So vollkommen und weise bist du geworden, daß du verdientest, kahl gezaust zu werden bis auf das letzte deiner Haare von der Kralle des aphrodisischen Vogels."

„Kahlheit mag dem Weisen ziemen," sagte Sokrates, „aber wisse, daß ich auf alles, selbst auf den Ruhm der Weisheit verzichtet habe, und daß ich im Augenblicke nur daran denke, meine Bürgerpflicht zu tun. Schon morgen gehe ich mit anderen Bürgern, welche das Los getroffen, ab ins Lager vor Potidäa. Alkibiades geht ebenfalls dahin."

„Auf diesen also scheinst du nicht zu verzichten?" versetzte Aspasia, „nachdem du, wie du sagst, auf alles übrige verzichtet."

„Wir folgen vereint dem Rufe des Vaterlandes!" erwiderte Sokrates. „Billigst du es etwa nicht? Gilt es nicht die Dorer zu bekämpfen?"

„Du gedenkst die Dorer zu bekämpfen?" rief Aspasia. „Du selbst bist ein Dorer geworden!"

„Nein!" erwiderte Sokrates, „ich glaube, ein echter Sohn der gedankenvollen Pallas Athene zu sein."

„In der Tat," sagte Aspasia lächelnd, „du hast dich von Eros und Charitinnen ganz zur kühlen, mannweiblichen Athene gewendet. Wohin ist die Glut geschwunden, welche deine Seele befeuerte, als du mich im Lykeion zum letzten Male nach dem Wesen der Liebe fragtest?"

„Meiner Liebesglut, o Aspasia," versetzte Sokrates, „ist dasselbe widerfahren, wie deiner Schönheit, seit Pheidias dein Bild vergöttlicht hat zur lemnischen Aphrodite. So wie nämlich dein Reiz über das Irdische und Zeitliche hinausgehoben worden ist in jenem Gebilde, so ist auch mein

Lieben gereift und vergöttlicht und, ich möchte fast sagen, versteinert worden. Aus der glutenden Kohle ist ein Stern geworden . . ."

In diesem Augenblicke ließ die flatternde Taube sich nieder auf die Schulter Aspasias.

Welcher Dämon, welcher mutwillige Erote steckte in dem Vogel?

Er verfing sich mit der Kralle jetzt dort, wo eine Spange die beiden schmalen Streifen des Chitons zusammenhielt.

Ungebärdig bewegte der Vogel den Fuß, um ihn loszubekommen, bis die Spange sich löste und des Gewandes Streifen herunterfiel und die glänzende Schulter enthüllte.

„Opfere diesen Vogel den Charitinnen!" sagte Sokrates, deckte seinen Mantel über die entblößte Schulter des schönen Weibes und ging hinweg.

Die stolze Milesierin erbleichte — sie griff erregt mit leise zitternder Hand nach einem Silberspiegel und erschrak zum ersten Male vor einem Schatten der Entstellung, der über ihre Züge flog.

War die Schönheit nicht mehr das Allsiegende? Gab es etwas, das ihr zu trotzen wagte?

Ein leiser Schauer durchlief sie. — —

Der junge Alkibiades war hocherfreut, als ihm endlich jener Wunsch, welchen er gegen Perikles geäußert hatte, auf dem Felde der kriegerischen Ehre sich tummeln zu dürfen, erfüllt wurde. Ihn sowie den Sokrates hatte das Los denjenigen athenischen Bürgern angereiht, welche zur Belagerung der von Athen abgefallenen Bundesstadt Potidäa entsendet werden sollten.

Alkibiades hatte bis dahin seine tolle Lebensweise fortgesetzt und niemals ließ er es an Stoff fehlen für die Geschwätzigkeit der Athener.

Er hatte die sogenannte Gesellschaft der Ithyphaller gegründet, in welcher die übermütigsten und ausgelassensten jungen Leute sich zusammenfanden, um sich gemeinsam den zügellosesten Launen zu überlassen, wie man es von einer

Gesellschaft erwarten konnte, welche nach dem unsauberen Dämon Ithyphallos sich benannte. Schon das Schauspiel der Einweihung in dieselbe war mutwillig und possenhaft im verwegensten Sinne. Nur diejenigen wurden aufgenommen, welche auf die Gunst jenes Dämons in besonderem Grade pochen zu dürfen glaubten.

Um des Herkommens zu spotten, welches zu Athen ein vormittägiges Zechen verbot, veranstaltete Alkibiades mit seinen Genossen morgendliche Zechgelage. In seinem Übermute ließ er von einem trefflichen Maler sich im Schoße einer jungen Hetäre sitzend malen, und ganz Athen lief herbei, das Bild zu sehen. Er besaß einen Hund, welchen er sehr liebte, und welchem er den Namen „Dämon“ gab, und es war sehr drollig zu hören, wenn er, gleich dem Sokrates, von „seinem Dämon“ sprach.

Schien so der Mutwille, von welchem der Sohn des Kleinias sprudelte, selbst den Sokrates zu treffen, so hinderte dies ihn doch nicht, denselben Mann vor aller Welt als den besten und liebsten seiner Freunde auszuzeichnen. Er war dem Grübler und Wahrheitsucher in der Tat noch immer mit einer fast rätselhaften Art von Liebe zugetan, aber freilich, wie es schien, ohne ihm irgendwelchen Einfluß auf sein Tun und Lassen zu gönnen.

Als Alkibiades nach Potidäa abging, geschah auch dies nicht ohne Nebenumstände, welche zu reden gaben. Er ließ sich die Waffen von besonderer Art anfertigen. Er hatte einen Schild aus Gold und Elfenbein. In dem Schilde aber führte er gleichsam als Wappen einen Eros, bewaffnet mit dem Donnerkeil des Zeus.

Eros mit dem Donnerkeil! Ein glänzender Gedanke, würdig einer Hellenenstirn. War es doch in der Tat die Zeit, wo es schien, als wolle der Donnerkeil des Zeus übergehen in die Hände des geflügelten Knaben . . .

Einige von den Genossen des Alkibiades zogen ebenfalls ins Feld. Sie suchten es ihrem Vorbilde nun auch gleichzutun in kostbaren und absonderlichen Arten von Rüstun-

gen. Der junge Kallias, der Sohn des Hipponikos zog, zu Felde, wie es heißt, in einem Panzer, genäht aus der Haut eines Löwen.

Es gab ein Weib zu Athen, welches tiefer Betrübnis voll war, als Alkibiades auf dem Punkte stand, die Stadt zu verlassen; ein Weib, welches lange weder den Schmerz gekannt, noch die Liebe, welches nicht bloß die Banden Hymens verachtet, sondern auch der Fessel des Eros gespottet, ein Weib, welches von sich selbst gesagt hatte: ich bin nicht der Liebe, nur der Freude Priesterin.

Dies Weib war Theodota. Sie war es, wie schon erwähnt, gewesen, welche der junge Alkibiades als seine Lehrerin betrachtete, als er in den Wirbel des Genusses und jugendlicher Ausgelassenheit sich stürzte. Seine Eitelkeit brachte es mit sich, daß er vor allen die schönste und berufenste Hetäre von Athen sein eigen nennen wollte, jene Theodota, welche damals nicht mehr auf dem Höhepunkte ihrer Blüte, wohl aber auf dem Höhepunkte ihres Rufes stand. Auch Theodota war stolz auf den Besitz des Alkibiades, und nicht wenig vermehrte eben dieser Besitz auch wieder den Glanz ihres Rufes.

Eine geraume Zeit verkehrte der junge Alkibiades mit keinem Weibe lieber, als mit der dunkeläugigen Korintherin, führte seine Freunde am öftesten zu fröhlichen und mutwilligen Gelagen in Theodotas Haus. Ihre Heiterkeit nicht minder als ihr Reiz waren die Würze im Becher jener überschäumenden Jugendlust des Alkibiades und seiner Genossen.

Aber Theodota blieb nicht immer so fröhlich, als sie im Beginne des Verkehrs mit Alkibiades gewesen. Allzuschön war der Jüngling, als daß ein Weiberherz, hätte es auch nie geliebt und die Liebe verschworen fürs ganze Leben, nicht doch zuletzt die Lust seines Umgangs mit der Freiheit hätte bezahlen sollen.

Wenig hatte es anfangs sie gekümmert, wenn der junge Freund auch anderen Weibern und Hetären neben ihr zu-

lächelte. Sie selbst hatte, wenn er mit Kallias und Demos Gelage bei ihr hielt, jugendliche und reizende Freundinnen in ihrem Hause versammelt.

Alsbald aber glaubte der junge Ithyphallerfürst, nicht ohne Mißbehagen, zu bemerken, daß das Wesen der Korintherin mehr und mehr sich verändere. Sie erschien nachdenklich, ernst, sie seufzte manches Mal, ihre fröhliche Zärtlichkeit erschien gleichsam angekränkelt von einer Art von Leidenschaft, von einem gewissen Ungestüm, krampfhaft umschloß sie bisweilen den Liebling, als wollte sie ihn festhalten für alle Zeit, manche Träne rollte in ihren Kuß, und wenn jetzt Alkibiades einem anderen Weibe vor ihren Augen zulächelte, oder gar es liebkoste, so erblaßte sie und ihre Lippen zuckten im Krampfe der Eifersucht.

Diese Veränderung im Wesen Theodotas war nicht nach dem Geschmacke des Übermütigen, der überall den Freudenbecher sich voll einschenkte, austrank und wieder davonging.

Vorbei war es jetzt mit Theodotas Reiz, vorbei mit ihrem Zauber. Trübselig erschien dem Jüngling nun ihr Wesen.

In Augenblicken, wo sie eifersüchtigen Aufwallungen sich überließ, forderte sie seinen Zorn heraus; aber er verzieh ihr dies noch lieber, als das Übermaß von schwärmerischer, tränengewürzter Zärtlichkeit, mit welchem sie ihn belästigte.

Sie schwur, ihn zu lieben, ihm allein anzugehören. Das war ihm gleichgültig. Der Vollbesitz eines einzelnen Weibes, höchstes Bedürfnis dem Herzen des reiferen Mannes, ist dem knabenhaften Weiberjäger wertlos und lästig.

Alkibiades sagte zu Theodota:

„Seit du angefangen, mit deinen tränenreichen Liebesklagen mich zu quälen, beginnst du mir auch unausstehlich zu werden! Du weißt nicht, wie häßlich ein Weib ist, das, statt durch strahlende Heiterkeit und lächelnde Anmut immerdar zu bezaubern, ihr Gesicht entstellen läßt durch die Züge der Eifersucht, die eigenen Wangen oder gar noch die des Geliebten mit der heißen und gesalzenen Flut der Tränen

überschwemmt, und, zur Furie geworden, mit leidenschaftlichen Anklagen um sich wirft. Du unterhältst mich nicht mehr, Theodota! Du langweilst mich! Nicht mit trübseligen Klagen und leidenschaftlichem Ungestüm wirst du mich fesseln: damit nährst und verschlimmerst du nur, was mir mißfällt! Soll ich sein, der ich gewesen, so sei auch du mir wieder, die du gewesen!"

Sie bemühte sich heiter zu erscheinen. Aber es mißlang ihr meist. Wenn dann Alkibiades zürnend sie verließ, so demütigte sie sich, überhäufte ihn mit Boten und mit Briefen, eilte zu ihm, flehte ihn an, ließ von dem Übermütigen sich mißhandeln . . .

Eines Tages kam Sokrates in das Haus seines jungen Freundes und sah das Weib in Tränen aufgelöst vor der Schwelle des unerbittlichen Jünglings liegen.

Sie sah ihn an und erkannte den Mann, welcher ihrer heiteren „Selbstaufopferung" einst eine so wunderliche Lobrede gehalten. Sie war dieser Selbstaufopferung nicht mehr fähig. Sie wollte, was sie damals gern entbehrte: liebend geliebt sein. Jammernd klagte sie dem Sokrates ihr Leid. Er sprach ihr tröstlich zu und führte sie hinweg.

Dann wollte er zu Alkibiades zurückkehren, um Fürbitte für das Weib bei diesem einzulegen. Aber er war so in Gedanken versunken, daß er, an der Tür des Alkibiades angelangt, nicht eintrat, sondern sinnend stehen blieb, und als Alkibiades ausging, fand er den Freund an der Schwelle.

„Was sinnst du?" fragte er.

„Eben wieder", versetzte Sokrates, „glaubte ich dem Wesen der Liebe auf der Spur zu sein. Ich glaubte einen Augenblick gefunden zu haben, das Wesen der Liebe bestehe darin, daß man entweder Tränen vergießt, oder erpreßt — mißhandelt, oder sich mißhandeln läßt — tritt, oder sich treten läßt — aber im Handumdrehen ist es mir doch wieder zweifelhaft geworden . . ."

Als Alkibiades ins Lager von Potidäa abging, dankte er den Göttern, der Liebe des Weibes entronnen zu sein,

das um seiner Entfernung willen wehklagend ihr Haar zerraufte.

Nach einiger Zeit schrieb Alkibiades aus dem Feldlager vor Potidäa an Aspasia folgendes:

„Du wünschest von mir zu erfahren, wie unser Sokrates sich bewährt in seinem neuen Berufe. Nun, er ist im Lager von Potidäa genau derselbe, der er vor Jahren in der Werkstätte des Pheidias gewesen. Bald ist er mit größtem Eifer bei der Sache, bald wieder kopfhängerisch, in müßiges Grübeln verloren. In hellen Sternnächten, wenn alles rings in den Zelten schlummert, da geht Sokrates umher und wacht einsam, und sinnt — und fragt — und sucht — freilich vergebens. Er will immer verzichten auf das Wissen, aber es treibt ihn doch immer wieder aufs neue zu sinnen, zu suchen und zu fragen.

Du hast mir vorzeiten einmal, als ich noch ein Knabe war, und Du für einen Tag einen Sparterjüngling, der in das Haus des Perikles kam, von den Freundschaften der jungen Sparter gesprochen, von Freundschaften, welche die jüngeren mit den älteren verbinden und sie zu unzertrennlichen Kampfgenossen machen. Eine ähnliche, unzertrennliche Genossenschaft hat nun zwischen mir und Sokrates sich gebildet. Und wahrhaftig, der Treffliche hat immer vollauf zu tun, um sich als meinen Freund zu bewähren. Ich habe häufig Händel mit Leuten in den Nachbarzelten, die es nicht leiden wollen, daß ich in dem meinigen des Nachts mit guten Freunden zeche und singe, weil wir sie, wie sie sagen, im Schlafe stören. Ja, diese Pfahlbürger lehnen sich sogar bei Tage dagegen auf, daß wir fröhlich sind, und rümpfen die Nase, wenn wir nach dem Frühstück noch ein wenig in den Tag hinein trinken und lärmen. Sie führen bei den Strategen und Taxiarchen Klage wider uns, daß wir angeblich in der Trunkenheit gegen ihre Sklaven und gegen sie selbst allerlei Mutwillen verüben. So gibt es denn häufigen Zank und zuweilen auch ein kleines Handgemenge. In solchen Fällen ist selbst der Stratege und Taxiarch ohn-

mächtig, und nur die Fürbitte des Sokrates rettet den einen oder den andern aus der Gefahr, nach allen Regeln des Gymnasions in den Sand gestreckt oder auch durchgebläut zu werden.

Mir gefällt dieser Sokrates, weil er nicht das anspruchsvolle Wesen hat, welches mir andere Sophisten, Philosophen und Sittenprediger unausstehlich macht. Er besitzt eine Art von Seelenadel und stiller Trefflichkeit, von welcher kein Mensch in ganz Hellas weiter entfernt ist als ich selbst. Aber man bewundert am meisten, was man selbst nicht hat, und gerade der Gegensatz zieht, wie es scheint, die Menschen zueinander. Es geht zuweilen von seinem sonst unscheinbaren Wesen etwas aus, wie der Blitz von etwas Göttlichem, und dies ist mit den Jahren immer wirksamer bei ihm geworden; und oft habe ich bemerkt, daß einer, der von diesem Blitz getroffen ward, gleichsam durchleuchtet und durchwärmt erschien: er errötete, sein Blut wallte, nicht anders, als ob er einem reizenden Weibe gegenüberstände.

Kürzlich hatte ich mich einmal mit dem jungen Kallias zu einem kleinen nächtlichen Streiche verabredet. Uns stak der prächtige homerische Gesang von dem nächtlichen Ausgange des Diomedes und des Odysseus und vom Raub der Rosse des Rhesos im Kopfe, und obgleich es bei den Potidäern schwerlich Rosse dieser Art zu rauben gab, wollten wir doch einmal ein kleines Abenteuer auf eigene Faust bestehen. Wir wußten, daß kleine Nachtwachen der Potidäer häufig vor den Mauern umherschweiften. Eine solche wollten wir überfallen, niedermachen und ihre Waffen als Beute zurückbringen. Wir verließen also still das Lager gegen Mitternacht, und, angelangt in der Nähe der Mauern von Potidäa, stießen wir in der Tat auf ein Häuflein Bewaffneter, welches die Runde machte. Wir gingen auf diese Burschen los und töteten ein paar von ihnen, die übrigen ergriffen die Flucht, machten aber Lärm, bis andere von den Ihrigen herbeikamen, und, so verstärkt, machten sie noch einmal Kehrt und wandten sich in großer Mehrzahl

gegen uns. Wir hielten tapfer Stand, aber ich weiß nicht, was aus uns geworden wäre einer solchen Zahl gegenüber, wenn nicht plötzlich ein Mann, wie aus der Erde emporgetaucht, sich ins Treffen gemischt hätte, der so wacker und mit solcher Wucht auf die Potidäer mit einhieb, daß diese nach Erlegung einiger ihrer Tüchtigsten es neuerdings geraten fanden, das Gefecht abzubrechen und gegen die Mauern zu flüchten. Jener Helfer war aber kein anderer als Sokrates, den zufällig eben wieder die schöne Nacht hinausgelockt hatte, zwar nicht auf Abenteuer, aber auf die Gedankenjagd zu gehen, und der, außerhalb des Lagers sich umhertreibend, durch unsern Waffenlärm angezogen, herbeieilte und zur rechten Zeit eingriff. Bei dieser Gelegenheit habe ich wieder gesehen, was dieser Mann zu leisten vermöchte, wenn er ganz und gar ein Krieger und nicht nebenbei ein Weiser wäre. Er schlug auf die Potidäer nicht anders los, als vorzeiten mit dem Meißel auf die Steinblöcke in der Werkstätte des Pheidias. Und so wie es, als er noch Steinmetz war, die Steine entgelten mußten, wenn ihm das Gedankenproblem, das ihn eben beschäftigte, große Schwierigkeiten machte, so mußten in jener Sternnacht die Köpfe der Potidäer es büßen, daß Sokrates sich eben wieder vergeblich bemüht hatte, das Rätsel der Welt zu lösen. Er ist imstande, mitten in einem Gefechte auf den Gesang eines Vogels in den Lüften zu horchen, oder, wenn er als Wache ausgestellt wird, sein Augenmerk statt auf die Bewegungen der Potidäer, auf die der Gestirne am Himmel zu richten. Noch immer ist er nämlich gewohnt, das Alltäglichste nachdenklich zu betrachten, und wenn man ihn deshalb zur Rede stellt, so sagt er, die Dinge kämen ihm gespenstig vor, weil er sie nicht verstehe, und weil sie ihm ihr Wesen nicht offenbaren wollen.

Gegenwärtig brütet er über einem Plane, wie man den Krieg entbehrlich machen könnte, und wenn er nicht gerade selbst auf die Feinde losschlägt, so setzt er uns auseinander, wie abscheulich dieser Wechselmord der Menschen sei, und wie

man von Leuten, welche sich im Kriege mordeten, dereinst nicht anders reden werde, als man jetzt von Menschenfressern rede, und daß eine Zeit kommen werde, wo man es gar nicht werde begreifen können, daß das Menschengeschlecht einmal so wild und roh gewesen. Er sagt, es müsse ein Bund der Völker gestiftet und ein oberstes Schiedsgericht eingesetzt werden, vor welchem die Streitigkeiten geschlichtet werden können. Und er meint, daß etwas Ähnliches schon zu erreichen wäre, wenn nur ein, oder ein paar Staaten öffentlich erklären wollten, daß sie sich von jetzt an in jedem Völkerkriege auf die Seite des Angegriffenen stellen würden, oder dessen, dem ein Unrecht widerfährt. Träumereien, würdig eines Sonderlings! Man darf dem Tatendrange der Menschen nicht die Flügel unterbinden, und die Welt wäre ohne Haß und Streit und Krieg so langweilig wie ohne die Liebe.

Was mich betrifft, so scheint es, daß die kriegerische Beschäftigung mir wohlbekommt. Ich bin, glaube ich, auch schon um vieles tugendhafter geworden. Ich schränke mich jetzt so sehr in allen Dingen ein, daß ich eine geraume Zeit hindurch eine Geliebte mit meinem Freunde Ariochos gemeinsam hatte.

Doch das sind Dinge, die Dich langweilen müssen. Lebe wohl, Aspasia, und berichte nun auch Du mir, wie sich der Rest der Stadt ohne den Alkibiades befindet.“ —

Ein Gemeinwesen von kleinem Umfange kann niemals ein großes Landheer, leichter aber eine große Flotte besitzen. In dieser Lage war Athen, nachdem König Archidamos von Sparta mit sechzigtausend Peloponnesiern in Attika eingefallen. Auch die meisten der Bundesgenossen konnten nur zur See sich hilfreich erweisen.

Während die Flotte sich bereit machte, flüchtete das Volk der von Archidamos überschwemmten ländlichen Gaue in die Stadt. Was innerhalb der Stadt kein Unterkommen fand, das lagerte im Freien, namentlich zwischen den langen Mauern, und richtete dort sich ein, so gut es ging. Die

ganze Strecke zwischen der Stadt und dem Piräus wimmelte von diesen Gästen, und es entstand allmählich dort eine Zeltstadt, denn unter Zelten, welche an die schützenden langen Mauern sich lehnten, wohnten die Leute. Aber man sah die Ärmeren auch ihre Behausung aufschlagen in Fässern von der riesigen Art, wie sie zu Athen im Gebrauche waren. Von den Mauern der Stadt aus konnte man die Wachtfeuer der Peloponnesier sehen, welche in den Feldern und Weinbergen lagen. Aber dank den Befestigungen, mit welchen der Eifer des Perikles längst die Stadt der Athener versehen hatte, sah diese sich hinlänglich gesichert gegen jeglichen Angriff. Getreu seinem ursprünglichen Plane, von welchem er in seiner festen Ruhe sich auch durch die lebhafteste Ungeduld der Athener nicht abwendig machen ließ, sandte Perikles nur die Reiterei aus den Toren der Stadt hinaus, um streifend die Umgebung der Stadt zu bewachen.

Als Archidamos von den Höhen Attikas eine stolze Flotte von hundert Fahrzeugen aus dem Piräus auslaufen und gegen den Peloponnesos steuern sah, geschah, was Perikles vorausgesehen und geplant. Der unangreifbar befestigten Stadt sich gegenüberstehend, und zu gleicher Zeit die unverteidigten, unbefestigten Städte ihrer Heimat der mächtigen Feindesflotte und dem darauf eingeschifften erlesenen Heere preisgegeben wissend, brachen die Peloponnesier auf, verließen Attika und zogen heimwärts über den Isthmos.

Perikles hatte auf die persönliche Führung der auslaufenden Flotte verzichten müssen. Denn unentbehrlich schien er zu Athen, solange noch die Peloponnesier auf attischem Boden standen.

Als jedoch diese abgezogen, war des Perikles erstes Unternehmen, daß er mit einem kleinen, aber trefflich gerüsteten Heere vor Megara rückte. Abrechnung mit der verhaßten Stadt verlangte gebieterisch das entbrannte Volk der Athener.

Die Abwesenheit des Perikles von Athen aber war manchem wieder hocherwünscht.

Die Eulen auf der Akropolis erwachten in ihren Schlupfwinkeln und regten die Schwingen.

Des Menon bediente sich Diopeithes gegen den Pheidias, begierig, den längst gehegten Plan zum Verderben auch dieses Mannes auszuführen.

Ein verrufener Sykophant, Stephaniskos mit Namen, trat auf des Diopeithes Anstiften als eigentlicher Ankläger des Pheidias hervor. Dieser Mensch hatte eine Hetäre geheiratet, welche, wie man sagte, in seinem Hause ihr Gewerbe fortsetzte, während er selbst als Sykophant Erwerb suchte. Er behauptete in seiner frechen Anklage, Pheidias habe von dem Golde, welches ihm zur Vollendung des Standbildes der Athene Parthenos übergeben war, einen Teil beiseite geschafft und sich angeeignet. Ferner machte er ihm zum Vorwurf, daß er eine mit der Ehrfurcht gegen die Götter und ihre Heiligtümer nicht verträgliche Eitelkeit bewiesen, indem er in der Amazonenschlacht auf dem Schilde der Göttin sein eigenes Bild und das des Perikles anbrachte. Als Zeugen aber für die Entwendung des Goldes führte er den Menon vor. Dieser habe vordem eine Zeitlang auch in den Werkstätten des Pheidias sich häufig eingefunden und gegen solche Gaben, wie sie dem Bettler zuteil werden, untergeordnete Dienste geleistet. Während jener Zeit nun, behauptete derselbe, einmal aus dunklem Versteck hervor erlauert zu haben, wie der sich unbemerkt glaubende Pheidias von dem Golde, welches ihm zur Verfertigung der Parthenos auf der Burg übergeben worden, einen Teil beiseite geschafft und verborgen habe, offenbar um dasselbe sich anzueignen.

Die von den Anhängern des Diopeithes seit langer Zeit auch gegen Pheidias ausgestreute Saat der Verleumdung war üppig aufgegangen. Und so fand der Ankläger Stephaniskos im Athenervolke einen wohl vorbereiteten Boden.

Der eben wieder zu Athen anwesende ehrwürdige Bildner wurde auf jene Anklage des Stephaniskos hin in den Kerker geworfen.

Der Erbauer des schönsten Denkmals, welches, wie Perikles sagte, das Athenervolk für alle Folgezeit sich selbst gesetzt, wanderte unter schmählicher Beschuldigung ins Gefängnis.

Wie Diopeithes die Abwesenheit des Perikles sich zunutze machte, so waren auch die gemeinen, ehrsüchtigen Volksaufwiegler bestrebt, während der Entfernung desjenigen, der allein sie bändigte, ihren Einfluß im Volke zu erweitern.

Durch das Hereinziehen der Landleute in die Stadt während des Einfalls der Peloponnesier war die Masse des gemeinen Volkes in Athen sehr vermehrt worden. Diese Menge hatte sich überdies an einen gewissen Müßiggang gewöhnt, und viele waren auch nach dem Abzug des Archidamos in der Stadt zurückgeblieben, weil ihr Landbesitz durch die Feinde verwüstet war. Es bildete sich allmählich das, was man Pöbel nennt, indem die Zahl der mittellosen Bürger sich mehrte. Aber gerade diese Hungerleider strömten am fleißigsten in die Volksversammlung, denn sie bekamen ja dort ihre zwei Obolen auf die Hand gezahlt. Zahlreicher besucht und geräuschvoller als je waren deshalb die Versammlungen auf der Pnyx. Kleon, Lysikles und Pamphilos wagten sich offener hervor, und das athenische Volk gewöhnte sich allmählich daran, Leute dieses Schlages die Rednerbühne besteigen zu sehen.

Von diesen drei Männern war Pamphilos am entschiedensten der Meinung, daß man es versuchen müsse, den Perikles zu stürzen. Eines Tages stand er auf der Agora, umgeben von einer großen Zahl athenischer Bürger und setzte diesen auseinander, auf welche Gründe hin man den Perikles anklagen könnte. Er schalt ihn einen Feigling, welcher das attische Land durch den Feind habe verwüsten lassen, und welcher den Bürgern tyrannisch die Art vorschrieb, in welcher sie sich verteidigen sollten, und während der ganzen Zeit, daß die Peloponnesier auf attischem Boden standen, keine Volksversammlung auf der Pnyx zustande kommen ließ, um nur ganz nach persönlicher Willkür schalten zu können.

Es fanden sich viele unter der Menge, welche der Meinung des Pamphilos waren, insbesondere drängte sich ein gewisser Krespilos hervor, welcher den Wurstmacher an wüstem Geschrei gegen Perikles fast noch zu überbieten suchte, und welcher die Notwendigkeit dartat, den Strategen beim Volke sofort in Anklagestand zu versetzen.

Da kam plötzlich der Barbier Sporgilos gelaufen. „Gute Neuigkeiten", rief er von weitem. „Eine Schnur von Brezeln her für den Bringer guter Neuigkeiten! — Perikles ist auf dem Heimwege von Megara! Er steht schon in Eleusis mit den Seinigen! Die Megarer hat er gezüchtigt nach Gebühr, und heute noch wird er eintreffen in Athen!"

Pamphilos färbte sich grünlich-fahl im Angesicht vor Ärger. „Eine Schnur von Brezeln verlangst du?" erwiderte er dumpf; „die Zunge sollte man dir ausschneiden für deine Neuigkeit, du Hundesohn!"

Auch auf die übrigen Verschwörer machte die Nachricht einen sehr niederschlagenden Eindruck, und obgleich auch jetzt noch Pamphilos sich bemühte, die Menge aufzureizen, schlich doch einer nach dem andern sich hinweg, und meinte, gegen den siegreich heimkehrenden Perikles sei es schwer, etwas auszurichten, man müsse die Sache auf eine bessere Gelegenheit verschieben.

Als nun auch Krespilos achselzuckend von dannen gehen wollte, faßte ihn der erzürnte Pamphilos am Gewande und schrie: „Feigling! Ausreißer! Schämst du dich nicht, bei dem bloßen Worte ‚Perikles ist da' schmählich die Flucht zu ergreifen? — Sieh' mich an! Ich scheue mich keinen Augenblick, dem Perikles persönlich entgegenzutreten! Ich habe Mut! Ich bin geboren am Schlachttage von Marathon!"

„Ich nicht!" erwiderte Krespilos. „Ich war eines jener Kinder, welche im Theater zu Athen von ihren vor Schreck kreißenden Müttern zu früh geboren wurden, als man die Eumeniden des Äschylos aufführte!"

Mit dieser Entschuldigung machte Krespilos sein Gewand los aus den Händen des Pamphilos und lief davon.

„Weg sind sie," rief der Demagog mit Zähneknirschen, „weg sind sie, die verfluchten Kerle — auseinandergestoben, als hätte man einen Spülichteimer über ihren Köpfen ausgeleert!"

Da kam der tolle Menon auf ihn zu und fragte ihn nach dem Grunde seiner Erbitterung.

Dieser klagte ihm seine Not.

„Narr!" sagte Menon grinsend. „Willst eine Mauer umstürzen, und stemmst dich vergebens mit der Achsel an? Lege dich darunter und schlafe: zur rechten Zeit fällt sie von selbst dir über dem Kopfe zusammen!"

---

23. Dionysosfest.

Mit doppeltem Glanze, mit doppelter Lebhaftigkeit wurden nach dem Aufatmen aus der dumpfen Kriegsbedrängnis zu Athen die winterlichen Feste gefeiert.

Völlig aber ist nun die fröhliche Lust entfesselt, seit milder die Lüfte über das Meer wehen und seit die Zeit des größten der Bacchosfeste, die Zeit der großen oder städtischen Dionysien, angebrochen. In den Wäldern zeigt sich der Weih, fröhlich zwitschern am Meergestade die Halkyonen und an den Dachgesimsen die Schwalben. Auf den Höhen des Hymettos, des Pentelikos, des Lykabettos knospet in jedem Strauche der Frühling. Veilchen und Anemonen, Primeln und Krokos sprossen, und der auf der Flur vergessene Stab des Hirten ist am Morgen von Blumen und Gräsern übergrünt.

Die Schiffer im Hafen winden die Anker auf, entstricken das Tauwerk, richten die Masten empor und übergeben die Segel den Winden. Neues Leben erwacht auf den Wellen des saronischen Golfes. Die Abgesandten der verbündeten Städte und Inseln kommen und bringen die Tribute eben zur Festzeit nach Athen. In allen Herbergen, in allen

Häusern der athenischen Bürger wimmelt es von fernher kommenden Gästen. Mit Kränzen geschmückt, in Festgewändern treiben jetzt vom frühen Morgen an in den Straßen die Schwärme der Einheimischen und der Fremden sich umher. Nicht bloß mit Kränzen behangen sind alle im Freien stehenden Altäre und Hermesbüsten, sondern auch gewaltige Mischkrüge sind daneben aufgestellt, gefüllt mit der Gabe des Bacchos, von den Reichen gespendet und zu freiem Genusse dem Volke dargeboten. Wieder gibt Hipponikos Heimischen und Fremden zu trinken im Keramäkos, alles Volk, das kommen will, zu sich ladend und es im Freien auf efeugefüllten Polstern bewirtend.

Vergessen ist die Kriegsnot, der Hader der Parteien hält Waffenruhe, die Anschläge des Diopeithes stehen für den Augenblick still in ihrem sonst rastlosen Fortgange. Nur Lust und Friede herrscht. Zwar klingt allenthalben lauter Scherz und fröhliches Gelächter, und doppelt scharf ist jetzt der Witz, doppelt beweglich die Zunge des Atheners. Aber wehe dem, der in dieser Zeit eine Gewaltsamkeit ausübt gegen einen athenischen Bürger! Nicht einmal der Vorwand der Trunkenheit schützt ihn: sein Haupt und Leben ist verwirkt.

Wie kommt es, daß man nun auf einmal so viele reizende Frauen in den Straßen Athens erblickt? Wer sind die heiterblickenden, reichgeschmückten, verführerischen Schönen?

Es sind Hierodulen aus dem Tempel der Aphrodite zu Korinth und andere Freudenpriesterinnen dieser Art, welche, die Zahl der einheimischen Genossinnen vermehrend, herbeigekommen aus verschiedenen Städten Griechenlands zu dem fröhlichsten und ausgelassensten Feste der Athener.

Hei, welches Gemisch fremden, umherwandernden Volkes hat sie herbeigelockt, die lustige, menschenwimmelnde, dionysische Festzeit! Sehet die vielgewanderten Gaukler und Wundermänner mit ihren von der Sonnenglut schwarzgebrannten Gesichtern! Sehet, wie sie vor aller Augen Schwerter verschlucken oder einen Feuerregen aus dem Munde speien!

Sehet dort die Thessalermädchen, welche ihren Schwertertanz aufführen inmitten eines gaffenden Schwarmes! Fehlt doch keinerlei Schauspiel bis hinab zu des wandernden Puppenspiels uralter Kinderlust und den buntgeputzten, auf Kamelen tanzenden Äffchen.

Auch handeltreibendes Volk ist von nah und ferne gekommen und schlägt seine Buden auf da mitten im Gedränge der Agora, im Piräus und am Ilissos.

Ländliche Scharen mischen sich unter die Städter und teilen mit ihnen die Festlust, versammeln sich um ihre Lieblinge, die thebanischen Pfeifer, welche sonst musizierend die ländlichen Gaue zu durchwandern pflegen, oder verpflanzen das Lieblingsspiel ihres ländlichen Dionysosfestes in die Stadt: das Springen auf eingeölte Schläuche, wo jeder, der im Sprung auf dem schlüpfrigen Balle mit nackten Füßen festen Boden zu fassen sucht, unter unendlichem Gelächter der Zuschauer mit drolligem Gezappel immer wieder heruntergleitet.

Ungebundener waltet die Lust in den Straßen, sobald die Dunkelheit eingebrochen. Da wandern die Nachtschwärmer umher: sie haben Schellen und tragen Fackeln und sind bekränzt, Weiblein sind darunter, welche Männerkleider an sich haben und Männer in Frauengewändern — mit den Händen wird geklatscht neben dem Lärm der Schellen, um wie mit Zimbeln den Takt zu schlagen zu dem Schellenklang und Gesange.

Viele wandeln in Masken. Einige haben bloß mit Weinhefe die Gesichter bestrichen, oder mit Mennig, oder verlarvt mit Baumblättern oder Baumrinden. Andere aber tragen schön bemalte Larven von teils würdevollem, teils lächerlichem Ansehen: Hier treibt der gehörnte Aktäon, dort der hundertäugige Argos sich umher, dort die teilweise in ein Pferd verwandelte Euippe; Giganten, Titanen, Kentauren stampfen den Boden, Methe taumelt, Peitho schmeichelt, Apate lockt, Hybris tollt, und selbst Schreckgestalten mischen zuweilen sich unter den Reigen.

Am allerhäufigsten aber, ja vorwaltend, tummeln in den Straßen sich die bocksfüßigen Satyrn und die kahlköpfigen Silene, diese altgewordenen, aber noch immer fröhlichen Satyrn. Sie haben die Häupter bekränzt mit des Efeus Immergrün. Auch Bacchanten schwärmen, sie tragen als Thyrsos häufig nur einen Rebschoß, mit Efeuzweigen umwunden.

Ausschweifende Lustigkeit, ja Trunkenheit wird als eine Pflicht gegen den Gott betrachtet in diesen Tagen und Nächten.

Und der Gott, er rechtfertigt in dieser Zeit seinen Beinamen eines „Befreiers“. Selbst die Gefangenen werden aus den Kerkern entlassen für die Tage der Festlichkeit. Und sogar den Toten wird Wein auf die Gräber gegossen. Man will die Schatten beschwichtigen, welche ja gewiß nicht ohne Neid die Lust der Lebendigen entbehren. Wollen doch die Ängstlichen sogar wissen, die Seelen der Toten mischten um diese Zeit zuweilen sich heimlich in den Reigen der Schwärmenden, und unter mancher Satyrmaske im Festschwarm berge sich ein fleischlos Totenhaupt . . .

Frau Telesippe kaut in diesen Tagen fleißig die Blätter des Wegdorns und läßt ihre Pforte mit Teer bestreichen, denn nur so ist das Unheil abzuwenden, das zur Zeit des großen Dionysosfestes die Lebendigen bedroht von seiten der neidischen Schatten.

Fast unheimlich ist es in der Tat anzusehen, wie des Nachts bald hier, bald dort in den dunklen Gassen Fackelschein aufglänzt und ein phantastischer Zug auftaucht, welcher lärmend dahinrast.

Jetzt bewegt sich ein ungeheurer Schwarm durch die Straßen, welche vom Lenäon zum Theater führen. Man trägt das Bild des Dionysos aus seinem Tempel im Lenäon in das Theater und stellt es dort inmitten der Festversammlung auf. Das Bild des Gottes, welches da getragen wird, ist ein neu vollendetes Werk, ein Werk aus der Hand des feurigen Alkamenes. Wie auf der Burg neben

das alte Holzbild der Athene Pheidias sein neues, glänzendes Werk gestellt, so gesellt sich jetzt auch im Lenäon dem altehrwürdigen schlichten Dionysosbild das neue, herrliche Werk des Alkamenes. Und dieses eben trägt man jetzt in die Festversammlung des großen Dionysostheaters. Bacchantenscharen umgeben es. Wer ist der tolle Schwarm, der einen Phallos dem Bilde voranträgt und Lieder singt zu Ehren des Priapos? Es ist Alkibiades mit seiner Ithyphallergesellschaft.

An den Scheidewegen und auf den offenen Plätzen hält der Zug, um Trankopfer zu spenden oder Opfertiere zu schlachten.

Die wie Altane gebauten Dächer der Häuser sind voll von Zuschauern, von welchen viele Fackeln und Lampen in den Händen halten. Auch die Frauen fehlen dabei nicht. Bald mischt Mutwille und Scherz von den Dachterrassen herab sich in die Ungebundenheit des Straßengetümmels.

Der junge Alkibiades scheint auf dem Gipfel seiner tollen Laune angelangt, er übertrifft sich selbst in übermütigen Streichen an der Spitze seiner Gesellschaft.

„Bedenkt,“ ruft er den Ithyphallern zu, „daß wir, die wir auch sonst schon schwärmen und rasen, am Dionysosfeste verpflichtet sind, doppelt zu schwärmen und zu rasen, wenn wir nicht in der Schwärmerei eingeholt und übertroffen werden wollen von den nüchternsten Pfahlbürgern der Athenerstadt!“

Unter solchen Aneiferungen stürmte Alkibiades mit seinen Gefährten, alle Athener kennend und von allen gekannt, durch die Schwärme des Volkes hin.

Als die Nacht eingebrochen war, ließ er sich Fackeln vorantragen und führte die Seinen in lärmendem Aufzuge, unter voraufziehender Musik, zu den Häusern schöner Mädchen und Knaben, um ihnen Ständchen zu bringen. Die Musizierenden selbst waren meist Flöten- und Lautenspielerinnen, als Mänaden gekleidet, und da auch die mit Musik Begrüßten dem Zuge sich anschlossen, so gestaltete derselbe sich

immer ähnlicher einem Schwarme von Bacchanten, die um den Gott Dionysos geschart sind.

Zuletzt bemächtigt sich der mutwillige, trunkene Alkibiades einer jugendlichen Hetäre, Bacchis geheißen, welcher er, umherschweifend, begegnet, und zwingt sie, seinem Zuge sich anzuschließen. Er nennt sie seine Ariadne und sich selber ihren Bacchos.

Vor der Behausung Theodotas angelangt, bringt er auch dieser ein rauschendes Ständchen und tritt mit seinem Gefolge bei ihr ein.

Theodota hatte schon lange Zeit den jungen Alkibiades nicht mehr bei sich gesehen. Immer heftiger geworden war ihre Liebespein. Nun sah sie den geliebten Jüngling wieder; aber wie unerfreulich, wie peinlich war doch ihrem Herzen sein Eintritt! Trunken kam er an der Spitze eines tollen Schwarmes. Das hätte sie verziehen; aber er führte ein jugendlich blühendes Hetärchen mit sich, das er der Freundin sogleich als seine Ariadne vorstellte, und deren Reiz er begann in überschwenglichen Worten zu preisen.

Nun wurde ein Gelage veranstaltet in den Gemächern der widerwilligen Theodota, welche nicht offen sich sträuben durfte, und welcher doch vor geheimer Qual beinahe das Herz zersprang. Alkibiades forderte sie auf zur Fröhlichkeit, zur Ausgelassenheit. Er begann in seiner Trunkenheit zu erzählen von Streichen, welche er an diesem Abend schon verübt hatte, er rühmte sich, ein sittiges, junges Mädchen mitten im Festgedräng des Lenäon geküßt zu haben, und pries die Sitte, die doch wenigstens am Dionysosfeste die Fesseln löse von den Händen der athenischen Frauen. Er sprach von Hipparete, der reizenden Tochter des Hipponikos, von ihrer geheimen Liebesglut für ihn, von ihrem Erröten bei seinem Anblick. Dabei machte er sich lustig über ihr zimperliches, verschämtes, jungfräuliches Wesen. Er sprach auch von Kora, dem aus Arkadien nach Athen verpflanzten Hirtenkinde, dem lächerlichsten und sprödesten Geschöpfe, das man finden könne, das aber doch sein werden müsse um

jeden Preis. Lieber wolle er auf die strahlende Simaitha, auf dieses neue Wundergestirn der Schönheit, verzichten, als auf den arkadischen Trotzkopf.

Nach diesen Reden schalt der weinberauschte Jüngling Theodota ob ihrer Schweigsamkeit und ihres trübseligen Wesens.

„Theodota," rief er, „du bist häßlich geworden! Diese weinerlichen Mienen entstellen dein Angesicht. Empfängt man so einen alten Freund wie mich? Worüber beklagst du dich? über meinen Mutwillen? Bist du es nicht selbst gewesen, die mich diesen Mutwillen gelehrt hat? Gedenkst du nicht mehr jener fröhlichen Tage und Nächte, wo ich deinen Unterricht empfing in allen Arten des schönen Übermutes? Und heute? Was soll dies grämliche Wesen? Warum soll ich jetzt ein anderer sein als damals, zur Zeit, da wir einander am besten gefielen und die fröhlichsten Stunden miteinander verlebten? Sei verständig, Theodota! Sei eingedenk der verliebten Toren, deren traurige Schwärmerei dir einst so lästig fiel, und welche du ohne Mitleid lachend von deiner Türe hinwegstießest! Und nun wolltest du selber zur Schwärmerin werden? Kann man so schmählich seine besten Grundsätze, seine liebenswürdigsten Eigenschaften verleugnen? Sei wieder fröhlich und ausgelassen, Theodota! Gib uns einen deiner prächtigen Tänze zum besten! Tanze, ich will es, und wir alle wollen es! Laß dich wieder einmal in deinem vollen Glanze bewundern!"

So sprach Alkibiades. Aber Theodota konnte ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie antwortete mit leidenschaftlichen Vorwürfen, sie schalt ihn übermütig, treulos, ruchlos, mitleidslos.

„Was klagst du mich an," erwiderte Alkibiades, „wenn du selbst dich verändert hast, wenn du älter geworden, und wenn die Fröhlichkeit der Jugend dir verloren gegangen? Klage lieber die Zeit an, die uns alle verwandelt. Auch ich muß es mir gefallen lassen, wenn ich dereinst aus einem jungen Satyr ein alter kahlköpfiger Silen geworden bin. Ich

werde auch als kahlköpfiger Silen noch immer fröhlich sein. Du aber zürnst und wütest gegen mich und gegen das Schicksal, weil du nicht mehr ein reizvoll blühendes, heiteres Mägdlein bist wie Hipparete oder Simaitha oder wie diese Bacchis hier. Ei, willst du durchaus wieder ein Jungfräulein werden, so reise nach Argos. Dort gibt es, wie es heißt, ein Heiligtum mit einem Quell, in welchem du nur zu baden brauchst, um wieder als Jungfrau daraus hervorzugehen. Auch die Hera pflegt, wie die Dichter erzählen, von Zeit zu Zeit dieses Bad zu besuchen, um sich dem Göttervater wieder angenehm zu machen. Wenn sogar der alte Göttervater dergleichen noch zu schätzen weiß, warum nicht ich, der blühende Jüngling, der Ithyphallergenosse?"

In dieser Art scherzte der trunkene Alkibiades weiter, während Theodota jetzt nur noch heftiger mit Worten und Tränen antwortete und in Ausbrüchen der Wut sogar gegen die junge Bacchis sich erging, so daß sie einer Rasenden ähnlich schien.

„Siehe da meinen wackeren Gefährten Kallias," sagte Alkibiades; „der hat den Grundsatz, kein Weib öfter als ein einzig Mal zu berühren. Und ich — bin ich nicht lange genug immer wieder an deine Schwelle zurückgekehrt? Ha, beim wonnigen Eros, bin ich nicht oft genug gekommen des Abends, selbdritt, oder mit noch mehreren Freunden, Goldäpfel des Dionysos im Busen, über dem Haar den Weißpappelkranz des Herakles, durchflochten von purpurfarbigen Binden? Aber das soll nun nicht wieder geschehen. Ich gedenke niemals wieder hierher zurückzukehren, weder allein noch mit andern! Gehen wir, Freunde! Ich langweile mich hier! Lebe wohl, Theodota!"

Erschreckt durch diese Drohung, hielt Theodota den Zürnenden zurück und gelobte, ihre Tränen trocknend, sich nach seinem Wunsche zu betragen.

„Wohlan!" rief Alkibiades, „so tue, wie ich schon früher verlangte! Mache deiner gepriesenen Kunst wieder einmal Ehre!"

„Was soll ich tanzen?“ fragte Theodota.

„Du warst soeben,“ entgegnete Alkibiades, „vom Stachel deiner Leidenschaft gehetzt, der Io nicht unähnlich, welche durch eine von Hera gesandte Bremse verfolgt und verzweiflungsvoll in allen Ländern der Welt umhergetrieben wird. Zeige uns, wenn es dir beliebt, durch die Kunst verschönert, was du uns erst schauen ließest in roher, mißfälliger Wirklichkeit!“

Schweigend schickte Theodota sich an, die Io zu tanzen.

Sie tanzte zu Flötenklängen die Geschichte der Inachostochter, wie sie von Zeus geliebt, dann von Hera verfolgt wird, wie sie gebunden und bewacht wird auf Heras Befehl durch den hundertäugigen Argos, wie nach der Tötung ihres Wächters sie von der unversöhnlichen Hera durch die scharfgestachelte Bremse verfolgt und durch alle Lande gehetzt wird.

Anfangs hatte Theodota nur mit Überwindung ihrer selbst der Aufforderung sich gefügt. Allmählich aber schien sie, mehr und mehr befeuert, ihre Seele in das, was sie darstellte, ganz zu ergießen. Ihr nachahmender Tanz gewann eine Kunstvollendung und einen feurigen Ausdruck, von welchem alle Zuschauer hingerissen wurden.

Als sie aber nun zur leidvollen Irrfahrt der Io überging, und dem Entsetzen vor Heras Zorn und vor dem, von der Göttin gesandten, gestachelten Tiere Ausdruck gab, und ihre Gebärden den Charakter einer wilden, leidenschaftlichen Hast annahmen, und in der Angst der Flüchtenden das Leid um das verlorene Liebesglück sich zu mischen schien, da erhielten die Züge und das ganze Wesen Theodotas allmählich ein fast erschreckendes Ansehen. Sie spielte mit entsetzlicher Naturwahrheit die Rasende, Gehetzte, Verzweifelnde.

Aber sie *spielte* sie bald nicht mehr. Ihre Augen traten hervor und rollten schauerlich in den Höhlen, ihr Busen wogte, ihre geöffneten Lippen bedeckten sich mit leichtem Schaum.

So wild und ungestüm wurden ihre Bewegungen, daß Alkibiades und seine Freunde erschrocken auf sie zustürzten,

um sie festzuhalten, um der entzügelten Tollheit eine Schranke zu setzen.

Jetzt begann Io-Theodota sich zu beruhigen. Sie blickte im Kreise umher mit blöden Augen, lächelte irr, und sprach die Umstehenden mit wunderlichen Namen an. Den Alkibiades selbst nahm sie für Zeus, den als Silen verkleideten Kallias für ihren Vater Inachos; aber in dem jungen Demos vermeinte sie den hundertäugigen Wächter Argos zu erblicken, und plötzlich das Auge starr auf Bacchis gerichtet, wallte sie neuerdings auf in toller Leidenschaft: Verwünschungen ausstoßend gegen die tückische Hera, wollte sie auf das Mädchen sich stürzen . . .

Theodota war wahnsinnig geworden . . .

Sie brach jetzt erschöpft zusammen und stieß wimmernde Klagen hervor in verwirrten unsinnigen Worten.

Alkibiades und seine Genossen wurden von einem leichten Schauer ergriffen. Aber sie waren trunken vom Weine. Sie überließen das Weib den Sklavinnen und taumelten aus Theodotas Behausung auf die Straße hinaus, wo die lärmende bacchantische Lust in ihren Wirbel sie fortriß.

Den nächsten Tag fand ein neuer Umzug mit dem Bilde des Dionysos statt. Und zwar war es diesmal das uralte, aus Eleutherä nach Athen gekommene Bild des Gottes, das aus dem Lenäon nach einem kleinen Tempel außerhalb der Stadt, in der Nähe der Akademie, getragen wurde, wo dasselbe in alten Zeiten aufgestellt gewesen. Jährlich einmal, bei den großen Dionysien, wurde das Bild auf kurze Zeit in festlichem Zuge an den alten Ort gebracht.

Dies geschah nun eben wieder.

Zahlreich und überaus prächtig, wie nie zuvor, weit abweichend von der bisherigen schlichteren Weise der Väter, war diesmal das Festgeleite des Götterbildes. In allen Straßen, welche dasselbe durchwandelte, und von allen Dachterrassen, von welchen man auf dasselbe herabsehen konnte, wimmelte es von Zuschauern, welche selbst auch im Schmucke ihrer Veilchenkränze einen festlichen Anblick boten.

Voran im Zuge gingen Schwärme von Satyrn und Silenen in roten Gewändern, mit Efeuranken die Leiber umschlungen.

Dann wurde ein bekränzter Altar einhergetragen, umgeben von Knaben in Purpurgewändern, welche Weihrauch, Myrrhen und Safran trugen auf goldenen Schüsseln.

Dann folgte allerlei Mummenschanz. Zuerst ein Greis mit der Maske eines Doppelgesichts, welcher die Zeit vorstellte, dann die jugendlich blühenden Horen, welche die Früchte trugen, die ihrer Zeit entsprachen, dann ein prächtig geschmücktes Weib, welches die Symbole der dionysischen Festzeit an sich hatte, endlich ein schöner Jüngling, in dessen Maske der fröhliche Dithyrambos sich verkörperte.

Dann kam eine Schar von dreißig Saitenspielern, welche goldene Kränze auf den Häuptern trugen und auf goldenen Lyren spielten.

Jetzt aber kam ein auf vier Rädern rollender Prachtwagen, auf welchem das Bild des Dionysos geführt wurde. Der Gott war bekleidet mit einem safranfarbigen Gewande und einem goldgestickten Purpurmantel darüber. Er erhob in der Rechten einen goldenen Becher, gefüllt mit funkelndem Weine. Neben ihm stand ein riesiger goldener Mischkrug. Über ihn war ein Sonnenschirmdach ausgespannt, von welchem das Laub des Efeus und der Rebe in reichlichen grünen Ranken herabging. Der Wagen selbst war ganz umwunden mit Kränzen, und sein umlaufender Rand war geschmückt mit tragischen und komischen Masken, jene mit Ernst und Würde, diese mit drolligem Grinsen auf das Volk herunterblickend.

Das unmittelbare Gefolge des Gottes bildeten Bacchanten und Bacchantinnen mit gelösten Haaren, die Häupter bekränzt mit Ranken des Weines, oder des Efeus, oder der Stechwinde.

Diesem Gefährt folgte ein anderes, auf welchem eine vergoldete Kelter sich befand. Die Kelter war ganz mit künstlich gebildeten Trauben gefüllt, und dreißig Satyrn

standen in dem Wagen und kelterten zum Scheine die Trauben unter einem fröhlichen Winzerlied, das sie zu den Tönen der Flöten sangen, und auf dem ganzen Wege troff duftiges Naß in einen Schlauch, genäht aus Pardelfellen. Den Schlauch aber umschwärmten Satyrn und Silene, welche zechend und lärmend die Weinflut auffingen in die untergehaltenen Becher.

Dann kam noch ein drittes Gefährt. Auf diesem war eine von hellem Gestein schimmernde, efeuumrankte Grotte gebildet, in welcher Quellen aller hellenischen Weine sprangen. Bekränzte Nymphen saßen lächelnd an diesen Quellen, Tauben umflatterten die Grotte und flogen aus und ein und schnäbelten sich in den grünen Zweigen des Efeus. Satyrn und Silene suchten die Tauben zu haschen, die an den Busen der Nymphen sich flüchteten.

Dann folgten singende Knabenchöre, dann der Aufzug der vornehmen Athener auf ihren prächtigen Rossen, dann Jünglinge, welche goldene und silberne, dem Dienste des Dionysos geweihte Prachtgefäße trugen.

Schwärmende Scharen schlossen sich an, Bacchanten und andere Mummerei, welche in ausgelassener Laune das Gepränge des Festzuges possenhaft nachahmte.

Auf der Agora wurde Halt gemacht bei dem Altar der zwölf olympischen Götter, und hier sangen Männer und Knabenchöre den Dithyrambos, wobei der Chor zugleich im rhythmischen Tanzschritt um den Altar sich bewegte.

Diese Töne waren kaum verhallt und der dionysische Reigen weitergezogen, als eine Szene der fremdesten und wunderlichsten Art die Aufmerksamkeit der Athener auf sich zog.

In jener Zeit nämlich hatten wandernde Bettelpriester der Kybele, welche man Metragyrten zu nennen pflegte, ferner Sabaziosdiener, Apostel des mit Dionysos ursprünglich wesensgleichen, aber ins Mystische hinübergezogenen Gottes Sabazios, auch Schwärmer, welche die mystische Weisheit des Orpheus zu erneuern sich brüsteten, in Athen hervorzutreten und ihr Wesen zu treiben begonnen.

Die Sabaziosdiener verkündeten und feierten einen mächtigen Heiland der Welt, durch welchen die Menschheit von allen übeln erlöst, und der Sterbliche jedes gewünschten Heiles teilhaft zu werden vermöchte: eben jenen Sabazios. Sie und die Metragyrten zogen umher in den Straßen mit dem Bilde des Gottes oder auch der Göttermutter; unter den Klängen des Zymbals und der asiatischen Handpauke führten sie Tänze auf, bei welchen sie wie Korybanten sich rasend gebärdeten. Geißelung und sogar Selbstverstümmelung übten und empfahlen sie, wie die Priester der Kybele auf dem Tmolos. Im ganzen Lande wanderten sie bettelnd umher, ein Esel trug ihre Heiligtümer, allerlei Geheimmittel verkauften sie und erboten sich für Geld auch Götterzorn zu beschwichtigen, ja selbst Verstorbene von den begangenen Verbrechen zu entsühnen und aus den Qualen des Tartaros zu befreien. Sie machten sich zu Verkäufern und Unterhändlern der Götterhilfe für die Sterblichen.

Nicht mehr allzu spröde verhielt sich der Geist der Hellenen solcher Schwärmerei gegenüber, und hie und da begann sie in den Gemütern einzelner Wurzeln zu fassen.

Niemand blickte auf solche Versuche, einen düsteren und mystischen Götterkult aus dem Morgenlande herüber nach dem heiteren Hellas zu verpflanzen, mit größerer Erbitterung, als Aspasia, und mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, kämpfte sie dagegen. Der lebensfrohe, junge Alkibiades, welchem düstere Schwärmerei nicht minder unverständlich und ein Greuel war, stand ihr als mutiger Kämpe gegen jene Dunkelmänner und Gaukler zur Seite.

Während des Dionysosfestes nun glaubten auch die wandernden Metragyrten und Sabaziosdiener die günstige Gelegenheit gekommen, Anhänger zu werben für ihren Gott und Heiland Sabazios und für seinen fanatischen und grausenhaften Dienst. Sie zogen umher mit Pappellaub und Fenchel bekränzt, wie sie pflegten, trugen Schlangen in der Hand, die sie über dem Haupte schwangen, und tanzten, von Schwärmen des Volks umgeben, unter dem korybantischen Getöse

des Zymbals und des Tympanons ihren Rasetanz, die sogenannte Sikinnis. Dabei geißelten sie sich und verwundeten sich aufs Blut.

Ein Metragyrte hatte eine große Menge Volks um sich versammelt und predigte mit heftigen Gebärden und lautem Geschrei den erlösenden Gott Sabazios. Er sprach von geheimen Weihen, er sprach auch von der höchsten und dem Gotte wohlgefälligsten Tat des Sabaziosdienstes, der Selbstverstümmelung.

Während die Menge lauschend und zum Teil mit nicht unbewegtem Gemüte um den Metragyrten stand, kam plötzlich die Schar der schwärmenden, trunkenen Ithyphaller des Weges. Sie hörten den fremden Schwärmer von Sabaziosdienst und Selbstverstümmelung reden.

„Wie?" rief der ausgelassene Fürst der Ithyphaller, „von Selbstverstümmelung wagt es einer vor uns zu sprechen, inmitten des Überschwanges bacchischer Festlust? Nein! Solche Worte sollen nicht gehört werden auf hellenischem Boden, solange es Ithyphaller gibt!"

Damit stürzte sich die Schar der trunkenen und übermütigen Jünglinge auf den Metragyrten, schleppte ihn hinweg und warf ihn, der seinesgleichen längst geschworenen Rache eingedenk, in den unfern gelegenen Erdabgrund des Barathron.

Unter den Bacchantinnen, welche den Festzug umschwärmten, hatten sich auch die Mädchen Aspasias befunden.

Wie hätten sie, die zur Freiheit erzogen wurden, der Freiheit nicht froh werden sollen in den Tagen, an welchen selbst für jene, welche sonst unfrei waren, alle Fesseln sprangen und alle Schranken fielen?

Auch das arkadische Hirtenkind hatte man, obgleich es nur widerwillig sich fügte, in die Maske einer Bacchantin gesteckt, und mit fortgezogen wurde es von dem entzügelten Reigen.

Einen großen Anteil schien der junge Alkibiades daran

zu haben, daß unter den Bacchantinnen, welche aus dem Hause Aspasias kamen, auch Kora nicht fehlte.

Kora stand allerdings an Schönheit weit zurück hinter ihren Gespielinnen. Aber sie war spröde, und ihr wunderlicher Ernst reizte den Mutwillen des Jünglings, entflammte ihn zuletzt bis zur Vermessenheit.

Um Koras willen folgte er den Mädchen Aspasias mit seinen Gefährten, unkenntlich gemacht durch Satyrmasken. Das Wagnis, mit dessen Absicht er sich trug, war kein geringeres, als die spröde Arkadierin von ihren Gefährtinnen wegzulocken, oder, wenn dies nicht gelang, mit Gewalt sie aus der Mitte derselben fortzuziehen und in sein Haus zu entführen.

Scherzend mischten die Satyrn sich unter die Bacchantinnen, Alkibiades hielt sich zu Kora, fand sie aber widerspenstig wie immer.

Plötzlich stürzten an einer einsamen Stelle, welche dem Unternehmen günstig war, auf einen Wink des Alkibiades die Gefährten desselben und er selbst sich auf das Mädchen, um es unter dem Schutze der bereits eingebrochenen Dämmerung mit Gewalt beiseite zu führen.

Aber im Herzen der Arkadierin erwachte derselbe Mut, mit welchem sie vorzeiten schon einmal einen angreifenden Satyr in die Flucht getrieben. Und wie sie damals einen Brand aus dem Feuer im Walde riß, um den Verwegenen damit zu verscheuchen, so riß sie jetzt einer ihrer Gefährtinnen die brennende Fackel aus der Hand und stieß sie dem vermummten Angreifer Alkibiades ins Angesicht, so daß seine Satyrmaske, von der Flamme in Brand gesteckt, augenblicklich hell aufloderte und er in Verwirrung zurückwich. Diesen Augenblick benutzte Kora, um mit der Behendigkeit des flüchtigen Rehes von dannen zu eilen, und spurlos entschwand sie in kurzer Zeit den Augen ihrer Verfolger.

Rastlos durcheilte sie mit klopfender Brust die Gassen, bis das Haus Aspasias erreicht war.

Was Kora an diesem Tage unter den Bacchantinnen

gewesen, das war der junge Manes, der Pflegesohn des Perikles, unter den Satyrn.

Auch ihm hatte man die Maske aufgenötigt, auch er war dem Xanthippos und dem Paralos widerwillig in das tolle Mummenspiel gefolgt. Unerfreulich, ja beängstigend erschien ihm das Getümmel, das ihn umgab. Die Festlust um ihn her nahm eine zügellose Gestalt an. Der tolle Menon benahm sich auf der Agora schamlos wie sein Hund. Zuletzt sah Manes gar sich zur wehrlosen Zielscheibe der Spötter geworden. Unbehilflichen Wesens, wie er war, verstand er den Neckereien, den Scherzworten, mit welchen man auf ihn eindrang, nicht zu begegnen.

„Gebt acht!“ sagten einige im Kreise, „dieser trübselige Satyr da ist verdächtig! Schon manches Mal haben beim Dionysosfeste in solcher Maske neidische Schatten der Unterwelt unter die Lebenden sich eingeschlichen, oder gar Thanatos selber, oder die Pest! — Reißt ihm die Larve herab! Wer weiß, welchem Graungesicht wir begegnen!“

Die Gedanken des Jünglings verwirrten sich, sein Haupt begann ihn zu schmerzen, er machte sich Bahn durchs Getümmel mit seinen kräftigen Armen und schlug den Heimweg ein.

Im Hause angelangt, schlich er sich unbemerkt auf die Dachterrasse hinauf, welche in diesem Augenblick völlig einsam war. Dort ließ er sich auf eine kleine Steinbank nieder, nahm die Satyrmaske vom Gesicht, legte sie neben sich und versank in Gedanken.

Seine Züge hatten den Ausdruck einer tiefen Schwermut angenommen. Er schien ein geheimes Leid in der Brust zu tragen. Wenn er dem lauten Freudentaumel des Dionysosfestes sich entzog, so lag der Grund vielleicht nicht bloß in seiner Abneigung gegen solches Treiben überhaupt, sondern in einer Befangenheit, welche infolge eines tiefen und mächtigen Eindrucks sich gegenwärtig seiner Seele bemächtigte.

Lange war Manes in dieser Weise, nachdenklich und

traurig zu Boden blickend, dagesessen, die Satyrmaske neben sich. Da stand plötzlich Aspasia vor ihm.

Erschrocken blickte er empor. Schweigend sah die Herrin des Hauses ihm einige Augenblicke lang ins schwermutverdüsterte Antlitz. Dann begann sie mit freundlichen Worten:

„Wie kommt es, Manes, daß du die Vergnügungen deiner Altersgenossen solange verschmähst? Fühlst du nichts in deinem Blute von dem, was andere treibt, sich der schönen flüchtigen, nie wiederkehrenden Jugendzeit zu erfreuen?"

Manes blickte betroffen zu Boden und erwiderte nichts.

„Bedrückt dich irgendein Leid?" fuhr Aspasia fort. „Bist du unzufrieden in diesem Hause, und würdest du es vorziehen, unter anderen Menschen zu leben? Zürnst du vielleicht dem Perikles geheim, daß er dich von Samos mit sich hierhergenommen und dich wie einen eigenen Sohn im Hause erzogen?"

Bei diesen Worten Aspasias erhob sich der Jüngling unwillkürlich von seinem Sitze und mit lebhaft abwehrender Gebärde legte er gleichsam Verwahrung ein gegen eine solche Voraussetzung, während eine Träne zugleich aus seinem Auge quoll.

Aspasia fuhr fort, nach den Gründen seiner Betrübnis zu forschen.

Manes antwortete bald mit einem leisen Seufzer, der aus seiner Brust sich stahl, bald mit einem Erröten. Seine Hand zitterte leise. Er wagte selten aufzublicken; wenn er es aber tat, so hatten seine braunen Augen einen seelenvollen, fast rührenden Ausdruck.

Der Jüngling war so ungefüge, so ungeschlacht in seinem Wesen, und doch hatte er jetzt an sich etwas Weiches, fast konnte man sagen etwas Mädchenhaftes.

Aspasia blickte auf ihn mit dem Anteil, welcher die notwendige Wirkung des Ungewöhnlichen, des Wundersamen, des Rätselhaften ist.

Mit jedem Augenblick fand sich Aspasia mehr bestärkt

in der Mutmaßung, daß ein geheimes Leid an dem Herzen des Jünglings zehre.

Liebe konnte es nicht sein; denn wem hätte sie gelten können, diese geheime Glut? Doch wohl nur einer der jugendlichen Hausgenossinnen? Diesen aber hatte ja Manes immer verschämt und blöde sich ferngehalten. Hatte man nicht mit Eifer sich bestrebt, den Jüngling in den fröhlichen Kreis zu ziehen, und war dies Bestreben nicht immer vergeblich gewesen?

Ein Gedanke durchzuckte Aspasia. Ein Gedanke, der im ersten Augenblick beinahe etwas Drolliges für sie hatte, sie beinahe belustigte . . .

Aber wenn der Jüngling sein seelenvolles Auge zu ihr erhob, so milderte sich das Drollige jenes Gedankens, sie fand sich in einer Weise, welche sonst gar nicht in ihrer Natur lag, ergriffen von einer Regung herzlichen Mitleids.

Nicht müde wurde sie, die unmännliche Schwermut des Schweigsamen mit sanften Worten zu tadeln, und ihn zu der Heiterkeit, die seiner Jugend gezieme, aufzumuntern.

Während so Aspasia mit dem Jüngling sich beschäftigte, saß Kora einsam in dem verlassenen Peristyl des Hauses. Sie hatte, zurückgekehrt aus dem wilden Wirbel der Festlust, dort still sich hingesetzt, die Maske der Bacchantin abgenommen und neben sich gelegt. So saß sie da, in tiefes Sinnen verloren, als Perikles, zufällig eben in das Haus zurückkehrend, das Peristyl durchschritt.

Er war betroffen durch den Anblick des Mädchens, welches so einsam und nachdenklich dasaß, die abgelegte Maske der Bacchantin neben sich.

Er ging auf Kora zu und fragte sie nach dem Grunde ihrer so eiligen Rückkehr, ihrer Trennung von den Gespielinnen, mit welchen sie das Haus verlassen hatte.

Kora schwieg. Sie hatte einen Kranz im Schoße, den sie als Bacchantin getragen. Mit den Blumen dieses Kranzes spielte wie unbewußt ihre Hand, und sie zerpflückte dieselben.

Der Boden um sie her war bedeckt mit den zerpflückten Blättern der Blumen.

Einen Anblick von besonderer Art bot das Mädchen in diesem Augenblicke. Die Haltung, in welcher sie dasaß, das Spiel mit dem Kranze, der Ernst des bleichen Gesichtes bildeten zu dem Gewande und den Kennzeichen der Bacchantin, die sie an und neben sich hatte, einen Gegensatz, welcher fast ein Lächeln herausforderte.

Perikles fuhr fort, ihr ins Antlitz blickend:

„Eine Bacchantin mit so traurigen Mienen erinnere ich mich nicht jemals gesehen zu haben. Mich dünkt, Kora, du möchtest den Thyrsosstab weit lieber wieder mit dem Hirtenstabe vertauschen? — Ist es nicht so? — Du fühlst dich nicht glücklich in diesem Hause? Du sehnst dich nach deinen heimischen Bergwäldern, nach deinen Lämmern und Schildkröten?"

Kora schlug ihre Augen einen Augenblick zu Perikles auf, die Augen, welche denen des Rehes zu vergleichen waren, und sah ihn an mit einer Miene, noch trauriger als zuvor, aber zugleich mit einem treuherzigen, fast kindlichen Blicke, in welchem eine aus tiefer Seele kommende Zustimmung zu liegen schien.

„Willst du, daß wir dich heim entsenden?" fragte Perikles in herzlichem, vertrauenerweckendem Tone. „Sprich offen, Kind, und ich werde alles tun, um dich sobald als möglich in die geliebte Heimat und zu deinem wahren Glücke zurückzuführen. Willst du dieses Haus verlassen, Kora? Sprich!"

Eine sonderbare Wirkung übten diese Worte auf das arkadische Mädchen. Im ersten Augenblicke zuckte etwas wie ein Freudenstrahl über ihr Antlitz. Plötzlich aber blickte sie, wie von einem neuen Gedanken erfaßt, wieder ernst zu Boden, sie wurde bleich, ihr Busen begann zu wogen, eine Träne stahl sich zitternd über ihre Wimpern.

„Sprich es aus," sagte Perikles, „was du wünschest und was dir zur Fröhlichkeit gebricht in diesem Hause. Es gibt gewiß etwas, was du vermissest!" — Perikles sprach diese

Worte in eindringlichem Tone und blickte dem Mädchen, auf Antwort harrend, ins Gesicht.

„Verlangst du hinweg aus diesem Hause?“ wiederholte er.

Kora schüttelte stumm und traurig das Haupt.

„Deine Betrübnis scheint also ohne Grund zu sein,“ fuhr Perikles fort, „eine Melancholie, die als eine Art von Krankheit dein Gemüt befällt. Bekämpfe sie, mein Kind! Gib ihrer Macht nicht widerstandlos dich hin! Sieh', auch mich möchte der Dämon der üblen Laune zuweilen erfassen, aber ich ringe mit ihm. Das Leben muß heiter sein, und eine Lust für uns: denn wäre es dies nicht, so müßten wir ja die Toten beneiden. Wollen denn die Menschen nicht alle froh werden und glücklich sein, und sich heiter miteinander des Daseins freuen? Warum suchst du die Einsamkeit? Willst du denn nicht auch heiter und glücklich sein?“

Wieder schlug Kora treuherzig zu Perikles die Augen auf und sagte zögernd:

„Ich bin glücklich, wenn ich einsam bin!“

„Wunderliches Kind!“ rief Perikles.

Er blickte Kora schweigend und sinnend an. Sie war nicht schön. Der Reiz ihrer Jungfräulichkeit war ohne allen Sinnenzauber.

Und doch lag in dieser Jungfräulichkeit, in dieser Kindlichkeit, in dieser wunderlichen Art zu empfinden, etwas, was eine besondere Art von Sympathie in edlen Naturen erwecken konnte.

Perikles hatte den Inbegriff aller weiblichen Reize und Vorzüge in Aspasia verkörpert gefunden. Jetzt trat ihm plötzlich die Weiblichkeit in einer neuen, ungeahnten Gestalt entgegen. Was er da in Kora vor seinen Augen verkörpert sah, das war verschieden von allem, was er bisher gesehen, was er bewundert, was er geliebt hatte.

Nicht liebenswürdig, nicht reizend erschien ihm diese neue Art von Weiblichkeit, aber eine Rührung überkam ihn, ebenso neu und fremd, als dasjenige, wodurch sie hervorgerufen war. Er legte seine Hand auf das Haupt der Ar-

kadierin und empfahl ihr krankes Gemüt dem waltenden Schutze der Himmlischen.

Dann sagte er: „Wollen wir nicht mitsammen Aspasia aufsuchen?“ Und als er von einem Sklaven vernahm, daß Aspasia sich auf die Dachterrasse begeben, so faßte er das Mädchen freundlich an der Hand, um sie der Herrin zuzuführen.

Wunderbares Zusammentreffen! In demselben Augenblicke, in welchem Perikles im Peristyl des Hauses seine Hand mit einer Art von ernster Rührung auf das Haupt des betrübten Hirtenkindes legte, in demselben Augenblicke lag die Hand Aspasias, welche mit Manes ihr Gespräch auf der Terrasse des Daches beendete, auf dem Haupte des trübseligen nordischen Jünglings!

War es doch, als ob diese ihre Hand mit einer fast mütterlichen Zärtlichkeit sein braunes Gelock berührte, ihr Auge fast mit Wärme ruhte auf den Zügen des jugendlichen Sonderlings!

Dennoch thronte heitere Unbefangenheit auf ihrer freien, stolzen Stirne, und mit ruhigem Lächeln begrüßte sie Perikles, als dieser, das Mädchen an der Hand, zu ihr herantrat.

„Ich führe dir die schwermütige Kora zu,“ sagte Perikles zu Aspasia; „sie scheint mir nicht weniger als Manes freundlichen Zuspruches bedürftig!“

Perikles hatte bei seiner Annäherung den warmen Blick bemerkt, mit welchem das Auge Aspasias auf dem Jüngling ruhte.

Sie folgte seinem leisen Wink, und er führte sie an eine entfernte Stelle der Dachterrasse, wo ein Ruheplatz angebracht war unter blühenden Ranken.

Hier erzählte Aspasia ihr Gespräch mit Manes dem Perikles, dieser ihr das seinige mit dem arkadischen Mädchen.

Zuletzt sagte Perikles mit ruhigem Ernste:

„Du hast warmbeseelte Blicke, ja selbst schmeichelnde Gebärden aufgeboten, um das umdüsterte Gemüt des Jünglings aufzuhellen!“

„Und dies bringt dich auf den Gedanken, daß er mir wert sein könnte?“ sagte Aspasia. „Nein!“ fuhr sie fort, als Perikles schwieg, „ich liebe ihn nicht, denn er ist fast häßlich. Seine plumpen Backenknochen beleidigen mein Auge. Aber eine flüchtige Rührung, ich weiß selbst nicht von welcher Art, überkam mich. Es war vielleicht Mitleid.“

„Weißt du genau, was Liebe nicht ist, und was sie ist?“ fragte Perikles.

„Was Liebe ist?“ rief lachend Aspasia. „Beginnst auch du mich nun mit der törichten Frage zu quälen? — Liebe ist ein Ding, nicht abzuweisen, wenn es kommt, und nicht aufzuhalten, wenn es geht . . .“

„Und anderes weißt du nicht von ihr zu sagen?“ fragte Perikles.

„Nichts, als was ich schon öfter gesagt,“ versetzte Aspasia; „ein Gefühl ist sie, das entarten kann zur Tyrannei, indem sie das Geliebte zum willenlosen Werkzeug machen will. Diesen Drang zur Entartung muß sie zu unterdrücken wissen. Sie muß ein mit Freiheit geschlossener, mit Freiheit aufrecht erhaltener Freudenbund der Herzen sein!“

„Sooft du mir dies wiederholtest,“ sagte Perikles, „hat es mir immer unwiderleglich geschienen. Mein ruhig erwägender Sinn ist davon heute noch so gut überzeugt, als an dem Tage, wo wir selbst einen solchen Freudenbund der Herzen mit Freiheit schlossen. Liebe muß dem tyrannischen Drang entsagen, die Freiheit dessen, was sie liebt, zu vernichten, aber ungelöst steht vor meinem Geiste die Frage: Kann dies die Liebe? Ist sie jemals imstande, siegreich diesen Drang zu bekämpfen?“

„Sie kann es,“ versetzte Aspasia, „denn sie muß es können!“

„Nicht aufzuhalten sei die Liebe, wenn sie geht, so sagtest du!“ fuhr Perikles nach einer Weile sinnend fort. „Was wird aus uns werden, Aspasia, wenn ihr schönes Feuer auch in unserer Brust erlischt?“

„Dann werden wir sagen,“ erwiderte Aspasia: „wir haben miteinander das Höchste des irdischen Glückes genossen! Wir haben nicht umsonst gelebt! Wir haben auf dem Gipfel des Daseins in hoher Lebens- und Liebenskraft den Freudenkelch geleert!“

„Geleert — geleert“, wiederholte Perikles, die Worte dumpf vor sich hinsprechend. „Du lässest mich da ein Wort vernehmen, das mich schaudern macht — —“

„Es ist das Los der Becher, sich zu leeren,“ sagte Aspasia, „und das Los der Blumen, zu welken, und das Los alles Lebenden, scheinbar hinzuschwinden, in der Tat aber in ewigem Wechsel sich zu erneuern. Des Sterblichen Sache aber ist es, auf diesen Wandel und Wechsel um ihn und in ihm selbst mit der heiteren Ruhe der echten Weisheit zu blicken. Töricht wäre es, sich an die Ferse des Entfliehenden zu heften. Es kommt die Zeit, den Becher getrost in den Abgrund zu schleudern, aus welchem die beglückende Welle geschäumt hat. Zu einem Gipfel strebt alles empor, um dann wieder abwärts zu sinken auf der Stufenleiter des Daseins bis zur Vernichtung. Naturlauf ist alles.“

Als Perikles und Aspasia diese Worte gewechselt hatten, schickten sie sich an, hinab ins Haus zu gehen. Und als sie wieder der Stelle sich näherten, wo sie Manes und Kora verlassen hatten, sahen sie diese beiden in einem Gespräche miteinander begriffen.

Das flache Dach war durch Aspasia in eine Art Gartenterrasse umgewandelt worden. Es befanden sich da Lauben zum Schutze gegen die Sonne, und hohes blühendes Gesträuch, das in Gefäßen, gefüllt mit Erdreich, wurzelte.

Ein solches Gesträuch verbarg Perikles und Aspasia, als sie sich näherten, vor den Blicken des Jünglings und des Mädchens, welche überdies zu sehr in ihr Gespräch vertieft waren, als daß sie die Annäherung der beiden hätten bemerken sollen.

Perikles und Aspasia standen unwillkürlich einen Augenblick still, betroffen durch den Anblick. Sie hatten niemals

vorher bemerkt, daß Manes und Kora sich miteinander unterredet, daß eines des andern Gesellschaft gesucht hätte.

Schweigsam und zurückhaltend wie gegen alle Welt waren sie auch gegeneinander gewesen.

Es war an sich selbst eine wunderliche Szene, welche das Auge wohl auf sich zu ziehen vermochte, einen traurigen Satyr und eine schwermütige Bacchantin miteinander sich unterreden zu sehen.

Kora erzählte dem Jüngling von ihrer arkadischen Heimat, von den schönen Bergwäldern, von den Schildkröten, vom Gotte Pan, von den stymphalischen Vögeln, von den Jagden der wilden Tiere.

Manes hörte mit großer Spannung zu. „Du bist sehr glücklich, Kora," sagte er dann, „daß du alles dieses so klar in deiner Seele hast, und dich daran beständig erinnern kannst. Mir ist, wenn ich wache, gar nichts erinnerlich von meiner Heimat und von meiner Kinderzeit. Nur in Träumen finde ich mich zuweilen versetzt in tiefe rauschende Wälder, oder ich sehe rauhe Männer, in zottige Vliese gekleidet, auf schnellen Rossen sitzend und dahinsprengend über die Ebene. Ich bin dann immer den Tag über sehr traurig, wenn ich solche Träume gehabt habe, und an einer Art von Heimweh krank' ich, obwohl ich keine Heimat habe, und nicht wüßte, wohin ich zuerst meine Schritte lenken müßte, wenn ich sie aufsuchen wollte. Nur daß ich nordwärts gehen müßte, immer nordwärts, dies weiß ich, und es träumt mir auch oft, daß ich nordwärts wandere, immer nordwärts in eine unendliche Ferne. Du bist gewiß doppelt betrübt, Kora, daß du nicht in deine Heimat zurückkehren kannst, weil du sie ja kennst, und auch deine Erzeuger, und sie immer leicht wiederzufinden wüßtest. Sag mir's, Kora, wenn du zurückkehren willst in deine Heimat, ich führe dich heimlich dahin, und bleibe dann auch dort, denn ich bin doch jung und stark. Warum sollt' ich nicht mit den arkadischen Männern zusammenleben und die wilden Tiere mit ihnen jagen?"

„Nein, Manes," sagte das Mädchen, „nach Arkadien

sollst du nicht gehen, weil dich ja deine Sehnsucht gegen den Norden zieht. Nein, ich möchte durchaus nicht, daß du nach Arkadien zögest, weil du dich gewiß immer nach deiner Heimat sehnen würdest. Du mußt gegen den Hellespont hinwandern und dann immer weiter gegen Norden, dann findest du gewiß deine Heimat, und vielleicht gar ein Königreich . . ."

„Ich möchte wohl gerne gegen den Norden hinwandern," sagte Manes, „aber ich würde traurig sein, wenn ich daran dächte, daß du hier bist und dich vergebens heim nach Arkadien sehnst."

Kora blickte nachdenklich zu Boden und nach einer kleinen Pause sagte sie:

„Ich weiß nicht, wie es kommt, Manes, daß ich ebenso gerne gegen Norden ziehen würde, wie nach Arkadien, wenn wir mitsammen wanderten. Und mir ist, als wäre überall, wohin wir mitsammen gingen, Arkadien . . ."

Bei diesen Worten des Mädchens errötete Manes, und seine Hand zitterte wieder, wie immer, wenn er von einer großen und dabei schüchternen inneren Bewegung sich ergriffen fühlte, und er vermochte anfangs gar nichts zu sagen; erst nach einer Pause begann er wieder:

„Aber du willst gewiß viel lieber nach Arkadien gehen, Kora, zu den Deinigen! Ich will ja gerne dich begleiten und ein Hirt werden, und mir ist, als fände ich überall, wohin ich dich begleite, meine Heimat wieder und sogar ein Königreich . . ."

Hier stockte er und errötete wieder. Von der Straße herauf scholl der tobende Lärm eines vorbeiziehenden Bacchantenschwarmes. Fackeln erglänzten, heller Freudengesang ertönte, die Luft jauchzte in entfesselter Freiheit — hier oben aber standen der Jüngling und das Mädchen sich mit kranken Herzen blaß und stumm und verschämt gegenüber, und keines wagte die Hand des andern zu fassen, und selbst das Auge schlugen sie voreinander schüchtern zu Boden — der Satyr und die Bacchantin!

„Sie lieben sich!“ sagte Perikles zu Aspasia. „Sie lieben sich, diese beiden: aber mit einer wunderlichen Art von Liebe, wie es scheint. Es ist, als ob sie sich ganz und gar nur mit den Seelen liebten. — Sie sprechen nur immer von Opfern, die sie einander bringen möchten . . .“

„In der Tat,“ versetzte Aspasia, „mit einer Art von Liebe lieben sich diese beiden, wie nur Manes und Kora sie erfinden konnten. Sie haben durch die Liebe alle Munterkeit verloren, sie sind bleich und krank, sie sind traurig, und obgleich sie wissen, daß sie einander lieben, haben sie doch keinen Genuß von ihrer wechselseitigen Liebe, denn sie wagen es gar nicht einmal, sich die Hände zu reichen, geschweige sich zu küssen.“

„Es ist eine verschämte Liebe,“ sagte Perikles, „eine keusche, eine schmerzliche, eine selbstlose, eine entsagende, eine opferwillige Liebe. Vielleicht ersetzt diese Art von Liebe durch Bestand und schönes Gleichmaß, was ihr fehle an wonneschauerndem Göttergenusse. Vielleicht trifft von ihr weniger zu, was du früher von der Liebe behauptet hast, daß sie dem blinden Naturlauf unterworfen sei . . .“

„Eine Krankheit ist diese traurige Liebe!“ rief Aspasia erregt. „Wehe dem Tage, an welchem sie erfunden worden! Nicht aus dem morgenroten Meere, sondern aus den arkadischen Styxgewässern stieg diese neue, mit weißen Rosen bekränzte, bleichwangige Aphrodite! Diese Art von schmerzlicher, leidenschaftlicher Liebe ist so schlimm, wie Krieg und Pest und Hunger für die Menschen. Zu Eleusis habe ich diese Art von Liebe unter dem Gefolge des Thanatos gesehen, und dieser Gedanke war der einzige, der mir gefiel, dort in den eulisinischen Weihegrüften!“

Nun traten Perikles und Aspasia hervor, und Aspasia führte das arkadische Mädchen mit sich hinab ins Haus.

Am Abende desselben Tages fand im Hause des Perikles ein kleines Gelage statt, wie es die dionysische Festzeit mit sich brachte in den Häusern aller athenischen Bürger. Einige

Gäste waren da, unter ihnen Kallimachos mit Philandra und Pasikompsa.

Man hatte diesmal nicht im gewöhnlichen Speisesaale des Hauses, sondern im kühleren und geräumigeren Peristyl sich versammelt, wo die Lüfte der lauen Frühlingsnacht von oben erquickend hereinwehten.

Perikles hatte, wie es seine Art war, sich früh zurückgezogen.

Plötzlich kam der junge Alkibiades mit einigen seiner Freunde. Er stürmte in ausgelassener Festlaune beinahe die Pforte des Hauses und nahm, mit seinen Gefährten eindringend, sofort Platz unter den schon Versammelten.

Bei seinem Eintritt flüchtete Kora sich sogleich ängstlich ins Innere des Hauses.

Als Alkibiades dies merkte, gedachte er bei der reizenden Simaitha sich schadlos zu halten. Diese aber wies ihn stolz von sich. Sie verachtete ihn, seit er soweit sich erniedrigt hatte, das arkadische Hirtenmädchen mit Gewaltsamkeiten zu verfolgen in toller Liebeslaune. Auch die übrigen Mädchen erwiesen aus gleichem Grunde sich trotzig gegen ihn. Lange bemühte er sich, die Grollenden umzustimmen, aber vergeblich.

„Wie?“ rief er zuletzt, „Kora entläuft vor mir, spröde wie eine Fackeldistel, wenn der heiße Sommer sie dürr macht — Simaitha kehrt mir den Rücken — die gesamte Schule Aspasias blickt ernst und runzelt die Stirnfalten, wie der alte Anaxagoras — wohlan! Wenn ihr alle mich zurückweist, so werde ich an die holde Hipparete mich halten, des Hipponikos züchtiges, verschämtes, reizvoll blühendes Töchterlein!“

„Tue das immerhin!“ sagte Simaitha.

„Ich werde es!“ rief Alkibiades; „du sollst mich nicht vergebens aufgefordert haben, Simaitha! Alkibiades läßt nicht mit sich scherzen! Ich gehe morgen mit dem Frühesten zu Hipponikos und begehre von ihm sein Töchterlein. Ich verheirate mich, werde tugendhaft, entsage allen tollen Ver-

gnügungen, und vertreibe mir die Zeit damit, Sizilien zu erobern und die Athener nach meiner Pfeife tanzen zu lassen!"

„Hipponikos wird dir seine Tochter nicht geben!" rief der junge Kallias; „er hält dich für einen zu großen Taugenichts!"

Lachend stimmten die übrigen Genossen ein: „Hipponikos wird dir seine Tochter nicht geben, du bist ein allzu großer Taugenichts!"

„Hipponikos wird mir seine Tochter geben," rief Alkibiades mit Nachdruck, „auch wenn ich unmittelbar zuvor ihn geohrfeigt haben sollte. Wollt ihr euch in eine Wette mit mir einlassen? Ich mache mich anheischig, den Hipponikos zu ohrfeigen und dann um seine Tochter bei ihm anzuhalten. Und er wird sie mir geben."

„Du bist ein Prahler!" riefen die Freunde.

„Es gilt die Wette!" entgegnete Alkibiades. „Tausend Drachmen, wenn es euch gefällig ist."

„Es gilt!" riefen Kallias und Demos.

Alkibiades reichte den Freunden die Hand hin, und diese schlugen ein. Es galt die Wette von tausend Drachmen.

„Warum sollte ich nicht in mich gehen und tugendhaft werden," rief Alkibiades, „da rings um mich her so viele traurige Zeichen und Wunder sich begeben? Nicht genug, daß Kora vor mir flüchtet, Simaitha sich von mir lossagt, Theodota wahnsinnig geworden, mußte ich nicht auch erleben, meinen ältesten und besten Freund zu verlieren? Er hat mir die Treue gebrochen und eine Frau genommen."

„Von wem sprichst du?" fragten einige.

„Von wem anders, als von Sokrates?" entgegnete Alkibiades.

„Wie? Sokrates hat sich verheiratet?" fragte Aspasia.

„So ist es!" erwiderte Alkibiades; „in aller Stille hat er dieser Tage eine Frau genommen. Gebt ihn auf, ihr seht ihn niemals wieder!"

„Wie kam das nur?" fragte Aspasia weiter, „mir ist noch nichts davon zu Ohren gekommen."

„Es mögen etwa zwei Wochen verstrichen sein,“ sagte Alkibiades, „da stand ich in einer der stillsten Gassen drüben am Ilissos im Gespräch mit einem Freunde, dem ich da zufällig begegnete. Plötzlich öffnet sich die blumengeschmückte Tür eines Hauses und ein Zug von Flötenspielern und Sängern, mit Fackeln in den Händen und bekränzt, tritt heraus. Diesen folgt eine verschleierte Braut, einherschreitend zwischen dem Bräutigam und dem Brautführer. Die drei besteigen einen vor dem Hause stehenden, mit Maultieren bespannten Wagen und nehmen Platz auf demselben. Mittlerweile kommt die Brautmutter mit der Fackel nach, die sie am Herdfeuer des Brauthauses angezündet; ihr schließt das übrige, weißgekleidete fackelntragende und bekränzte Geleite sich an, der Wagen setzt sich in Bewegung und fort geht es die Straße hinab bis zum Hause des Bräutigams mit Flötenspiel und Gesang und fröhlichem Jauchzen und Springen. Der Bräutigam aber war kein anderer als Sokrates, der Freund Aspasias, sein Brautführer der Weiberfeind Euripides.“

„Und die Braut?“ fragten viele.

„Eines schlichten Mannes schlichtes Kind,“ versetzte Alkibiades, „das aber des Hauswesens Zügel sofort ergriff wie mit ehernen Händen, und sich auf die Kunst versteht, mit dem wenigen hauszuhalten, was Sokrates von seinem väterlichen Erbe noch besitzt. Sokrates verheiratet! Der arme Wahrheitsucher! Die Wahrheit hat er gesucht, und hat — ein Weib gefunden! Ich wiederhole euch, es geschehen Zeichen und Wunder! Die alte Welt will, scheint es, aus den Fugen gehen. Sokrates verheiratet — die lustige Theodota wahnsinnig — nehmt nun noch dazu, daß auf Ägina und in Eleusis, wie man sagt, einige Fälle der Pest vorgekommen, die schon längere Zeit am ägyptischen Gestade spukt, und daß man heute auf der Agora eine verdächtige Satyrmaske bemerkt haben will, unter welcher, meint man, sich Thanatos, oder die Pest, oder sonst etwas Grausenhaftes eingeschlichen — nehmt das alles zusammen, und ihr werdet

zugestehen müssen, daß es langweilig zu werden droht in der Stadt der Athener. Wenn nun gar noch ich die Tochter des Hipponikos heirate, so färbt der hellenische Himmel sich grau wie ein Aschenhaufe. Aber heute wollen wir noch fröhlich sein — beim Eros mit dem Donnerkeil! Nicht länger geschmollt, Mädchen! Laßt uns einen lustig-tollen Krieg beginnen wider die trübseligen Mächte, die uns bedrohen! Laßt uns ein spöttisches Schnippchen schlagen allen Zeichen und Wundern! Und wenn frohe Lust aus ganz Hellas verschwunden wäre, in diesem Kreise müßte sie noch zu finden sein. Habe ich nicht recht, Aspasia?"

„Du hast recht!" versetzte Aspasia; „im Kampfe wider alles Trübselige sind wir Bundesgenossen."

So sprach sie, und ließ neue Becher bringen, und im Mischkrug schäumten die köstlichen Fluten wieder auf, geleert und wieder geleert wurden die funkelnden Pokale. Heller Scherz, Gelächter und Freudengesang durchschallte das Peristyl, und Alkibiades sprühte von Funken dionysischen Geistes.

So war es Mitternacht geworden. Plötzlich öffnet sich im Hintergrunde eine Tür, die ins Peristyl mündet. Aus der Tür kommt langsam wie ein Gespenst mit geschlossenen Augen Manes geschritten — Manes, der Traumwandler! — Er war dem Gelage fern geblieben und hatte sein stilles Lager aufgesucht. Nun aber hatte die unheimliche Sucht den Schlummernden wieder vom Pfühl seiner Ruhe gezogen.

Bei dem Anblicke des mit geschlossenen Augen das Peristyl Durchwandelnden verstummte die helle Fröhlichkeit, und alles blickte, von leisem Schauer ergriffen, stumm nach dem gespenstigen Waller —

Nachdem er das Peristyl durchschritten, wendete er sich der Treppe zu, welche emporführte zum flachen Dache des Hauses. Über diese Treppe stieg er sicheren Schrittes hinan, und verschwand alsbald den Augen der bei dem Gelage Versammelten. Ihm zu folgen beschloß die Mehrzahl der Zechgenossen, nachdem der erste Schauder überwunden war.

„So straft Dionysos diejenigen," rief Alkibiades, „welche

seinem heiteren Freudendienst widerstreben. Wir wollen den Verächter des Gottes bekehren! Kommt! wir wollen ihn wecken und dann ihn mit Gewalt zu unserem Gelage ziehen!"

Damit setzte der größere Teil der Zechgenossen sich in Bewegung und nahm den Weg nach der Dachterrasse des Hauses.

Als sie dort angelangt, stellte sich ihnen ein Anblick dar, der neuerdings das Grausen in ihrer Brust entfesselte.

Manes wandelte auf einem erhöhten, etwas abschüssigen Vorsprunge des Daches, hart am äußersten, abfallenden Rande des Vorsprunges selbst, an einer Stelle, wo nur die Mondsucht mit geschlossenen Augen wandeln konnte, jeder Wache aber schwindelnd in die Tiefe stürzen mußte.

Inzwischen waren auch die übrigen Hausgenossen auf die Kunde, daß Manes traumwandle, herbeigeeilt.

Auch Perikles erschien.

Auch er schauderte, als er den Jüngling erblickte und sagte:

„Wenn er in diesem Augenblick erwacht, so stürzt er rettungslos in die Tiefe. Sich ihm rettend zu nähern, aber ist an jener Stelle unmöglich!"

Eben als Perikles diese Worte sprach, kam auch Kora herbei.

Entsetzt, totenbleich, die großen rundlichen Augen weit geöffnet, das Gesicht umflogen von dem aufgelösten Gelock ihres Hauptes, starrte Kora nach dem Traumwandler. Die Worte des Perikles vernehmend, zuckte sie einen Augenblick schaudernd zusammen, dann aber stürzte sie wie beflügelt nach der Stelle hin, wo Manes wandelte, schwang über den erhöhten Vorsprung sich empor, tat sicheren Fußes, ohne zu schwindeln, einige Schritte abwärts auf der abschüssigen gefährlichen Bahn, faßte die Hand des Jünglings und riß ihn zurück von der äußersten Zinne, zurück bis dorthin, wo sie den sicheren Boden unter sich fühlte.

Erst als Manes gerettet war, überwältigte sie der Schwindel, und ohnmächtig sank sie zusammen.

Jetzt war es Manes, der, erwachend und die Augen aufschlagend, angstvoll das Mädchen umfaßte und es weiter hinabtrug in seinen Armen, bis es sein Bewußtsein wiedergewann, und halb erschrocken, halb beschämt, errötend von dannen eilte.

Die Genossen des Gelages hatten diese Szene verfolgt mit staunenden Augen. Jetzt umringten sie den Manes und führten ihn unter fröhlichem, ermunterndem Zuspruch hinab ins Peristyl.

Nur Perikles blieb einen Augenblick mit Aspasia zurück.

„Wie bedaure ich," sagte Perikles zu Aspasia, „daß Sokrates nicht Zeuge dieser Szene gewesen!"

„Warum bedauerst du dies?" fragte Aspasia.

„Er würde nun wohl endlich", erwiderte Perikles, „erfahren zu haben glauben, was die Liebe ist . . ."

Aspasia schwieg einen Augenblick, in den Mienen des Perikles forschend. Dann sagte sie: „Und du?"

Perikles erwiderte:

„Mich beschämt und verwirrt dies Paar ein wenig. Es ist, als ob es sagen wollte: Tretet ab, ihr beide, von der Bühne, und räumet uns den Platz!"

Noch einmal blickte Aspasia dem Perikles eine Zeitlang ins nachdenklich-ernste Gesicht. Dann sagte sie:

„Du bist kein Grieche mehr!"

Gering an Zahl waren die Worte, die da gewechselt worden, aber sie waren bedeutsam. Sie fielen schwerwiegend in die Wage des Schicksals.

Mit ihnen ereignete sich etwas wie ein geheimer Riß zwischen zwei hohen, einst so schön und innig verbündeten Seelen.

Ein lange vorbereiteter Einzug neuer, dunkler, trüber Gewalten: des Zweifels, des innern Zwiespalts in der Seele des Perikles war vollzogen.

Abschloß mit diesem kurzen Wortwechsel der langsame, geräuschlose Zusammenbruch von etwas Großem, Schönem und Herrlichem . . .

Mit den Worten: „Du bist kein Grieche mehr!“ hatte Aspasia von Perikles nach einem letzten, halb zürnenden, halb mitleidigen Blicke ihr Antlitz abgewendet.

Beide gingen schweigend hinab: Perikles in sein Gemach, Aspasia zurück zu den Gästen.

Inzwischen hatten die Zechgenossen vergebens sich bemüht, den jungen Manes bei ihrem Gelage festzuhalten und ihn zu des Freudengottes geziemendem Kult zu bekehren. Er hatte sich losgerissen und war zurückgekehrt in die inneren Gemächer des Hauses.

Nun erging man sich eine Zeitlang in Gesprächen über Kora, bewunderte ihren Mut, oder vielmehr die merkwürdige Gewalt einer Empfindung, einer Stimmung, einer Leidenschaft, unter deren Einfluß sie gehandelt hatte, durch welche sie gleichsam blind und bewußtlos hingerissen war, und welche für alle beinahe das Gepräge eines unlösbaren Rätsels hatte.

Und jetzt begann auch Alkibiades sein Bedauern auszusprechen, daß Sokrates dieser Szene nicht beigewohnt.

„Welch ein Festschmaus“, sagte er, „wäre dies für das Auge des Grüblers und Wahrheitsuchers gewesen, der schon über die alltäglichsten Dinge in tiefe Betrachtungen sich versenkt, und der nun wohl auch nicht ruhen würde, der Bedeutung dieses merkwürdigen Vorganges bis ins Innerste nachzuspüren. Ist er doch selbst eine Art von Traumwandler, ein von der Mondsucht der Philosophie Befallener, der die Augen schließt, um besser denken zu können, und dabei sich hinausverirrt auf schwindelnde Höhen. Nur daß keine Kora für ihn erscheint, die ihn mit weicher Hand von den Abgründen des Gedankens zurückzieht. Nun, ich will zu ihm gehen und ihm diese ganze Sache berichten, obgleich es fast eine Gefahr ist, den Sokrates in seiner Behausung aufzusuchen. Denn die junge Frau Xanthippe fürchtet immer, daß ich ihren Gatten verführe, und hat überhaupt ein mißgünstiges Auge auf mich geworfen. Als ich die Neuvermählten mit einigen Freunden besuchte, setzten wir sie schon in arge Verlegenheit, und das Weiblein stellte ein Geschrei

und Wehklagen darüber an, daß sie so vornehme Leute, wie wir seien, nicht gebührend bewirten könne. „Laß es nur gut sein," sagte Sokrates; „wenn es gute Leute sind, die uns besuchen, so werden sie zufrieden sein; wenn es böse sind, so kümmern wir uns nicht um sie!" — Das sind aber Reden, mit welchen er Xanthippe nur noch mehr in Harnisch bringt. Ich merkte gleich, daß sie im Hause die Herrschaft hatte. Nun machte ich mir erst recht den Scherz, aufs freieste mit ihrem Gatten zu reden und ihn zu überhäufen mit freundschaftlichen Liebkosungen. Seit dieser Zeit brennt sie vor Wut gegen mich, und als ich kürzlich ihrem Manne einen leckeren Kuchen ins Haus sandte, ging sie in ihrem Zorn so weit, denselben aus dem Korbe auf den Boden zu werfen und ihn mit den Füßen zu zertreten. Und Sokrates? Der wagte bloß zu sagen: „Was hast du jetzt davon? Hättest du den leckeren Kuchen nicht zertreten, so hättest du ihn essen können!" — O Jammer! Es scheint, daß zu Athen die weisesten Männer die Weiber nicht mehr zu behandeln verstehen!" — „Bei meinem Dämon," fuhr Alkibiades fort, nachdem er seinen Becher geleert, „ich wiederhole es, die Welt geht aus den Fugen! Delos erschüttert, Theodota wahnsinnig, die Weisen gezaust von ihren Weibern, ich selbst auf dem Punkte, um die Tochter des Hipponikos anzuhalten, Sabaziosdiener in den Straßen, Mondsüchtige auf den Dächern, der Peloponnesos in Waffen, zu Lemnos und auf dem nahen Ägina die Pest . . ."

„Vergiß nicht die Sonnenfinsternis," fiel hier Demos ein; „auch ist zu erwähnen, daß, wie man hört, ein Spukgeist umgeht im Hause des Hipponikos . . ."

„Ist dies wahr?" fragten alle den anwesenden Kallias, des Hipponikos Sohn.

„So ist es in der Tat!" erwiderte dieser, und erzählte, daß wirklich ein Spuk sich zeige in seiner Vaters Hause, und daß Hipponikos tiefsinnig und bleich und mager geworden, daß ihm der köstlichste Bissen nicht mehr behage, und daß des Nachts der Alp sich auf ihn lege.

„Da habt ihr's," rief Alkibiades — „also auch Sonnenfinsternisse und Spukgeister in den Häusern alter lustiger Lebemänner. Hole der Geier die Welt, wenn sie anfängt, in solcher Weise sich zu verdüstern. Noch einmal, Freunde, wohlauf zum Kampfe gegen die Trübseligkeiten der Zeiten, welche hereinzubrechen drohen!"

„Bedarf es einer Aufforderung?" rief der junge Kallias. „Beim Herakles! Haben wir nicht diese ganze Festzeit über das Unsere getan, wie nie zuvor? Warfen wir nicht den Metragyrten ins Barathron? Betrugen wir uns nicht vollauf so, wie man es von den lustigen Ithyphallern erwarten konnte? Und hatten wir nicht die ganze Athenerjugend hinter uns? Gab es mutwilligere Dionysien jemals zu Athen als die gegenwärtigen? Habt ihr das Volk jemals so munter und so toll gesehen? Ist der Wein jemals in reicheren Strömen geflossen? Ist jemals eine größere Anzahl junger Mädchen im Gedränge verführt worden? Wimmelte es jemals mehr zu Athen von bereitwilligen Freudenpriesterinnen? Und waren sie jemals mehr gesucht? Was redest du von trübseligen Zeiten, Alkibiades? Es ist eine l u s t i g e Zeit, sag' ich. Die Welt schreitet vorwärts in der Fröhlichkeit, nicht rückwärts, wie du meinst. Und was da immer drohen mag, sie wird nur immer fröhlicher werden! Und so geziemt sich's auch! Hoch lebe die Lust!"

„Hoch lebe die Lust!" schallte es zurück und die Becher klangen zusammen.

„Kallias, trefflicher Junge, laß dich umarmen!" rief Alkibiades und küßte den Freund. „So will ich dich und euch alle reden hören! Es lebe die Lust! Und damit sie ewig lebe und wachse und gedeihe im Volke der Athener, müssen die Ithyphaller einträchtig zusammenhalten mit der Schule, welche Aspasia gestiftet. Auf die Ithyphaller und auf die Schule Aspasias gegründet ist die feste Burg der Heiterkeit und aller reizenden Ausgelassenheit und alles fröhlichen Mutwillens! Darum nicht geschmollt, Simaitha! Nicht getrotzt, Prasina! Nicht das Mäulchen verzogen, Drosis, gegen Alki-

biades! Lächle wieder, Simaitha! Du bist niemals reizender gewesen als heute. Beim Zeus! Für das ganze, volle, reizende Lächeln deines Mundes will ich die tausend Drachmen, die ich gewettet habe, verlieren, und das Töchterlein des Hipponikos noch eine Weile warten lassen!"

Nun wandte sich alles zu Simaitha und sprach ihr zu, sich mit Alkibiades zu versöhnen.

Aspasia selbst mischte sich in die Sache. „Grolle dem Alkibiades nicht länger!" sagte sie. „Wenn er behauptet, daß die Schule der Aspasia gute Freundschaft halten müsse, mit der Ithyphaller-Genossenschaft, so mag er recht haben, doch nur insofern, als die Ausgelassenheit der Ithyphaller gezähmt und gezügelt werden muß durch anmutige Frauenhände. Wir müssen uns dieser Ithyphaller annehmen, um ihnen den Zaum des rechten und schönen Maßes aufzulegen, damit das heitere Reich der Freude nicht im Wüsten und Rohen untergehe."

„Wir unterwerfen uns euch!" rief Alkibiades. „Wir wollen Simaitha zur Königin im Reiche der Freude mit unbeschränkter Gewalt erwählen . . ."

„Das wollen wir!" hallte es in der Runde nach. „Warum sollten die Ithyphaller sich nicht zügeln lassen von so reizenden Händchen?"

In heller Fröhlichkeit wurde die lächelnde, reizstrahlende Simaitha ausgerufen zur Trinkkönigin und zur siegreich waltenden Beherrscherin des Reiches der Freude.

Man errichtete für sie einen herrlichen, mit Blumen reich bekränzten Thron, man hüllte sie in Purpurgewande, ein goldenes Diadem wurde in ihre Locken gedrückt, mit Rosen und Veilchenkränzen wurde ihr Leib umschlungen.

Sie strahlte im vollen unvergleichlichen Zauber ihrer Jugend und Schönheit — eine echte Königin. Selbst Aspasias Auge hing an ihr mit Bewunderung.

„Aspasia beherrscht die Gegenwart," rief Alkibiades, „dir, Simaitha, gehört die Zukunft!"

Die Becher wurden gefüllt mit berauschendem Trank und geleert zu Ehren der strahlenden Freudenkönigin.

„Von dieser Königin beherrscht," riefen die Jünglinge, „wird das Reich der Freude sich verbreiten über den Erdkreis!"

„Kallias und Demos, nehmt eure tausend Drachmen in Empfang!" rief Alkibiades. „Ich gebe die Wette verloren. Ich gehe morgen noch nicht zu Hipponikos. Der Fürst der Ithyphaller schließt einen neuen Bund mit der Königin der Schönheit und der Freude! — Den Göttern sei Dank! Sie lächelt wieder, und ihre Zähne schimmern dabei wie eine Marmorsäule des Parthenon!"

Damit näherte der bekränzte, von Wein und Liebesverlangen berauschte, verwegene Jüngling sich dem königlich geschmückten, reizvoll prangenden Mädchen, schlang unter dem Jubel seiner Gefährten den Arm um sie und wollte das geschlossene Bündnis mit einem Kusse besiegeln.

In diesem Augenblicke fiel allen, welche Simaitha anblickten, eine heftige Röte auf, die ihr Gesicht überströmte. Sie wehrte mit ausgestreckter Hand die Annäherung des Alkibiades ab und klagte, daß eine plötzliche flammende Hitze ihr Haupt ergriffen habe.

Zugleich schienen ihre von der Glut getrockneten Lippen nach Labung zu lechzen.

Man reichte ihr einen mit Wein gefüllten Becher, sie stieß ihn zurück und verlangte nach der Erquickung kühlenden Wassers — sie stürzte Becher auf Becher der kühlen Flut hinab, aber es war, als ob nur schwache Tropfen auf eine Masse glühenden Erzes fielen.

Nun merkte man auch, daß ihre Augen, mit Blut unterlaufen, sich röteten.

Die Zunge des Mädchens wurde schwer — rauh, heiser klang ihre Stimme — über brennende Schwellung des Schlundes, der Mundhöhle, der Zunge begann sie zu klagen.

Ausbrach zugleich ein drängendes Angstgefühl — krampfige Bewegungen erfaßten die Gelenke der Hände, der ganze Körper zitterte, dünner, kalter Schweiß bedeckte die Glieder.

Man wollte sie fortführen in ihr Gemach, auf ihr Lager; aber wie gehetzt von der wilden Beängstigung, verlangte sie in einen Brunnen, in ein tiefes, kühles Gewässer sich zu stürzen — hinwegeilen wollte sie, einer Rasenden ähnlich — nur mit Gewalt wurde sie zurückgehalten.

Man hatte den Perikles herbeigerufen.

Er erschien. Er sah den Zustand des Mädchens und erbleichte.

„Entfernt euch!" sagte er zu den Genossen des Gelages.

Diesen waren die Häupter noch halb umnebelt von der bacchantischen Berauschung.

„Warum entsetzt der Zustand des Mädchens dich so sehr?" riefen sie. „Hast du ihr Übel erkannt, so sprich!"

„Entfernt euch!" wiederholte Perikles.

„Was ist's, was ist's?" rief Alkibiades.

„Die Pest!" sagte Perikles dumpf und leise.

So still das Wort gesprochen war, es fiel wie ein Wetterschlag in die Versammlung.

Alles verstummte, erbleichte, stob auseinander.

Die Mädchen begannen zu wehklagen — Aspasia selbst war todesbleich und bemühte sich zitternd um den verlorenen Liebling.

Das Mädchen wurde hinweggebracht. Die Zechgenossen begannen sich bestürzt und stumm zu entfernen.

Nur Alkibiades gewann seine Fassung wieder, er, der trunkenste von allen.

„So sollen wir uns überwunden geben den finsteren Mächten?" rief er, einen Becher ergreifend. „Vergebens wäre unser Kampf gewesen? — Was stiebt ihr auseinander, Freunde? Feiglinge, die ihr seid? Wenn ihr alle verzagt, und euch schmählich überwunden gebt, ich ergebe mich nicht! Ich trotze auch der Pest und allen Schrecken des Hades!"

In diesem Tone sprach er fort, bis er zuletzt merkte, daß er ganz allein stand im verödeten Peristyl, unter zerstreuten Kränzen und halbgeleerten oder umgestürzten Bechern.

Er blickte um sich mit glasigen Augen. „Heda, wo seid ihr,“ rief er, „lustige Ithyphaller?“

„Allein!“ fuhr er fort — „ganz allein! — Sie haben mich alle verlassen — alle! — Das Reich der Freude ist verödet — die düsteren Gewalten siegen — —“

„Es sei!“ rief er zuletzt, den Becher von sich schleudernd. „Fahr' wohl, schöne Jugendlust! — Ich gehe zu Hipponikos!“

---

24. Der Satyr und die Bacchantin.

In jener ereignisreichen Nacht, in welcher Simaitha gekrönt wurde als Königin der Freude beim fröhlichen Gelage im Hause des Perikles, und der Fackelschein schwärmender Bacchanten aufglänzte in allen Straßen von Athen, in eben jener Nacht saß oben auf der einsamen stillen Akropolis, auf dem umdunkelten Giebel des Parthenon, ein Unglücksvogel, eine düster blickende Eule, und ließ wiederholt ihren nächtlichen, schauerlichen, unheilkündenden Klageton ertönen.

Aus den Gassen der Stadt herauf klang gedämpft der Freudenlärm, und in diesen mischte sich seltsam der nächtliche Ruf der Eule vom Giebel des Parthenon.

Weit hinaus klang er in die dunkle Ferne von den Zinnen der Akropolis wie eine Todesbotschaft.

Und er war in der Tat eine solche.

Denn eben in diesem Augenblicke, als der junge Alkibiades und seine Genossen auf dem Gipfel fröhlichen Übermutes ihre Becher erhoben bei dem Gelage im Hause des Perikles, und der reizstrahlenden Königin der Freude zutranken — in demselben Augenblicke starb Pheidias im Kerker; — in demselben Augenblicke hauchte der unsterbliche Meister des Parthenon, seit geraumer Zeit von verzehrender Krankheit ergriffen, einsam seine große Seele aus.

In jener Stunde aber, in welcher die erhabenste Griechen-

seele des ruhmreichsten athenischen Schaffens Mittelpunkt, in dunkler Kerkernacht erlosch, und Aspasia dem Perikles die Worte zurief: „Du bist kein Grieche mehr!“ — in jener Stunde war es, als ginge ein Riß nicht bloß durch des Perikles und der Aspasia Freudenbund, sondern durchs Herz der Hellenenwelt — als verdunkele sich ihr Stern; und neben dem siegreichen Ruf der Eule auf dem Parthenon klang es wie ein schadenfrohes Gekicher böser Dämonen aus den Lüften über der Höhe der Akropolis.

Der Erechtheuspriester erwachte bei jenem Eulenrufe auf seinem nächtlichen Lager. Es war ihm, als laute der Eulenruf: „Wohlauf, deine Zeit ist gekommen!“

Und die Dämonen flüsterten einander zu: „Nun endlich ist uns die Gewalt gegeben, hervorzubrechen! — Wohlauf, lassen wir uns nieder auf Athen, nieder auf Hellas!“

An der Spitze dieses Reigens von Unglücksdämonen flogen die Zwietracht und die Pest.

Diese letztere breitete ihre schwarzen Fittiche aus und flog allen übrigen voran, hin über die nachtumdunkelte, aber vom bacchischen Lärm durchhallte Stadt der Athener.

Sie spähte nach der Stelle, wo die Festlust am hellsten aufschäumte — sie fand diese Stelle, und stürzte wie ein Geier sich hinab auf die reizstrahlende junge Königin der Freude im Hause des Perikles . . .

Das am schönsten aufblühende jugendliche Hellenenweib, welchem, wie Alkibiades meinte, die Zukunft gehörte, war die erste Beute des Dämons.

Zeiten gibt es, wo mit innerem Verderb, mit den Umwälzungen der sittlichen Natur, mit Verwirrung und Entartung sich das Eintreten großer physischer Übel vereinigt, wo die Harmonie und Ordnung der geistigen Welt und der leiblichen zugleich gestört erscheint.

Eine solche Zeit brach jetzt herein für Athen, brach herein für ganz Hellas.

Dem innerlich schleichenden Verderb des Bürgertums, wie

es langsam und allmählich vorbereitet war durch wachsende Üppigkeit und Genußsucht, durch das Überhandnehmen wüster Demagogie, zumeist aber durch den natürlichen Verlauf der menschlichen Dinge, welcher mit Notwendigkeit von der Blüte zum Verfall und zur Entartung führt — diesem inneren Verderb gesellte sich der Ausbruch blutiger Fehde unter den Stämmen von Hellas, aus welcher zuletzt niemand als Sieger hervorging, sondern das Wohl und die Freiheit aller gemeinsam unterging, gesellten sich die Greuel der Pest, der menschenvertilgenden Seuche.

Die hellenische „Kalokagathia" sollte erschüttert werden — nicht mehr sollte es „eine gesunde Seele in gesundem Leibe" sein, wessen das hellenische Leben sich rühmen durfte.

Rasch hatte die Kunde des ersten Pestfalles im Hause des Perikles die ganze Stadt der Athener durchlaufen, und Platz machte sofort die ausgelassene bacchische Lust der bleichen Angst, der lähmenden Sorge.

Andere tödliche Pfeile des Würgengels folgten, und in wenigen Tagen wütete schon die Seuche, alle ihre Schrecken entfaltend.

Wie es bei Simaitha geschehen, pflegte die Krankheit mit großer Erhitzung des Hauptes auszubrechen, zugleich mit entzündlicher Schwellung im Schlunde. Blutiger Eiter wurde ausgesondert aus dem Rachen, aus der Mundhöhle, sogar aus der Zunge. Dann wurde die Brust ergriffen, und ein heftiger Husten stieß wenigen und dünnen Speichel mühsam aus. Gewaltiges Ohrensausen trat hinzu, Krämpfe der Hand, Zittern des ganzen Leibes, Angstgefühl und Unruhe, bis zur Tollheit sich steigernd, verzehrender Durst, innere Hitze, so stark, daß sie manche in die Zisternen trieb. Zuweilen auch in die Eingeweide hinabsteigend, verursachte die Krankheit heftiges Erbrechen. Gerötet war die Haut, zuweilen dunkelblau, Geschwüre und Blasen traten darauf hervor. Doch fehlten, wie es scheint, bei dieser, wie bei den übrigen Pestseuchen, von welchen aus dem Altertume berichtet wird, jene Beulen, welche bekannt sind als das vornehmste

Kennzeichen der morgenländischen Pest, der in späteren Zeiten gefürchteten Geißel der Völker.

Bis gegen den achten Tag zog die Krankheit meist sich hin; dann erfolgte der Tod bei hohlen Augen, spitzer Nase, kalt und rauh anzufühlendem Körper. Nicht leichten Kaufes kamen selbst die Genesenden davon. Denn bis in die äußersten Gliedmaßen verbreitete sich manches Mal das Verderben: Füße, Hände und andere Glieder starben ab, gelähmt oder ergriffen von brandiger Zerstörung. Auch das Augenlicht ging nicht selten verloren. Das Gedächtnis litt und die Verstandeskraft, blödsinnig blieben manche Genesene, und es gab welche, die, wieder erstehend vom Krankenlager, sich selbst auf ihre Namen nicht mehr besannen.

Wirkungslos blieben alle Heilmittel. Auf des Hippokrates Rat wurden große Feuer angezündet, da man bemerkt haben wollte, daß Schmiede, beständig in der Nähe des Feuers arbeitend, seltener erkrankten.

Aber die Gewalt des Übels nahm nur immer zu. Da die Wissenschaft sich ohnmächtig erwies, suchte man Hilfe bei dem Aberglauben. Niemals wurden die unzähligen Gebräuche der Sühnungen, Reinigungen, Beschwörungen, welche den Hellenen zu Gebote standen, eifriger geübt.

In den ersten Wochen war die Stadt durchhallt von Totenklagen, erfüllt von Leichenzügen, welche die von der Seuche Dahingerafften zur Bestattung in Gräbern oder zu den Scheiterhaufen hinausgeleiteten.

Als aber das Sterben überhandnahm, und die Ansteckung, welche von Kranken oder Leichnamen ausging, Angst und Entsetzen verbreitete, auch viele verlassen und einsam in verödeten Häusern oder selbst in den Straßen dahinstarben, da wurden die geheiligten Gebräuche vernachlässigt. Nicht mehr wurde dem Toten sein Obolus für den unterweltlichen Fährmann in den Mund gesteckt, nicht mehr wurde ihm der Kuchen zur Beschwichtigung des Höllenhundes in die Hand gedrückt, nicht mehr wurde er sorgfältig gebadet und mit wohlriechender Salbe eingerieben, nicht mehr schön bekleidet

und bekränzt mit Eppich auf einem Lager im Peristyl des Hauses ausgestellt, nicht mehr gingen laut Wehklagende dem Leichenzug voran, nicht mehr wurde er geehrt durch ein langes Geleit von Trauernden, durch Totenmahle und Totenopfer, durch die sonst von Überlebenden getragenen dunkeln Trauergewande: eilig und klanglos, und fast ohne Geleite, trug man sie hinaus, die zahllosen Leichname, und verscharrte sie in die Gruben oder legte sie auf die Scheiterhaufen. Zuletzt aber geschah es, daß selbst diese Pflicht und Ehre der Toten, welche dem Hellenen immer als die heiligste von allen gegolten, versäumt wurde. In ausgestorbenen Behausungen blieben die letzten Leichen verwesend liegen. Man fand auch Tote in leeren Tempeln, wohin sie vielleicht sich geschleppt, um die Hilfe der Götter anzurufen; man fand auch viele bei den Brunnen, zu welchen sie, von innerer Glut verzehrt, sich gewälzt, um die vertrockneten Lippen zu laben; und damit auch das Äußerste des Grausens sich erfülle, fand man Leichen sogar in dem Gewässer der Zisternen selbst, in welches die tobenden und von innerem Brande Gehetzten sich gestürzt. Bald wurde das erquickende Naß aus den Brunnen nur mehr mit Argwohn und Schauder betrachtet — konnte es doch verunreinigt sein vom Greuel der Verwesung . . .

Leichname häuften sich in den Straßen von solchen, welche sich entweder selbst dorthin geschleppt, oder welche entseelt aus den Häusern herausgetragen und in verstohlener Hast hingeworfen, oder gar von den Dächern der Häuser, um sich ihrer nur rasch in verzweifelter Angst zu entledigen, hinabgeschleudert wurden.

Und wenn man dann diese Leichen zusammenraffte, dann verwirrte die Scheu des Hellenen vor der Berührung toter Leiber im Vereine mit der Angst vor der Ansteckung die Gemüter, und in blinder Hast wurden Sterbende unter die Toten, Besinnungslose unter Verwesende geworfen.

Und wo von Angehörigen ein Scheiterhaufen zur Verbrennung eines Verstorbenen errichtet war, da drängten

andere mit andern Toten sich herbei und wollten auch diese in dieselben Flammen werfen, bis der Brand erstickt wurde durch die Zahl der Leichen und ein wilder Kampf sich entspann um die brennenden Scheiter.

Zu bemerken glaubte man, daß nicht einmal Raubvögel und wilde Tiere, welche Äser suchen, die unbestatteten Pestleichen berührten. Taten sie es aber, so fielen sie selbst der Krankheit rasch zum Opfer und verendeten. Dies geschah auch häufig den Hunden.

Die Furcht vor Ansteckung entfremdete die Menschen einander. Die Agora verödete, die Ringschulen standen leer, das Volk wagte nicht mehr, sich auf der Pnyx zu versammeln. Die Pforten der Häuser waren entweder fest verschlossen, weil man alle Annäherung abwehrte, oder sie standen völlig offen, weil das Innere verödet war und ausgestorben. Selbst die Bande des Blutes löste der Schauder. Auch der Willkür der Sklaven sahen viele sich preisgegeben, indem dieselben jetzt für frühere Unterdrückung sich rächten durch Ungehorsam, Trotz, verweigerte Hilfe, Diebstahl, freche Plünderung.

Erbitterung wechselte in den Gemütern mit stumpfsinniger Ergebung. Nicht wenige aber trieb das Verlangen, sich zu betäuben, zu wilder Ausgelassenheit und dem Genuß ungezügelter Lüste. Man suchte Mut oder Vergessenheit in der Berauschung.

Als ein unerschrockener und als lachender Verächter der Gefahr trat der tolle Menon hervor. Dieser war überall zu finden, wo das äußerste Grausen der Seuche heimisch war. Am liebsten schien er unter Leichen zu weilen. Man sah ihn manches Mal auf einem Hügel von toten Leibern sitzen, sich gleichsam freuend des Unheils und das feige Volk verspottend, das vor den Leichen und vor ihm selbst, dem Verpesteten, entfloh. Und da man merkte, daß eben er, welcher die Gefahr in trunkenem Übermut herausforderte, verschont blieb, so mehrte sich die Zahl derjenigen, welche ein Gleiches taten. Bald waren die Gassen und Plätze betrunkenen Strolchen überlassen, welche gleichsam der Königin Pest zutranken

und lachend ihren Schrecknissen trotzten. Eben diese waren es dann auch, welche für Gold sich herbeiließen, die Toten aus den Häusern wegzutragen oder in den Straßen aufzulesen und sie der Bestattung oder Verbrennung zuzuführen. Sie übten ihr Handwerk mit der rohen Vermessenheit von Menschen, welche ihr Leben nicht umsonst aufs Spiel setzen wollen. Sie forderten und nahmen, was ihnen gefiel, plünderten und verübten in den Behausungen, in welche ihr Beruf sie führte, jede Art von Gewaltsamkeit. Scheu vor dem Gesetze gab es nicht, denn die Tätigkeit der Gerichte war längst ins Stocken geraten, und der Verbrecher dachte, daß die Seuche entweder diejenigen, die ihn anklagen könnten, dahinraffen oder ihn selbst der Notwendigkeit, sich zu verantworten, überheben werde.

Aber nicht bloß Männer der ärmeren und der untersten Klassen überließen sich roher Ausschweifung, auch Begüterte taten so, vornehmlich war es die Jugend, welche in solcher Art sich gegen den Eindruck des sie umgebenden Grausens zu waffnen suchte. Viele sahen sich plötzlich reich geworden, indem das Erbe ihrer Eltern, ihrer Geschwister, ihrer Verwandten ihnen auf einmal zufiel. Da sie aber fürchten mußten, bald ein gleiches Schicksal zu erleiden, wie diejenigen, welche sie beerbt hatten, so suchten sie der ihnen zuteil gewordenen Glücksgüter soviel als möglich froh zu werden und vergeudeten dieselben in betäubenden wilden Genüssen. Beim Anblicke dieser schnell Bereicherten schlug in andern die Erwartung Wurzel, eines gleichen Loses froh zu werden; aus der Erwartung aber keimte Hoffnung und frevelhafter Wunsch.

So lösten auch in diesem Betracht sich mehr und mehr die sittlichen Bande, und es freuten die Überlebenden sich der Vorteile, welche aus dem Unmaße des allgemeinen Sterbens für sie erwuchsen.

Wenn aber die Seuche mit ihren Wirkungen den Genußtrieb in vielen krankhaft zu steigern schien, so machte auch hier wie überall die Regel sich geltend, daß die Gegensätze

nebeneinander walten, oder daß einer in den andern umschlägt. Mit dem zügellosen Treiben und mit der Auflösung aller Bande breitete mehr und mehr auch düsterer Aberglaube seine Herrschaft aus. Bald suchten diejenigen, welche noch eben zu wilder Trunkenheit und Ausgelassenheit sich geflüchtet, ein neues Schutzmittel und einen neuen Trost in übertriebener Frömmigkeit, in abergläubischer Verehrung der Götter.

Männer traten hervor wie Diopeithes, welche das über Athen verhängte Mißgeschick als eine Strafe darstellten für die vorher verübte Götterverachtung, und der Grimm des Volkes wendete sich gegen diejenigen, welche ihm von Diopeithes und seinesgleichen als die hauptsächlichsten Urheber des Götterzornes bezeichnet wurden.

Nun gedachte man auch jenes mystischen Sabazioskultes wieder, und von jenem Metragyrten wurde gesprochen, welcher in dem Erdschlund des Barathron gestürzt worden war durch die übermütigen, trunkenen Ithyphaller. Und viele gab es jetzt, welche der Meinung waren, man habe vielleicht mit Unrecht jenen Heiland Sabazios verschmäht, jenen Erlöser von allen Übeln, und in der Freveltat, welche an dem schuldlosen Metragyrten begangen worden, sei der eigentliche Anlaß des Götterzornes und insbesondere die Rache des beleidigten Sabazios zu erblicken. Ihn zu versöhnen, meinten sie, sei nun ihre erste Pflicht und das einzige Heilmittel der menschenvertilgenden Seuche. Eine gewisse zu Athen lebende Fremde, Ninos geheißen, ein Weib, welches auf allerlei Zauber und geheimnisvolle Dinge sich verstand, warf zu einer Priesterin und Verkünderin des Sabazios sich auf. In die Weihen dieses Gottes sich aufnehmen zu lassen, galt bald als Heiligtum und Errettung. Mit wunderlichen Gebräuchen wurde der Aberglaube vollzogen: ein Rehfell wurde den Einzuweihenden umgehangen, ein Weihetrank wurde ihnen zu trinken gereicht, sie wurden mit Lehm und Kleien eingerieben, und eine Schlange wurde durch ihren Busen gezogen. Sie saßen dabei auf der Erde, und mit dem Ausrufe: „Dem Übel entrann ich, das Beßre

gewann ich" erhoben sie sich nach vollbrachter Weihe. Eine nächtliche Feier vereinigte düstere Bräuche mit Orgien der Sinne. So fand das, wozu die Not der furchtbaren Landesplage verirrte Gemüter trieb, Ausschweifung und Aberglaube, in dem Sabaziosdienste sich vereinigt. Man sah nun häufige Umzüge zu Ehren der Kybele und des Sabazios. Viele gab es, welche es den Metragyrten gleich taten, die Sikinnis tanzten und dabei sich geißelten und verwundeten. Aber auch die Pest zu heilen rühmten sich die Anhänger des phrygischen Gottes. Sie setzten den Erkrankten auf einen Stuhl und umtanzten ihn mit wildem Getöse. Sich in diesen Reigen zu mischen, galt als ein Schutzmittel gegen die Krankheit für die Gesunden.

So weit war es gekommen mit dem Volke der Athener.

Was Aspasia gefürchtet hatte und verhindern zu können glaubte, geschah: Fremdes und Düsteres drang ein in die heitere und schöne Griechenwelt, um, wenn auch nicht sofort zu völligem Siege zu gelangen, doch dasjenige vorzubereiten und anzudeuten, worin das Hellenentum wie ein heller Stern in trübem Gewölk erlöschen sollte.

Während zu Athen die furchtbare Seuche dumpfe Verzweiflung und geisttrübenden Wahn ausbrütete und einem fremden Aberglauben die Bahn brach, der nicht mehr harmlos war wie der heimische und eingeborene, sondern die Wurzel gesunden Lebens benagte, umlauerten Schrecken anderer Art das attische Land.

Der Krieg war neuerdings entbrannt. Neuerdings überfiel peloponnesisches Volk die ländlichen Gaue Attikas und drängte die Bevölkerung derselben in die Stadt, neuerdings war eine starke Flotte, diesmal geführt von Perikles selbst, ausgelaufen, und wieder zwangen die Erfolge, welche dieselbe an den Küsten des Peloponnesos erkämpfte, den Spartakönig zu eiliger Heimkehr. Aber Potidäa widerstand noch immer, Korinth mußte belagert werden, und bald hier, bald dort loderte in Kolonien und verbündeten Städten die Flamme des Aufruhrs neu empor.

Um Aspasia und seine beiden Söhne Paralos und Xanthippos dem Bereiche der größten Gefahr zu entrücken, hatte Perikles ihnen für die Zeit seiner Abwesenheit das ländliche Gut zum Aufenthalte angewiesen. Dorthin begab sich Aspasia mit ihrer ganzen Hausgenossenschaft. Aber das Unheil folgte ihr, und aus der Pflanzschule der geistbeseelten Anmut wurden nach Simaitha auch Drosis und Prasina hinweggerafft. Sie waren aus der Gefangenschaft zu Megara durch den siegreichen Perikles nur befreit worden, um zu Athen in ihrer Jugendblüte dem Würgengel der Pest zu verfallen.

Wer es vermochte, der entfloh gleich Aspasia aus der verpesteten Stadt in die ländlichen Gaue oder auf nahe gelegene Inseln, wo die Gefahr geringer schien.

Zerrissen war der Freundeskreis Aspasias. Euripides hatte nicht erst jetzt Athen verlassen. Zum Menschenfeinde geworden, lebte er auf Salamis in stiller Verborgenheit und brachte am liebsten seine Zeit in jener Ufergrotte hin, in welcher er unter wildem Schlachtgewitter das Licht der Welt zuerst erblickt hatte. Hier saß er einsam und hing seinen Betrachtungen nach, die Augen auf das Meer gerichtet und nichts von Athen zu hören verlangend, als was ihm etwa die Wellen zuflüsterten, die von dort herüberkommend zu seinen Füßen verschäumten.

Sophokles lebte nach wie vor in seiner ländlichen Zurückgezogenheit am Kephissosufer, und das Haupt des Götterlieblings blieb dort unberührt von der Geißel, welche das Schicksal über den Athenern schwang. Heitere Weisheit war ihm treu geblieben und hatte ihn gelehrt, dem Lose des Perikles zu entgehen, nichts seinem Herzen allzu teuer werden zu lassen, und dem Ernste des Lebens nicht allzu große Gewalt über sein Gemüt zu verstatten.

Auch das Haupt des Sokrates verschonte die Geißel, obgleich er die Brutstätte der wütenden Seuche nicht verließ, furchtlos die Gassen Athens durchwanderte, auch die Nähe der Menschen nicht vermied, und überall, wo er konnte, hilfreich sich erwies.

Der junge Alkibiades hatte inzwischen des Hipponikos Tochter, die rosige Hipparete, als Gattin in sein Haus geführt.

Auch er trotzte mit dem alten Übermut den Schrecken der Seuche, obgleich er sah, daß der Götterzorn die Ithyphaller nicht schonte, und die Pest einen seiner liebsten Genossen, den jungen Demos, den Sohn des Pyrilampes, von seiner Seite dahinraffte. Als Perikles mit den Schiffen auszog, war Alkibiades in seinem Geleite. So konnten die Sabaziosdiener ihr Wesen treiben, ohne die wilden Ithyphaller und den Erdschlund des Barathron fürchten zu müssen.

Die Seuche ließ ein wenig nach, eben nur soviel, daß der einzelne auch des Gemeinwesens wieder gedenken und die Stadt der Athener von dem, was sie unmittelbar bedrängte, den Blick wieder auf das zu richten vermochte, was im weiteren Kreise sie umdrohte. Die sich erneuernde Kriegsnot fand verzagte Gemüter; die waffenfähige Mannschaft war verringert durch die Pest, auch auf der Flotte und vor Potidäa herrschte die Seuche. Erfolgreich kämpfte Perikles mit seiner Flotte auch jetzt an der peloponnesischen Küste. Aber was half es, da allmählich ganz Hellas, in Parteien gespalten, in die Wirrsal mit hineingezogen wurde, an diesem Punkte der Kampf erlosch, an jenem wieder entbrannte, überall nicht bloß die beiden Gegner, sondern auch die Verbündeten derselben aneinander gerieten, die Bundesgenossenschaften selbst aber beständig schwankten und wechselten. Nicht mehr war die Führung einem einzelnen möglich; was hier errungen wurde, ging an einem andern entfernteren Punkte wieder verloren, nirgends stellte der Feind sich zu letzter Entscheidung, in unzählige Einzelkämpfe zersplitterte sich der große Hellenenkrieg.

Auf die Kunde, daß das zage Volk zu Athen in Unterhandlungen mit Sparta sich einließ, beschleunigte Perikles seine Heimkehr. Die Athener neu zu ermutigen, schmachvolles Verzagen zu hindern, dachte er; aber diese, mürbe gemacht durch die schwere Heimsuchung des Schicksals, kamen günstiger

als je den geheimen Plänen der Demagogen und des Diopeithes entgegen.

Der Erechtheuspriester war von der Pest befallen worden und wieder genesen. Seit jener Zeit war sein wilder, fanatischer Eifer noch gewachsen. Einen Götterwink erblickte er in seiner Errettung aus der tödlichen Gefahr.

Eines Tages ereignete es sich, daß auf der Agora ein Häuflein von Bürgern um einen Mann versammelt stand und seinen Reden lauschte. Denn allmählich wagten die Athener es wieder, sich einander zu nähern, während noch kurz vorher einer den andern wie die Pest selber geflohen hatte.

Der Mann, der inmitten des Häufleins von Zuhörern stand, war einer von den mutig und frei Gesinnten, welchen nun doch zuweilen wieder die Zunge gelöst schien. Er vermaß sich nicht bloß, unverhohlen gegen die Demagogen zu eifern und aufs lebhafteste für den Perikles einzutreten, sondern auch den Aberglauben zu verurteilen, welchem das athenische Volk zur Beute geworden. Da nun unter den Zuhörern viele Anhänger des Diopeithes und des Kleon waren, so entspann sich ein heftiges Gezänk, und jener Freigesinnte wurde zuletzt von den auf ihn eindringenden Gegnern ergriffen und mißhandelt.

In diesem Augenblick kam der Erechtheuspriester des Weges, begleitet von einer Anzahl seiner Anhänger und Freunde.

Als er vernahm, daß jener den Perikles verteidigt und das Vertrauen der Athener auf die Götter kleinmütigen Aberglauben gescholten, nahmen die Züge des Priesters den Ausdruck einer unheilvollen, düsteren Erregung an.

Er drehte eine Zeitlang seine Augen starr aufwärts, wie unmittelbar im Geiste mit dem Himmlischen verkehrend, und dann begann er, zum Volke gewendet:

„Wisset ihr, Athener," sagte er, „daß in dieser Nacht die Götter mir einen Traum gesendet und jetzt zur rechten Zeit mich an diese Stelle geführt haben. Schuld auf Schuld ist gehäuft worden in einer langen Reihe von Jahren zu Athen:

Sophisten und Götterleugner haben euch betört, Hetären haben euch beherrscht, Tempel und Götterbilder sind errichtet worden, nicht zur Ehre der Götter, sondern zu leerem Prunk und zum Verderb der schlichten Denkart und der frommen Weise der Väter. Zur Strafe für Entartung, Götterleugnung, Üppigkeit leidet ihr nun, was ihr leidet. Nicht zum erstenmal entladet sich Götterzorn über die Hellenen. Und ihr wißt, in welcher Weise Götterzorn in Urväterzeiten beschwichtigt zu werden pflegte. Ihr wißt, daß die Götter zuweilen nur durch das höchste aller Sühnopfer, durch ein Menschenopfer versöhnt werden konnten. Ergreift diesen Götterleugner: sein Leben ist durch die frevelhafte Leugnung der Götter nach dem Gesetze ohnedies verwirkt. Er ist ein Verbrecher, unrettbar dem Tode verfallen. Aber statt durch die Hand des Scharfrichters seine Strafe zu erleiden, soll er in der Weise des uralten, halbvergessenen Brauchs den Göttern dargebracht werden als Sühnopfer, soll mit Sang und Klang durch die Straßen geleitet, verbrannt, und, zu Asche verwandelt, in die Winde gestreut werden!"

Während der Priester sprach, hatte immer mehr des Volks sich versammelt. Darunter war auch Pamphilos. Als dieser hörte, daß man jenem Freunde und Verteidiger des Perikles ans Leben gehen wolle, zeigte er sogleich sich einverstanden.

„Drüben am Ufer des Ilissos", sagte er, „brennen Tag und Nacht die Scheiterhaufen, auf welchen die von der Seuche Dahingerafften verbrannt werden. Auf einem jener lustig flackernden Holzstöße wird auch Platz sein für diesen . . ."

Damit faßte er selbst, der erste, jenen Schuldigen, und eine Zahl der wildesten unter seinen Gesellen schickte mit ihm sich an, den Unglücklichen hinwegzuschleppen.

Jetzt kam Perikles auf die Agora, im Begriffe, sich in das Buleuterion zu begeben. Er sah den Tumult und erforschte die Ursache desselben.

Laut hallte es aus der wilderregten Menge zurück, daß die Götter ein Sühnopfer verlangen, und daß man eben sich

anschicke, denselben ein solches in der Person des Frevlers und Götterleugners Megillos darzubringen.

Perikles drängte sich mit abwehrender Gebärde dazwischen. Ihm aber trat Diopeithes entgegen.

Und nun standen die beiden Männer, auf welchen die Führerschaft des großen Kampfes beruhte, der seit Jahren zu Athen gekämpft wurde und der Entscheidung immer näherrückte, zum ersten Male persönlich wie im Zweikampfe sich gegenüber.

„Zurück, Alkmäonide!“ rief der Erechtheuspriester. „Willst du auch jetzt noch den Göttern entziehen, was ihnen gebührt, und was sie gebietend verlangen? Willst du dem Volke der Athener es wehren, die schuldige Sühne zu suchen und die endliche Errettung aus der Not, in welche kein anderer als du selbst es gestürzt hat? Siehst du nicht, wohin deine Verblendung dies früher von den Göttern gesegnete Volk geführt hat? Dein Werk ist es, wenn sie von der alten frommen Weise sich abgewendet, wenn sie nach Reichtum, Wohlleben und eitlem Glanz getrachtet, wenn sie falschem Lichte gefolgt sind und gehört haben auf die Worte der Götterverächter!“

„Und du, Diopeithes?“ entgegnete Perikles mit ernster, aber ruhiger Entschiedenheit; „wohin gedenkst du das Volk der Athener zu führen? Zum fanatischen Morde der Bürger — zu Erneuerung rohen, unmenschlichen Greuels, vor welchem, einer helleren Gesittung zureifend, der Hellenengeist schon seit Jahrhunderten mit Schauder sich abgewendet!“

„Danke den Göttern, o Perikles!“ rief Diopeithes, „daß sie diesen da in unsere Hand gegeben — danke den Göttern, wenn sie mit dem Blute dieses Mannes sich für jetzt begnügen wollen! Denn wenn sie den eigentlichen Schuldigen von uns forderten, den Schuldigsten im Volke der Athener, weißt du, wen wir ergreifen und den Flammen überliefern müßten? Wie einst der Seher Teiresias den übermütig prahlenden Ödipus, so müßten wir dir zurufen, Alkmäonide, du bist der Schuldige, du bist der Urheber des Götterzornes!

Alter Fluch ruht auf deinem Geschlechte! Durch dich, durch deine Genossen und Freunde ist Athen gottlos geworden, durch dich ist die Kriegsnot über uns hereingebrochen, und die schlimmste Geißel in Götterhänden, die Pest, sollte zu voller Sühne mit keinem andern, als mit deinem Blute abgewendet werden!"

„Wenn es sich so verhält, wie du sagst," entgegnete ruhig Perikles, „so laßt den Mann da los und opfert denjenigen, welcher euch der Schuldigste dünkt!"

Damit befreite Perikles den zum Tode Verurteilten aus der Hand des Pamphilos. Mit einem Grinsen der Genugtuung ließ dieser sein früheres Opfer los und säumte nicht, froh des Tausches, Hand an den ihm verhaßten, nun selbst sich darbietenden Strategen zu legen.

„Was zögert ihr?" sagte Perikles zu den betroffenen, stummen und regungslosen Athenern. „Meint ihr, daß ich nur in der Erwartung mich darbiete, von euch verschont zu werden? Glaubet, Männer von Athen, daß es mir fast gleichgültig erscheint, ob ihr mich verschont, oder mich hinweg zum Tode schleppt! Dem schönsten Glücke, dem ruhmvollsten Glanze, dem vollen Lichte der Wahrheit und der Freiheit meinte ich Athen entgegenzuführen, und nun sehe ich, daß ein götterverhängter Umschwung — oder ist es ein Fluch von Anbeginn, der allem Naturlaufe anhängt? — uns wieder ergreift und zurückführt in Nacht und Wirrsal; daß nicht bloß äußeres Ungemach hereinbricht über Hellas, sondern auch in unserm Innern allmählich dunkle Gewalten über die lichten siegen! Ich danke den Göttern, wenn ich meines Vaterlandes Glanz und Blüte nicht überlebe! — Tötet mich!"

Stumm und regungslos standen noch immer die Athener. Pamphilos wurde ungeduldig.

Jetzt trat ein Mann aus der Menge hervor und sagte, indem er Miene machte, hinwegzugehen: „Wenn ihr den Perikles töten wollt, so tut es ohne mich. Ich will nichts davon sehen. Mich hat er einmal in Thrazien als Schwer-

verwundeten mit eigenen Händen fortgeschleppt, als alle andern vor der großen Überzahl der Angreifer entflohen und mich in des Feindeshand zurücklassen wollten!"

„Auch ich gehe!" rief ein zweiter. „Ich wurde von ihm im samischen Kriege begnadigt, als die andern mir feindlichen Strategen ob eines geringen Vergehens mich zum Tode verurteilen wollten."

„Auch ich will mit der Sache da nichts zu tun haben," sagte ein dritter; „auch mir hat Perikles Gutes erwiesen durch seine Fürsprache, als ich bei allen Obrigkeiten Athens das mir gebührende Recht nicht fand."

„Auch mir! Auch mir!" scholl es aus der Menge, und immer größer wurde die Zahl der Männer, welche von dem Haufen sich absonderten.

„Durch die wissentliche Schuld des Perikles hat kein Athener jemals Trauer angelegt!" ertönte es. Pamphilos hielt sein Opfer, das ihm zu entgehen drohte, krampfhaft fest.

„Laß den Perikles los, Pamphilos!" riefen einige. Dann riefen es noch mehrere, und endlich scholl der Ruf im lauten Chore:

„Laß den Perikles los, Pamphilos!"

An diesem Manne konnten die Athener selbst in ihren schlimmsten Augenblicken sich nicht vergreifen.

„Noch einmal hast du gesiegt!" rief höhnend Diopeithes dem Befreiten zu. „Aber es war vielleicht der letzte deiner Triumphe. Auf dein Haupt wälze ich die Schuld, wenn die Götter unversöhnt bleiben und ihre Geißel fortwütet über uns!"

Kurze Zeit nach diesem Begebnis wurden die beiden Söhne des Perikles, Paralos und Xanthippos, von der Seuche ergriffen und fielen derselben zum Opfer.

Mit Genugtuung wies der Erechtheuspriester auf den offenbar gewordenen Götterfluch, welcher nun endlich das Geschlecht der Alkmäoniden austilge.

Die Gewalt der Seuche nahm wieder zu. An das unter=

lassene Sühnopfer und an Perikles, der es hintertrieben hatte, erinnerten jetzt unablässig Diopeithes und seine Anhänger. Glaubwürdig erschien die Verschuldung und der Götterzorn nach dem Unglück, welches von den Himmlischen über den Mann verhängt erschien.

Mehr als je wurden die Gemüter der Athener verdüstert. Das Feld war den Gegnern des Perikles überlassen.

In einer Art von dumpfer Gleichgültigkeit ließ Perikles, nach so vielem Ungemach nun auch noch durch den plötzlichen Tod seiner Sprößlinge, durch den Untergang seines Hauses erschüttert, den Dingen ihren Lauf. Der Augenblick, den lange vorbereiteten Streich zu führen, war für seine Feinde gekommen.

Ihn seines Strategenamtes und aller andern von ihm bekleideten Würden zu entheben, wurde in spärlich besuchter Volksversammlung von frecher Bosheit beantragt und von stumpfsinniger Verwirrung gutgeheißen.

Nach Jahrzehnten ruhmvoller Staatslenkung sollte Perikles, der Olympier, wieder einfacher athenischer Bürger sein? Diopeithes sollte endgültig gesiegt haben?

Wohlauf denn, ihr Männer, hieß es jetzt, die ihr das große Wort im Volke führt, Kleon, Lysikles, Pamphilos, zungenfertige Redner und Ratgeber auf der Pnyx — stellt euch an die Spitze der Flotten und Heere! Ergreift die Zügel, die man den Händen des herrschsüchtigen Perikles entwunden!

Auf der Agora ereifert in der Tat sich eben wieder der unermüdliche Pamphilos, einen Schwarm des Volkes um sich versammelnd, den Beruf seines Freundes Kleon zur Führerschaft darzutun, den Mut desselben, seine Gesinnungen, seine Fähigkeiten zu rühmen.

Nach langem und lebhaftem Gespräche der Versammelten tritt plötzlich ein ärmlicher Mann von sonderbarem, halbverwildertem Ansehen hervor und beginnt vor dem Volke mit Eifer: „Mitbürger!“ ruft er, „wir haben den Perikles abgesetzt, wir, das athenische Volk. Und dies war gut, insoferne Perikles daraus ersehen konnte, daß wir noch die

Volksherrschaft haben hier zu Athen. Insoweit, sage ich, war es gut. Im übrigen aber bleibt es doch eine verwünschte wunderliche Sache, sich ein Bein abzusägen in dem Augenblicke, wo man zu Olympia wettlaufen soll — und nachdem wir aus dem Rauch ins Feuer gekommen, und vom Pferde auf den Köter . . ."

„Der dir in die Waden fahren soll, du Wicht!" unterbrach ihn ergrimmt der Mann aus der rohen Hefe des Volkes. „Wirst du nicht schweigen?"

„Ich schweige nicht!" entgegnete jener halb Verwilderte. „Ich bin athenischer Bürger so gut als einer und scheue niemand. Ich bin ein Mann aus Halimos: Bandkrämer war ich, und habe bessere Tage gesehen; aber nachdem mir Weib und Kinder hingestorben an der Pest, und ich selber nur mit genauer Not unter Leichen vom Krankenlager wieder aufstand, habe ich alles liegen lassen, wie es lag, und mich hier in der Stadt als Leichenträger verdungen, das heißt, ich helfe die Pestleichen aus den Häusern zu den Scheiterhaufen schleppen."

Bei dieser Äußerung des Mannes wichen alle scheu von ihm zurück und hielten sich in ängstlicher Entfernung von seinem Leibe.

Der einstige Bandkrämer aus Halimos aber ließ sich dadurch nicht stören und fuhr fort:

„Ich rühme mich, wie ihr mich da seht, ein Mann von Erfahrung zu sein in politischen Dingen. Ich war vor fünfzehn Jahren unter denjenigen auf der Pnyx, welche die Erbauung des Parthenon beschlossen, und welche den Richtersold und die Schauspielgelder bewilligten. Ich habe immer meine Bürgerpflicht getan und das Wohl des Gemeinwesens im Auge gehabt, und ich sage euch, die Peloponnesier sind keine Rinder und Schafe, daß sie sich von dem Gerber Kleon so ohne weiteres das Fell möchten gerben lassen. Und wenn die beiden Söhne des Perikles an der Pest hinwegstarben, so hätte man, genau genommen, den unglücklichen Mann, den kinderlos gewordenen Vater, bedauern, nicht aber des-

halb ihn als einen vom Götterzorn Bezeichneten schmähen und verfolgen sollen."

„Genug von Perikles", unterbrach den Bandkrämer wieder der schreiende Pamphilos. „Wir wollen nichts mehr hören von Perikles. Er taugt nichts mehr. Er kränkelt, wie man hört. Was soll uns ein kranker Mann?"

„Gib acht, Pamphilos!" rief der andere; „das Heilmittel des kranken Löwen ist, wie das Sprichwort sagt, daß er einen Pavian verzehrt!"

„Du willst mich lästern?" schrie der Wurstmacher und hob seine Ferse schon empor, um der Hüfte des Gegners damit einen Stoß zu versetzen.

„Komm heran!" rief der Mann aus Halimos, „ich gerbe dich durch, bis dein Fell ein Purpurkleid! — Ich reiße dir die Lunge aus dem Leibe und hasple dein Gekröse!" — Pamphilos entwich scheu vor der Berührung des Pestleichenträgers.

„Zurück!" rief er, „zurück! Wage es nicht, deine verpestete Hand an den Leib eines athenischen Bürgers zu legen! Zurück, Elender! Elendester, Allerelendester der Menschen!"

„Warum?" rief der Pestleichenträger grinsend. „Du wirst es vielleicht noch leiden müssen, wenn ich dich anrühre! Solche Burschen wie du hoffe ich noch einige Dutzend auf meinen Karren zu bekommen! Im übrigen aber wiederhole ich: es war gut, daß wir den Perikles absetzten, damit er sehe, daß wir ihn absetzen können, wenn wir wollen; nachdem er dies aber gesehen, ist das beste, daß wir hingehen und ihn wieder einsetzen und ihm die Flotte wieder anvertrauen, denn wir können ihn nicht entbehren, sag' ich — wir haben keinen zweiten seinesgleichen und nicht jeder, der eine Keule trägt, ist auch ein Herakles . . ."

In der Tat, wer zu Athen wieder den Krieg wollte, der mußte auch den Perikles wollen. Potidäa war endlich gefallen — neu regte sich, wenn auch nur mit mattem Flügelschwunge, die Hoffnung. Rasch schlug die Stimmung im beweglichen Athenervolke wieder um.

Am nächsten Tage strömten die Athener zur Pnyx und meinten, es sei noch der alte Perikles, welchem sie neuerdings sich anvertrauten. Sie irrten . . .

Sophokles war der erste, der seinem Freunde die Kunde von dem neuen Entschlusse des Volkes brachte.

„Die Athener haben dir alles zurückgegeben!" sagte glückwünschend der Dichter.

„Alles," entgegnete Perikles bitter lächelnd, „nur nicht das Vertrauen auf sie, das Vertrauen auf das Glück Athens, und das Vertrauen auf mich selbst!"

„Diopeithes triumphiert dennoch!" fuhr er fort. „Scheinbar ist er zuletzt nun wieder unterlegen, in Wahrheit aber sind wir die Besiegten zu Athen. Das nächste seiner Ziele zwar erreichte Diopeithes nicht, aber was er und die Seinen getan und vorbereitet seit lange, das war nicht verloren im Volke der Athener!"

„Verbanne die trüben Ahnungen aus deinem Herzen!" mahnte Sophokles. „Athen und Hellas stehen noch auf ihrer Höhe: noch manches Herrliche werden sie zeitigen, noch manchen Ruhmeskranz erringen. Nicht uns geziemt es, zu klagen, welchen es vergönnt war, die edelste Blüte entfaltet zu schauen . . ."

„Aber auch den Wurm, der sich festsetzt in dieser edelsten Blüte!" erwiderte Perikles. „Noch ist sie nicht da, die Zeit, die sich ankündigt, aber eine dunkle Zukunft wirft ihren Schatten weit voraus. Nach einem Gipfel heiterer Freiheit, Schönheit und Erkenntnis strebten wir. Verwirklicht hat von unseren Träumen der Traum der Schönheit sich — die andern aber zerrinnen in Nacht und Wirrsal. Kurz sind, wie es scheint, die Lebensfrühlinge der Völker, und ihre Blüten welken, bevor sie sich noch völlig entfaltet!"

So sprach an jenem Tage Perikles zu dem edelsten seiner Freunde. — Noch einmal wuchs die Gewalt der verheerenden Seuche.

Es kam im Wandel der Monde eine finstere Nacht, eine sturmdurchsauste Nacht. Kühl wehte der Wind her über das

attische Land von den Klüften und Zacken des Pindus. Finster schlugen im Piräus die Wogen an die Steindämme. Die Schiffe im Hafen schwankten, ihre Balken krachten, ihre Ruderstangen knarrten. In den menschenleeren Straßen von Athen spukten die Winde wie Gespenster, mit den offenen Türflügeln verödeter Behausungen spielend, einsame Peristyle durchwimmernd. Man wußte zuweilen nicht, ob es das Heulen und Gewimmer des Windes war, oder die Klagen und Seufzer jammernder Mütter, was man vernahm. Über Zinnen, Giebel und Marmorbilder des Parthenon flog schwarzes Gewölk. Die als Weihegeschenke aufgehangenen Schilde schlugen klappernd an die Architrave, an welchen sie hingen. Nächtliche Vögel krächzten. Das Riesenbild der mit Lanze und Helm bewehrten Athene Promachos erbebte auf seinem granitenen Sockel.

In dieser dunkeln, winddurchsausten Nacht, wo jeder sich im Innern seines Hauses hielt und die Straßen wieder leergefegt sich zeigten, irrte ein Mann umher, von einer seltsamen Unruhe getrieben. Dieser Mann war Sokrates. Nicht fremd geworden war ihm die alte Gewöhnung, nächtlich umherzuwandeln in wilder Gedankenjagd: mehr selbst gejagt von den Gedanken, als nach ihnen jagend. So schweifte er auch in jener Nacht umher, blindlings, wie nach einem unbewußten Ziele getrieben.

Er geriet ans öde Ufer des Ilissos, wo niedergebrannte Scheiterhaufen lagen und wo bei Hügeln von Asche und glimmenden Kohlen der tolle Menon saß. Der Tolle grinste, fachte mit seinem Odem die Kohlen an und wärmte sich dabei, und schlürfte zuweilen einen Schluck aus einer Flasche edlen Chiers, weggetragen aus einem durch die Pest entvölkerten Hause, dessen Vorräte den Strolchen zur leichten Beute geworden.

Hie und da stieß der Fuß des eilenden Sokrates im Dunkel auf nur halb verbrannte, schwarzverkohlte Glieder.

Und weiter verfolgte er, ziellos, seinen Weg. Da fühlte er von Veilchenduft sich angelockt. Er nähert sich und stößt

auf einen Brunnen, mit Veilchen umpflanzt nach Athener Sitte. Die Veilchen dufteten so seltsam. Die heiße Stirn zu kühlen, beugt Sokrates sich nieder und seine trockenen Lippen suchen die labende Feuchte. Aber auch hier grinst ihm der Tod entgegen, und bald wird ihm des Veilchenduftes seltsame Mischung erklärlich. Einen Leichnam trug die besudelte Welle, einen der Unglücklichen, welche die verzweifelte Gier nach Kühlung noch in den Stunden der Agonie zu den Brunnen trieb. Schaudernd fuhr Sokrates zurück. Dann aber, sich fassend, pflückte er eines von den Veilchen, betrachtete es lange sinnend und sagte: „O ihr attischen Veilchen, wer wird künftig euch noch preisen und die veilchenbekränzten Athener, wenn euer gefeierter Würzeduft so arg gemischt ist mit Moderdüften?"

Er stürzte zurück, tiefer in die Gassen, wo die Türen verödeter Häuser im Winde klapperten. Er blickte zur Akropolis empor und sah das schwarze, tiefgesenkte, zerrissene Gewölk, das mit den kreischenden Nachtvögeln zugleich, Geistern des Unheils ähnlich, das Riesenbild der Athene Promachos umflog . . .

Als ob die Unglücksgeister, die er dort zu erblicken glaubte, sich zu ihm niederließen und ihn verfolgend hetzten, irrte Sokrates umher. Plötzlich fand er sich vor dem Hause des Perikles. Er blieb stehen. Wie oft hatte er diese Schwelle überschritten! Und welch lange Zeit war nun verstrichen, seit er sie nicht wieder betreten! Er näherte sich wie unbewußt und unwillkürlich der Pforte. Er merkte, daß sie nicht verschlossen war, wie vergessen, vernachlässigt, ohne Hüter. Er trat ein, öde war die Halle des Eingangs. Kein Laut drang ihm aus dem Innern entgegen. Schauerlich war die Stille, die ihn umgab. Da begegnete ihm vom Peristyl her der Schein einiger trübe flackernder Lichter. Es überlief ihn kalt, er wußte nicht weshalb. Aber zugleich drängte eine unbekannte Gewalt ihn vorwärts. Da sah er in der Mitte des Peristyls ein Lager mit Purpurkissen aufgerichtet. Auf den Purpurkissen lag ein Verblichener, den

Leib umhüllt von glänzenden weißen Gewanden — die Stirn umkränzt von grünenden Ranken des Eppichs. Neben dem ausgestellten Totenlager saß ein Weib, das Haupt gesenkt, blaß und stumm wie ein Steinbild. Sokrates blieb im Hintergrunde. Wie festgebannt stand er stille. Seine Augen hafteten starr und wie die eines Besinnungslosen auf dem Leichnam und auf dem bei dem Leichname sitzenden Weibe.

Das marmorbleiche, regungslose Weib war Aspasia. Der mit Eppich bekränzte Verblichene auf dem Purpurlager war Perikles, der Olympier. Entseelt lag der Alkmäonide, der Reigenführer jener unsterblichen Schar von erhabenen Geistern, welche Griechenland für immer verherrlichten — der Held eines goldenen Blütenalters der Menschheit, das noch immer seinen Namen trägt, das er heraufgeführt hatte über Hellas, und mit dessen Schwinden er nun auch selber dahinging.

Größer und stattlicher noch erschien jetzt der Leib des vom Pfeile des Würgengels gefällten, heldenhaften Mannes. Aber Milde war, wie im Leben, so auch jetzt ausgegossen über sein männliches Antlitz. Selbst die Pest hatte diese edlen Züge nicht entstellt. Und es war, als hätte der Tod den Olympier nicht hingeworfen und vernichtet, sondern den innerlich Gebrochenen zu seiner vollen Größe wieder aufgerichtet. Erneuert leuchtete nun wieder in den Zügen des Toten jene heitere Ruhe, die dem Lebenden zuletzt verloren gegangen, ausgeglichen schien der Zwiespalt, der in das innere Wesen des Gatten Aspasias zuletzt sich eingeschlichen.

Was sann die bleiche Aspasia am Totenlager des Perikles?

An ihrem Geiste ging ein glänzender Reigen schöner, großer, herrlicher Erinnerungen vorüber.

Sie gedachte des Augenblicks in der Werkstätte des Pheidias, wo dieses Mannes Feuerauge dem ihrigen zum ersten Male begegnete, wo nach männlich ernstem Ringen für die Größe und Macht Athens die Schönheit ihn in Bande schlug.

Vorschwebte ihr sein Bild, jetzt wie er auf der Rednerbühne der Pnyx stand und das Volk mit sich fortriß — jetzt wie er gehobenen Sinnes, begeisterungsvoll, mit ihr dahinwandelte über die Höhen der Akropolis, des Herrlichen sich freuend, das unter seinen Augen dort entstand — jetzt wie er, wiederum von Tatendrang erfaßt, vor Samos neuen Lorbeer sich erstritt — jetzt wie er warm beseelt zu Milet, das schönste Menschenlos erfüllend, auf blühender Höhe des Lebens den berauschenden Becher der Freude mit ihr leerte — jetzt wie er auf der Akropolis im Angesichte neu vollendeter, unsterblicher Schöpfungen einen Bund mit ihr schloß, die Seele voll von großen Gedanken und Hoffnungen . . .

In seiner edlen Größe schwebte er ihr vor, in seiner bestrickenden Gewalt über die Menschen, in seiner Empfänglichkeit und Wärme, in seiner würdevollen Männlichkeit — mild und klug und heldenhaft zugleich — des echten Hellenen Urbild, zu geist- und seelenvoll, um aufzugehen in einem rauhen Heldentum, und wieder zu vollbeseelt, zu tatkräftig, um sein volles Genüge zu finden in weichlichem Genuß, im Zauberbanne der Schönheit und Liebe.

Dann aber schwebte ihr sein Bild auch vor, wie er an ihrer Seite wandelte auf den Fluren des Peloponnesos, wie mehr und mehr der Ernst mit leisen Schatten über seine Stirne flog, wie er, durchpulst vom geheimsten Leben und Weben der fortschreitenden Zeit, durchwittert vom Ahnungshauch einer neuen, ernsteren, trüben Zukunft, schweigsam sein tiefstes Empfinden barg, bis er aufhörte, ein Hellene zu sein im Geist und Sinne des schönen Weibes, mit welchem er den heiteren Freudenbund der Liebe geschlossen, und bis er, nachdem er des Hellenentums Entwicklungslauf in seiner eigenen Seele durcherlebt, von unheilbar trüben Ahnungen erfaßt, mit der Macht und Größe seines Vaterlandes selbst zusammenbrach.

Wie Aspasias Auge an dem Antlitz des entseelten Perikles, so haftete das Auge des Sokrates regungslos an dem bleichen Angesichte des Weibes.

Wie das verkörperte Hellas schien sie ihm, welches trauernd saß an der Bahre des edelsten seiner Söhne.

Wie bleich und ernst blickte es aus den Zügen des schönen Weibes, dies einst so heitere Hellas!

Jetzt erhob Aspasia ihr Auge, und ihr Blick begegnete dem des Sokrates. Es war ein langer, langer Blick, mit welchem Aspasia und Sokrates sich begegneten.

Es war ein langer tief-ernster Blick, und kein Wort würde die Empfindungen erschöpfen, welche in diesem langen Blicke sich begegneten.

Nicht ein Laut des Mundes, nur dieser eine Blick wurde zwischen den beiden gewechselt.

Dann verschwand Sokrates. Wie ein gespenstiger Schatten war er aufgetaucht vor dem Weibe — lautlos schwand er hin. Einsam saß wieder beim Totenlager des großen Hellenen, regungslos und marmorbleich, Aspasia.

Fortsetzte Sokrates seine nächtliche Wanderung. Planlos, ziellos eilte er dahin durch die Gassen, eine ungemessene Zeitlang, mit tieferregtem Gemüte.

Die Gewalt der wimmernden und heulenden Windsbraut hatte nachgelassen. Stiller und noch einsamer als zuvor war es geworden um den nächtlichen Waller. Mitternacht war lange vorüber. Der Morgen kündigte von fern sich an mit einem fast noch unmerklichen grauen Streifen im Osten. Aber noch war es Nacht, dunkle Nacht über den Gassen Athens. Durch das zerrissene Gewölk des Himmels blinkten nur einzelne sinkende Sterne.

Plötzlich tauchte vor Sokrates ein Mann auf, reisefertig, wie es schien, begleitet von einem Sklaven. Es war ein Mann von strengen, ernsten, beinahe finsteren Zügen. Er musterte den Sokrates bei der Begegnung.

Sokrates blickte auf, als jener ihm den Weg vertrat, und erkannte den Agorakritos.

„Wohin in dunkler Nacht?“ fragte den Grübler der einstige Genosse in der Werkstätte des Pheidias.

„Mich rief ein dringendes Geschäft nach Athen," fuhr Agorakritos fort, als Sokrates mit der Antwort zögerte; „aber ich beeile mich, wieder hinwegzugelangen aus der verpesteten Stadt. Ich gehe nach Rhamnos, um endlich zu tun, was man seit so vielen Jahren von mir verlangt, um meine dort aufgestellte Göttin mit jenen äußerlichen Kennzeichen zu versehen, welche sie unzweifelhaft aus einer Aphrodite zu einer Nemesis machen. Ich habe lange gezögert — aber nun treibt es mich, den Leuten zu willfahren. Sie sollen nicht länger zweifeln, die Männer im Lande Attika, daß wirklich die Nemesis anstatt der lachenden Aphrodite mitten unter ihnen steht. Bin ich ihr doch Dank schuldig, jener mit langsamen aber sicheren Schritten wandelnden Göttin! Hat sie mich nicht gerächt an dem Weibe, das ich hasse? Eingekehrt ist sie, die Göttin der Wiedervergeltung, im Hause des Perikles und der Aspasia. Und nun vernahm ich noch zuletzt, daß gar die Seuche selbst vor wenigen Tagen den Perikles ergriff und aufs Krankenlager warf."

Sokrates blickte auf, sah dem Agorakritos ins Angesicht und sagte leise:

„Er ist tot!"

Agorakritos schwieg betroffen.

Beide gingen eine Strecke stumm nebeneinander hin.

„Tot?" fragte dann Agorakritos.

„Ich sah ihn selbst!" erwiderte Sokrates dumpf.

Wieder schwiegen die beiden eine Zeitlang.

Endlich begann Agorakritos:

„Du hast den Perikles entseelt gesehen, mir ist es zuteil geworden, den Pheidias vor meinen Augen im Kerker sterben zu sehen. Ich war bei ihm in seiner letzten Stunde. Als ich hörte, daß er schwer erkrankt sei, eilte ich zu ihm. Die Leute sagten mir, daß er alle Arznei und jede Art von Hilfe verschmähte. Perikles hatte den Hippokrates zu ihm geschickt: er aber begann mit dem naturkundigen Manne sich über die Verhältnisse der Formen und Linien des menschlichen Körpers zu unterreden. Denn ihn beschäftigte auch

jetzt auf seinem Krankenlager nur das, was ihn früher einzig gekümmert hatte.

Als ich kam, erzählten mir diejenigen, welche im Kerker um ihn waren, daß er häufig in Fieberphantasien rede und selten jemand mehr erkenne. Ich ging zu ihm hinein und traf ihn sterbend. Er erkannte mich anfangs noch ein wenig, allmählich aber verwirrten sich im Fieber seine Gedanken. Er sprach immer von großen Tempeln und Bildwerken, von Gold- und Elfenbeinbildern und Marmorfriesen — er erteilte seinen Schülern Weisungen, ganz als ob er noch in seiner Werkstätte wäre, spornte sie zur Arbeit an und schalt die Trägen, gab auch genau an, wie sie dieses oder jenes vollenden sollten, und war ungehalten, wenn sie es nicht ganz nach seinem Willen machten. Manches Mal rief er ausdrücklich mich oder den Alkamenes. Zuletzt aber schien er ganz allein zu sein mit seinen leuchtenden Gebilden, und es erschienen ihm seine Götter und seine Göttinnen, seine Pallas Athene, sein olympischer Zeus. Und es schien, daß die Götter des Olymps alle zu ihm herunterkamen und um sein Lager standen, ihm allein sichtbar, während er starb, denn er blickte mit verklärtem Angesicht um sich, und grüßte sie und sprach sie bei ihren Namen an. Zuletzt aber schien es, als ob Pallas Athene ganz allein bei ihm zurückgeblieben wäre und ihm winkte, denn er sagte auf einmal: „Wohin willst du mich führen? Ich komme!" Dann richtete er sich ein wenig empor, als ob er sich aufmachen wollte, um mit derjenigen, welche ihm winkte, hinwegzugehen, sank aber zurück, und sein Auge brach.

Er starb mitten in seinem Fiebertraumgesicht. Er starb schön, wie nur irgendein Hellene, indem das schönste Licht von Hellas noch einmal ihn umleuchtete, und die Götter ihn gleichsam von der Erde hinweg zu sich in den Olymp entrückten, in dem Augenblicke, wo die Nacht des Unheils über Athen hereinbrach, so daß er von diesem gar nichts mehr gewahr wurde, sondern mit ungetrübtem Geist hinüberging.

Anfangs hatte es mir großen Schmerz verursacht, zu sehen, wie dieser Mann im Kerker auf seinem Lager sterbend lag, denn nachdem er die Athene Promachos errichtet auf der Burg, und die Athene Parthenos, und den Parthenon selbst, und den olympischen Zeus zu Olympia, und so vieles Große, das keiner übertraf, noch jemals einer übertreffen wird, und wodurch Hellas zumeist verherrlicht ist, war von den Menschen dies sein Lohn, daß er entehrt und einsam starb im Dunkel des Kerkers.

Aber als ich ihn sterben gesehen, fühlte ich eine Rührung in der Brust, welche nicht ohne Trost war, und ging still hinweg, nachdem ich dem Meister die Augen zugedrückt, und seine Stirne geküßt, und beklagte nur mehr Hellas und uns alle, die wir zurückbleiben, nachdem die Größten und Besten dahingegangen!"

Nach dieser Erzählung des Agorakritos schritten die beiden Männer noch eine Weile sinnend nebeneinander hin. Dann trennten sie sich.

Jener ging nordwärts gegen Rhamnos, aber auch Sokrates setzte, von der inneren Bewegung getrieben, seinen Weg noch weiter fort, und als er kaum ein paar Schritte gegangen, stieß er auf einen angezündeten Scheiterhaufen. Auf diesen waren viele Pestleichen geworfen. Unter diesen Leichen aber sah Sokrates auch den tollen Menon liegen.

Den bis zur Betäubung Berauschten hatten die Pestleichenträger unter Leichnamen tiefschlafend gefunden, und den scheinbar Leblosen auf den Holzstoß geworfen, wo die Flamme ihn schon umzüngelte.

Ein Hund umkreiste winselnd den Scheiterhaufen.

Jetzt ergriff den Tollen die Flamme. In diesem Augenblicke sprang auch der Hund auf den Holzstoß und verbrannte mit seinem Herrn.

Ein wundersames Gefühl überlief den Sokrates. „Nun bist du frei, Menon!" sagte er.

„Nun bist du frei!" wiederholte er noch mehrere Male, während er mit glutender Stirne seinen Weg fortsetzte.

„Kommt vielleicht einst eine Zeit, wo alle Sklaven frei sein werden?“ dachte er im Weiterschreiten. — „Oder alle Freien Sklaven?“ fügte er sinnend bei sich selbst hinzu — —

Er durchwanderte nun schon entlegene Gassen, nicht mehr im Bereiche der Stadt selbst, sondern in ihrer Umgebung, wo Landsitze der Athener und Gärten wechselten mit freiem Gefilde.

Eine Schwalbe verkündete auffliegend den Tag mit rudernden Schwingen.

Der wie von seinem Dämon geführte Sokrates gelangte zu einem Hause, in welchem eine gewisse Bewegung herrschte. Viele Personen kamen und gingen.

Es war das Haus des Ariston, eines edlen Atheners.

Sokrates stand still und vernahm von denjenigen, welche da aus und ein gingen, daß dem Ariston in dieser Nacht ein Söhnlein geboren worden. Nach so vielen Todesbildern eine Geburt, ein erwachendes Leben . . .

Wieder regte sich ein rätselhafter Drang in der Brust des Sokrates. Er betrat das Haus des ihm befreundeten Mannes.

Das Kind lag im Peristyl, in den Armen der Amme. Ein hochbetagter Greis, der einem Seher oder Priester ähnlich war, beugte sein schneeweißes Haupt soeben darüber und betrachtete es aufmerksam. Auch Sokrates betrachtete das Kind, welches eine breite schöne Stirn hatte, eine Denkerstirn, und dessen Antlitz schon umflossen schien von einem milden, hohen, mehr als kindlichen Ernste.

Plötzlich kommt eine Biene geflogen — eine Biene vom nahen Hymettos — eine der gepriesenen attischen Bienen — sie kommt geflogen und umschwirrt das Kind und streift einen Augenblick die Lippen desselben, nur leicht und arglos und gleichsam küssend. Dann fliegt sie wieder hinweg.

Bei diesem Anblick spricht der Sehergreis: „Ein Götterzeichen ist der Kuß der Hymettosbiene. Von den Lippen dieses Kindes wird einst die Rede verlockend träufen wie Honigseim!“

Den Sokrates erfaßt des Kindes Anblick wunderbar. Er vermag das Gefühl seiner Brust sich nicht zu deuten. Aber die Zukunft wird die Deutung bringen.

Der Knabe, der da vor den Augen des Ruhelosen, des Wahrheitsuchers liegt, er wird, zum Jüngling gereift, eine neue Botschaft verkündigen.

Seine Lippe wird träufen von attischem Honigseim. Aber mit der süßesten Beredsamkeit wird er die bitterste der Lehren predigen!

Er wird lehren, daß der Leib ein Kerker der Seele, und daß die Seele, von ihm sich losmachend, sich emporringen müsse ins Überirdische. Er wird lehren, daß Eros die Erdenwelt verachten und emporsteigen müsse ins helle Reich der ewigen, in unwandelbarer Schöne leuchtenden Ideen . . .

Und diese Lehre wird ein Echo finden auf nahen und fernen Gestaden und die Losung werden einer neuen Zeit, und im Nachhall auf eines Galiläers Lippen die Welt erobern.

Mit ihr aber wird auch triumphieren in neuem Sinne das Wort der Sabaziosdiener und Metragyrten, das düstere Wort der Selbstpeinigung und Selbstverstümmelung . . .

Sokrates ging sinnend aus dem Hause des Ariston. Er hatte eine Höhe nun erreicht, von welcher aus er das attische Land und das Meer im Morgenschein erblickte.

Auf dem Meere, gen Sunion hin, sah er ein Fahrzeug schweben. Er blickte, in Gedanken versunken, immer nach diesem Fahrzeug, ohne es zu wissen.

Dies Fahrzeug trug den „Satyr“ und die „Bacchantin“ — trug Manes und Kora nordwärts, einer neuen Heimat zu.

Sie zogen dahin, in der Brust den Keim einer Zukunft, welche berufen war zu dem Bemühen, das Reich des Guten aufzurichten über den Trümmern der Schönheit.

Sie zogen dahin, still beseligt von ihrer ernsten Liebe.

Von der Höhe der Meeresbucht blickten sie zurück und betrachteten, scheidend für immer, zum letztenmal die Stadt der Athener.

Ein leichtes, weißes Wölkchen stieg, unfern der Akropolis, aus der Stadt in die reine, klare Morgenluft empor. Es kam von dem Scheiterhaufen, welcher den entseelten Leib des Perikles in heiliger Lohe verzehrte.

Dies Wölkchen stieg empor und schwebte um die Zinnen der Akropolis.

Manes und Kora verfolgten es mit den Blicken, wie es die weiße Marmorstirn der heiligen Pallasburg umwob.

Aber das Wölkchen zerrann, und rein und wunderbar standen im klaren Lichte die Zinnen und Giebel des Parthenon und der neu vollendeten Propyläen.

Hoch hinauf ragte über den Wust und die Wirrsal der Athener Stadt und der sterblichen Menschenkinder die unsterbliche Krone des Berges.

Aus den Trümmern des Vergänglichen erhob sich im Hellenenland ein Unvergängliches, siegreich in ewiger Heitre.

Und es schien zu sagen: „Erhaben bin ich über das wechselnde Los der Menschen und ihr kleinliches Elend. Ich leuchte durch die Jahrhunderte. Ich bin immer wieder da. Ich bin wie das zaubervolle Licht über den Bergen von Hellas, und wie der ewige Glanz der Gewässer in seinen Golfen!"

Nach dem Guten und nach dem Schönen trachten die Völker.

Menschlich und edel ist das Gute — göttlich und unsterblich aber das Schöne.

Ende.

Anmerkung.

Vierundzwanzigstes Kapitel. Seite 360.

Das Dichteralbum „Egeria“ (Eger 1875), sowie die epische Gedichtsammlung „Orient und Okzident“ von K. V. v. Hansgirg enthalten ein Gedicht „Phidias“, in welchem, wie hier, dem sterbenden Meister Pallas Athene erscheint. Hansgirg selbst bezeichnet in letzterem Buche S. 79 das Jahr 1874 als die Zeit der Entstehung dieses Gedichts. Meine Erzählung vom Tode des Pheidias dagegen wurde schon im Jahre 1873 geschrieben, und da dieser ganze Roman in den ersten Monaten des Jahres 1874 im Bureau der Wiener „Neuen Freien Presse“ lag, so kann ich mich u. a. auf das Zeugnis derjenigen berufen, welche das Werk dort in Händen gehabt, daß, soviel auch seither am Manuskript der „Aspasia“ geändert worden, doch gerade jene Szene schon damals wörtlich so vorlag, wie sie jetzt gedruckt erscheint, daß also an eine durch das Gedicht des Herrn H. erhaltene Anregung nicht gedacht werden kann.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.